

DESMOND YOUNG

Rommel

Mit einem Vorwort von Feldmarschall
Sir CLAUDE AUCHINLECK

1950

LIMES VERLAG • WIESBADEN

Titel der englischen Originalausgabe: «Rommel»
Erschienen 1950 bei Collins, St. Jame's Place, London
Deutsch von Dr. Carl Britnizer
Erste deutsche Auflage 1950



21. bis 30. Tausend
Deutsche Buchrechte im Limes Verlag, Wiesbaden
Schutzumschlag: Fred Overbeck, Wiesbaden
Gedruckt bei Rad. Bechtold & Comp., Wiesbaden
und gebunden bei Karl Hanke, Düsseldorf
[Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader](#)

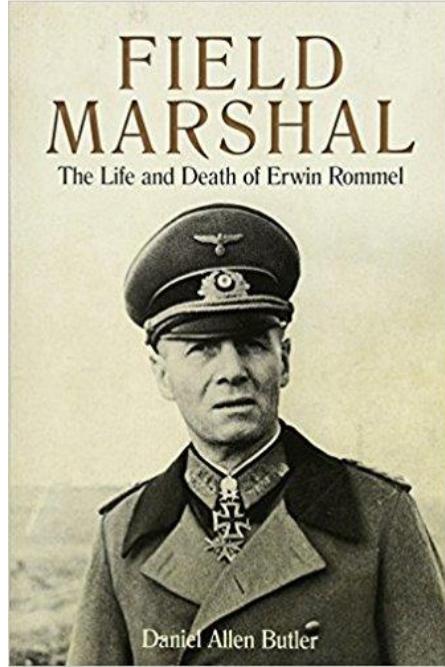
INHALT

Vorwort von Feldmarschall Sir Claude Auchinleck . .	9
Auftakt.....	12
I. Kapitel: Bengasi	15
II. Kapitel: «Unser Freund Rommel»	23
III. Kapitel: Zwischen zwei Kriegen	48
IV. Kapitel: Gespensterdivision.....	72
V. Kapitel: «Mit sehenden Augen sehen sie nicht» . .	89
VI. Kapitel: Auf Sand gebaut	101
I. Rommel gegen Wavell	101
II. «Operation Kreuzfahrer»	120
VII. Kapitel: Zu den Toren von Alexandria	138
VIII. Kapitel: So war der Feind.....	153
I. «Wüstenfest»	153
II. Nostr' alleati Italiani	165
III. Ritterlicher Krieg.....	172
IX. Kapitel: Das Ende in Afrika	189
X. Kapitel: Der Atlantikwall.....	219
XI. Kapitel: «Ein unbarmherziges Schicksal» ...	254
Anhang: Aufzeichnungen Rommels	296
Namen- und Sachregister.....	318

KARTEN

Schlachtfelder in Afrika S. 121

El Alamein S. 190



BILDER

Erwin Rommel

Frau Rommel

Rommel im ersten Weltkrieg

Rommel in Afrika

Rommel vor Tobruk

Rommel mit Hauptmann Aldinger

Rommel in der Normandie mit General Speidel

Rommel in der Normandie

Rommel einige Tage vor seinem Tode

Feldmarschall von Rundstedt hält die Totenrede

Rommels Frau und Sohn beim Staatsbegräbnis

Rommels Totenmaske

VORWORT DES VERFASSERS

Ich möchte an dieser Stelle Feldmarschall Sir Claude Auchinleck für sein Vorwort danken und für das Wohlwollen, das er mir unveränderlich in all den Jahren zuteil werden liess, die ich unter ihm diente. Besonderer Dank gebührt Feldmarschall Graf Wavell, General Sir Richard O'Connor und Generalleutnant Sir Arthur Smith für ihr Urteil über Rommel als Feldherrn. Ich danke Brigadegeneral E.J. Shearer, Brigadegeneral E.T. Williams, Brigadegeneral C.D. Quilliam und Major Digby Raeburn für Informationen, die sie mir über Rommels erstes Auftauchen in der Westlichen Wüste verschafften. Oberst G.H. Clifton bin ich zu Dank verpflichtet für die Darstellung, die er mir von den Gesprächen gab, die er als Kriegsgefangener mit Rommel führte. Ferner möchte ich an dieser Stelle Oberstleutnant R.M.P. Carver für die Erlaubnis danken, aus der eingehenden Schilderung der Kämpfe im November und Dezember 1941 zitieren zu dürfen, die er in der Zeitschrift «Royal Armoured Corps Journal» veröffentlichte. Auch die beigelegten Karten wurden mir bereitwilligst von Oberstleutnant Carver zur Verfügung gestellt. In freundlichster Weise unterstützten mich Chester Wilmot, Generalmajor J.F.C. Fuller, Major B.H. Liddell Hart und Alan Moorehead, die mir zugleich auch gestatteten, kurze Auszüge aus ihren Büchern und Aufsätzen abzudrucken. Oberstleutnant P. Findlay übersetzte für mich Rommels Buch «Infanterie greift an». Dr. Paul Weber in Bern verschaffte mir einschlägiges Material aus der Schweiz. Meine Freunde Mr. und Mrs. Gough aus Neuchâtel fuhren mich mit dem Wagen durch Deutschland. Oberstleutnant H.O. Larter vom U.S.A.-Heeresamt für Geschichtsforschung gab mir während meines Aufenthaltes in Frankfurt wichtige Winke. Ihnen allen sei für die vielseitige Förderung meiner Arbeit gedankt. Ich bin auch dem Londoner Verlagshaus William Heinemann für die Erlaubnis verbunden, aus

General Eisenhowers «Kreuzzug in Europa» zitieren zu dürfen und ebenso den treuhänderischen Nachlassverwaltern des Grafen Ciano, die mir den Abdruck von Tagebuch-Einträgen des Grafen Ciano gestatteten.

«Jenseits des Berges» fand ich freundlichste Hilfsbereitschaft bei Frau Rommel und ihrem Sohn Manfred, bei Vize-Admiral Rüge, bei den Generalen Bayerlein, von Esebeck, von Ravenstein und Speidel, bei Hauptmann Aldinger und Hauptmann Hartmann und bei Dr. Karl Stroelin in Stuttgart, der mir über Rommel und den Putsch vom 20. Juli berichtete. An dieser Stelle sei auch dem Kriegsberichterstatter und Militärschriftsteller Freiherrn von Esebeck, der Rommel bei den Feldzügen in Nordafrika und in der Normandie begleitete, für seine Hilfe gedankt, ebenso dem Maler des Afrika-Korps Wilhelm Wessels und Herbert Günther, der fast vier Jahre Rommels Ordonnanz war.

Und nicht zuletzt bin ich meiner Frau zu tiefstem Dank verpflichtet. Sie gab die Anregung zu diesem Buch. Sie hielt mich «bei der Stange» und während sie einholte und kochte und einen Wurf junger Hunde aufzog, brachte sie es sogar noch fertig, all das zu tippen, was ich schrieb – und es durch ihre Kritik zu verbessern.

Cottage du Grand Gondin.

Valescure. (Var).

VORWORT

von Feldmarschall Sir Claude Auchinleck

In diesem Buch ist ein Brief abgedruckt, den ich an die Befehlshaber an der Front richtete, als der Name Rommel eine fast magische Wirkung auf das Denken unserer Soldaten auszuüben begann. Nur wenn er über das übliche Mass hinausragt, nur wenn er aus besonderem Holz geschnitzt ist, gewinnt ein Befehlshaber der Gegenseite einen solchen Ruf. Zweifellos war Rommel eine ungewöhnliche Erscheinung. Deutschland hat viele rücksichtslos tüchtige Generale hervorgebracht. Rommel war von anderem Schlag. Er hob sich über sie hinaus. Er hatte die angeborene Starrheit und Härte des deutschen militärischen Denkens überwunden. Er war ein Meister der Improvisation.

Die jüngeren Offiziere des Afrika-Korps, die Zugführer, Kompaniechefs und Bataillonskommandeure, waren – wie mir schien – im operativen Einsatz geschulter als die entsprechenden Mannschaftsführer auf englischer Seite. Man kann unseren Leuten daraus keinen Vorwurf machen. Es lag an den besonderen Aufgaben, die unsere Armee im Frieden zu erfüllen hatte und am Fehlen jeder wirklich systematischen Ausbildung. Doch das änderte sich im Verlauf des Krieges. Unsere Leute passten sich den neuen Kampfweisen an. Nur zu oft war die Not ihr Lehrmeister gewesen. So hatte sich ihr natürlicher taktischer Instinkt entwickelt und frei entfaltet. Häufig übertrafen sie jetzt die Deutschen. Aber unter den hohen Befehlshabern ragte Rommel auch weiterhin als Truppenführer an der Front hervor. Er war, wie ich aus eigener Erfahrung bezeugen kann, wendig und nie um einen Ausweg verlegen. Er konnte sich in jeder Situation rasch umstellen. Solange wir gezwungen sind, unsere Jugend im Gebrauch der Waffen und unsere Offiziere in der Kampfführung auszubilden, können wir viel von seinen Methoden und aus einem Studium der Persönlichkeit Rommels lernen.

Meine eigene Berührung mit Rommel beschränkt sich auf die Kämpfe, die wir 1941-42 gegen ihn und das Afrika-Korps in der Westlichen Wüste führten. Nun habe ich die Geschichte seines Lebens gelesen, die Geschichte der Jahre vor und nach diesen Kämpfen. Das Bild, das ich mir damals von Rommel machte, in jenen ruhelosen Tagen, da die Schlacht zwischen Bengasi und Alexandria hin- und herwogte, deckt sich in grossen Zügen mit dem Bild, das der Verfasser dieses Buches auf Grund eingehender Studien von Rommel entwirft. Nur in einer Hinsicht war der Eindruck falsch, den ich damals von Rommel gewann. Ich hätte nicht gedacht, dass er seinem ganzen Wesen nach so einfach und schlicht war. Als wir gegen Rommel kämpften, stellten wir ihn uns als einen typischen Junker vor, als ein genormtes Produkt des preussischen Militarismus. Doch gerade das war er offensichtlich nicht, und vielleicht ist es gerade dieser Umstand, der seine Wirkung auf die Truppen und seine erstaunlichen Erfolge auf dem Schlachtfelde erklärt.

Rommel hat mir und allen, die unter meinem Kommando standen, viele bange Stunden bereitet. Im Kampf gegen Rommel gab es keine Atempause. Man durfte auch nicht eine Sekunde in dem Bemühen nachlassen, ihn zu schlagen. Denn wenn es je einen General gab, der nur von einem Gedanken erfüllt war, von dem Gedanken, den Gegner zu vernichten, dann war es Rommel. Er gab keinen Pardon und verlangte keinen. Und doch konnte ich nie meinen tiefen Abscheu vor dem Regime, für das Rommel kämpfte, auf seine Person übertragen und ihn als Gegner hassen. Wenn ich heute, da Rommel nicht mehr unter den Lebenden weilt, vor ihm als einem guten Soldaten und tapferen Mann salutiere und die schändliche Art seines Todes beklage, so wird man mir vielleicht vorwerfen, ich gehöre zu der «Gewerkschaft der Generale», wie Mr. Bevin es genannt hat. Sollte es wirklich eine solche Vereinigung geben, dann ist meiner Ansicht nach jeder automatisch Mitglied dieser «Gewerkschaft», der im Gegner die Fähigkeiten anerkennt, die er selbst besitzen möchte. Dann ist jeder Mitglied dieser «Gewerkschaft», der einen tapferen, fähigen und anständigen Gegner achtet und der den geschlagenen Feind so behandelt wissen will, wie man selbst

behandelt werden möchte, wenn er der Sieger und nicht der Besiegte gewesen wäre. Früher nannte man das Ritterlichkeit. Heute werden viele diese Denkweise als töricht und lächerlich bezeichnen. Sie werden erklären, die Zeiten seien längst vorüber, da man mit derlei Gefühlen Schlachten schlagen und Kriege bestehen konnte. Ich für meine Person würde es tief bedauern, wenn das wirklich zutrifft.

Mit unendlicher Mühe hat der Verfasser dieses Buches, Brigadegeneral Desmond Young, die Tatsachen über Rommels Leben und über Rommels Tod gesammelt. Er hat mit Rommels Angehörigen und vielen anderen gesprochen, die ihn aus nächster Nähe kannten. Ich wüsste niemanden, der für diese Darstellung berufener wäre. Desmond Young ist ein Frontkämpfer des ersten Weltkrieges. Auch jetzt stand er wieder bei den Kämpfen in der Wüste mitten im dichten Schlachtgewühl, bis er das Pech hatte, bei Gazala in Gefangenschaft zu geraten, während die Schlacht noch unentschieden tobte. Desmond Young und ich sind seit Jahren befreundet. Nach seiner Flucht aus der Gefangenschaft wurde er Offizier meines Stabes. In Delhi und auf langen Fahrten im Flugzeug haben wir über Gott und die Welt gesprochen. Aber wir sprachen nie über den Feldzug in Nordafrika. Ich erwähne das nur nebenbei. Man soll nicht etwa vermuten, ich hätte Desmond Young in seinem Urteil über militärische Fragen beeinflusst. Über diese Fragen kann man natürlich verschiedener Ansicht sein und die Schlussfolgerungen, zu denen der Verfasser gelangt, sind seine eigenen Schlussfolgerungen. Desmond Young ist ein Mann, der für sich selbst zu denken pflegt und sich selbst sein Urteil bildet. Ich habe dieses Buch erst gelesen, nachdem es bereits in Druck gegangen war. Ich las es mit grösstem Interesse und Genuss und gewiss wird es auf andere Leser die gleiche faszinierende Wirkung ausüben wie auf mich. Davon abgesehen begrüsse ich dieses Buch, weil es einem tapferen Gegner gerecht wird und vielleicht einer jungen Generation von Deutschen zeigen wird, dass wir nicht ihre soldatischen Fähigkeiten ablehnen, sondern den Missbrauch, den ihre Machthaber so oft mit diesen Fähigkeiten getrieben haben.

CLAUDE AUCHINLECK

AUFTAKT

Mürrisch und schlaff trotteten wir in den ersten scharfen Sonnenschein eines Junimorgens. Wir waren gerade aus den Minenfeldern westlich Bir Harraat herausgekommen. Am Abend zuvor hatten uns deutsche Panzer am Befehlsstand der 10. Indischen Infanteriebrigade überrollt. Wie alle Gefangenen nach einer Nacht im Freien sahen wir etwas abgeschrappt und struppig aus. Da trotteten wir nun unseres Weges, Engländer und Inder. Einige von uns zitterten vor Kälte in Tropenhemden und kurzen Khaki-Hosen. Andere von uns hatten sich bis zu den Augen in Mäntel und Decken eingemummelt und die Balaclava-Helme tief ins Gesicht gezogen. Wir alle waren unrasiert, ungewaschen, müde und hungrig. Und in uns rumorte alles. Wenn einer gefangen genommen wurde, hatten unsere Mittelost-Truppen scherzhaft gesagt: «Er ist in den Sack gerutscht». Allmählich dämmerte es uns, dass es gar nicht so scherzhaft war. Von Zeit zu Zeit sahen uns unsere Wachen mit jener gleichgültigen Verachtung an, mit der wir selbst so oft die endlosen Reihen gefangener Italiener betrachtet hatten. Normalerweise habe ich eine gewisse Scheu vor Minen. Jetzt aber stampfte ich am Rand des Minenfeldes entlang, um leichter vorwärtszukommen. Erst als mich ein junger deutscher Soldat scharf in die Reihen zurückbeordnete, sah ich, wo ich gegangen war. Und auch dann war es mir ziemlich gleich

Auf der anderen Seite des Minenfeldes war eine deutsche Batterie in Feuerstellung gegangen. Offensichtlich wurde diese Batterie von unseren Geschützen und Panzern aufs Korn genommen. Rings um unsere Marschkolonne begannen unsere 25-Pfünder-Geschosse und die Spurgranaten der Panzer einzuschlagen. Neben mir wurde einem jungen Offizier von einem Hochland-Regiment ein Bein abgeschossen. Von der Spitze der Kolonne hörten wir Alarmrufe. Fast automatisch setzte sich die Abteilung in Laufschrift. Ich war

ein paar Meter mit den anderen gelaufen. Dann fiel ich wieder in Schritt. Wer weiss denn, wo die Granaten niedergehen? Wenn man Pech hat, läuft man gerade mitten ins Feuer hinein. Ich fiel immer mehr zurück. Bald marschierte ich neben dem blonden, jungen Afrika-Korps-Kämpfer, der die Nachspitze unserer Kolonne bildete. Er gab mir einen Wink, ich solle nun doch auch laufen. Ich nahm meine Mütze ab und zeigte ihm meine grauen Haare. Wie ein junger Schäferhund, der nicht recht weiss, ob er ein versprengtes Schaf aufgreifen oder den Rest der Herde Zusammenhalten soll, zögerte er. Dann eilte er weiter und machte mir Zeichen, zu folgen.

Die deutsche Batterie schien vollauf mit sich selbst beschäftigt zu sein. So schlug ich mich «seitwärts in die Büsche». Nach etwa 40 oder 50 Metern fand ich, was ich suchte. Da war ein Splittergraben. Ich sprang hinein und begann mich einzubuddeln. In der Wüste ist ja nichts endgültig, auch die Gefangennahme nicht. Wenn ich Glück hatte, konnte ich hier bis zum Anbruch der Dunkelheit liegen. Dann konnte ich versuchen, mich durch das Minenfeld zu schlagen. Vielleicht würde der Rückmarsch zu unseren Linien bis El Adern gehen müssen. Aber schliesslich waren viele andere noch längere Strecken durch die Wüste gewandert.

Zwanzig Minuten später war alles aus. Ein deutscher Offizier, der in einem LKW stand, entdeckte mich beim Vorbeifahren. Er liess den Wagen halten. Ich wurde aus meinem Graben herausgeholt und zum Vortrupp der Kolonne gefahren, die noch immer, wenn auch nur sporadisch, im Streufeld unserer englischen Geschütze und Panzer lag. Ehe ich mich wieder in die Kolonne eingliedern konnte, rief mir ein deutscher Hauptmann auf Englisch zu: «Sind Sie der Rangälteste?» Vielleicht war ich es. Auf alle Fälle war ich wohl der Älteste. «Sie werden in einem Stabskraftwagen mit zwei deutschen Offizieren und einer Parlamentärsflagge zu den englischen Linien herüberfahren und Ihre Batterie veranlassen, das Feuer einzustellen. Das Feuer gefährdet ja nur Ihre eigenen Leute». Das stimmte übrigens. Aber als Kriegsgefangener fügt man sich nicht gern. Ich erwiderte: das könnte ich nicht machen. «Dann werden Sie einen anderen Offizier

für diese Aufgabe abkommandieren». Ich sagte: auch einen solchen Befehl könnte ich nicht erteilen. (In den nächsten 16 Monaten habe ich mich oft gefragt, wie sie mich wohl zurückgebracht hätten, wenn ich erst einmal bei unserer Batterie gewesen wäre und ob meine Weigerung damals nicht töricht war.)

In diesem Augenblick kam ein Volkswagen angefahren. Aus dem Wagen sprang ein Mann von mittlerer Grösse, untersetzt, aber sehnig und straff. Im Gegensatz zu uns war seine Uniform in vorschriftsmässiger Ordnung. Er hatte klare, blaue Augen ... ein energisches Kinn. Man sah ihm an, dass er zu befehlen gewohnt war. Auch ohne Deutsch zu verstehen, verstand man seine Frage: «Was ist hier los?» Für einige Sekunden sprach er mit den anderen. Dann wandte sich der Offizier zu mir, der mich eben auf Englisch angeredet hatte. Er sah jetzt etwas betreten aus. «Der General sagt, wenn Sie den Befehl nicht ausführen wollen, den ich Ihnen gab, dann können wir Sie nicht dazu zwingen». Ich schaute den General an und mir schien, dass er meinen Blick auffing und mit einem leisen Lächeln erwiderte. Auf alle Fälle, dachte ich, war sein Eingreifen eine militärische Ehrenbezeugung wert. Ich salutierte, ehe ich mich wieder in die Reihen der Übrigen eingliederte, um in die Gefangenschaft abgeführt zu werden.

Es war nicht schwer gewesen, den General zu erkennen. Es war Rommel. Aber unmöglich hätte ich damals ahnen können, dass mir einige Jahre später seine Witwe seine Totenmaske zeigen und mir die Geschichte seiner Ermordung erzählen würde.

ERSTES KAPITEL

BENGASI

Mitte Februar 1941 stand das britische Ansehen in Ägypten turmhoch. Man brauchte sich nur die Barmixer in Kairo und Alexandria anzuschauen. Gab es ein besseres Barometer für das Auf und Ab unseres militärischen Glücks als diese Barmixer? Jetzt waren sie so überschwänglich und zuvorkommend, dass sie sich fast hinreissen liessen, die Gäste einzuladen und eine Runde zu schmeissen. Und auch die eingeborenen boys, die «suffragis», verloren etwas von dem gelangweilten Blick der Verachtung, den sie im Allgemeinen mit den Kamelen zu teilen pflegten. Ja, selbst die ägyptischen Taxichauffeure benahmen sich fast schon höflich. In den höheren Regionen bot sich dasselbe Bild. Feiste Paschas luden die höheren britischen Offiziere in den «Mahomed Ali Club». In den Gärten der Reichen bei Gezireh wurden prunkvolle Gartenfeste gefeiert. Die feinen Leute in Kairo gaben ihre italienischen Lektionen auf. Die Beziehungen zwischen dem König und seiner Britischen Majestät Botschafter wurden schon als nahezu herzlich bezeichnet. Mit einem Wort, der Osten (und in dieser Beziehung gibt es keinen Unterschied zwischen Nahost, Mittelost und Fernost) machte aus einem unwillkürlichen Instinkt seinen tiefen Kniefall vor dem Erfolg. Nur die Kaufleute der Kasr-el-Nil schwankten zwischen dem patriotischen Wunsch, den letzten Engländer verschwinden zu sehen, und dem noch tiefer sitzenden Privatinteresse, nur ja keinen guten Kunden zu verlieren, dem man das Geld aus der Tasche locken konnte. Trübselig dachten sie an die Zukunft und ein wenig missgünstig an ihre Kollegen in Tripolis, über die sich vielleicht schon bald klimpernd der Piaster-Segen aus den Taschen englischer Soldaten ergiessen würde.

Bei uns blickten die jungen Damen, die in Kairo in der Fernsprechstelle des Hauptquartiers oder als Hilfsschwestern

in den Lazaretten arbeiteten, mit unverhohlener Bewunderung auf die schmucken «Helden» der 11. Husaren, wie sie in kirschroten Flanellhosen durch die Halle des berühmten Sheppard-Hotels schlenderten oder auf dem Dachgarten des Hotels «Continental» sassen. Ja, die 11. Husaren der berühmten 7. Panzerdivision – das war die Elite der «Wüstenratten». Sie hatten den ersten Schlag gegen den Feind geführt. In der Nacht, da Italien Krieg erklärte, hatten sie die Grenze überschritten und waren mit einem ganzen Schub italienischer Gefangener zurückgekehrt. In den folgenden acht Monaten hatten sie gleichsam in den Taschen des Feindes gelebt. In ihren Panzerwagen waren sie hinter den feindlichen Linien herumgeflitzt. Sie hatten jede Bewegung des Gegners beobachtet, ihn an der Küstenstrasse immer wieder angefallen, bis er sich nach Anbruch der Dunkelheit nicht mehr zu rühren wagte. Nur das Fernkampf-Kommando hat sich später im Wüstenkrieg einen gleichen Ruf für tollkühnen Wagemut errungen wie die 11. Husaren. Auch die männlichen Begleiter der jungen Damen mussten zugeben, dass sich die Kavallerie wohl etwas exklusiv benahm, dass aber ein gutes britisches Kavallerie-Regiment doch «nicht so ohne» war.

In den Garderoben der Hotels hingen die Filzkappen der Schützenbrigade mit dem silbernen Malteserkreuz einträchtig neben den Kappen der 60. Brigade mit ihren roten Knöpfen und verschlungenen Signalhörnern. In der Bar standen die Offiziere dieser beiden fast gleich berühmten Bataillone. Ihnen gehörte die Welt. Nach einigem Zögern gaben sie zu, dass sie ihnen vielleicht nur gemeinsam gehöre. Aber sonst gab es für niemanden Platz in ihrer Welt, die Kavallerie und die berittene Artillerie natürlich ausgenommen.

Die Australier schlenderten durch die Strassen, ohne sich viel Kopfzerbrechen zu machen, dass es auch Offiziere gab, oder sie fuhren zehn Mann hoch in schäbigen Kutschen herum und sahen sich die Stadt an, die ihre Väter gegen Ende des ersten Weltkrieges «abmontiert» hatten. Von Zeit zu Zeit sangen sie einen Schlager, die «Waltzing Matilda» oder «The Wizard of Oz». Die Besitzer der kleinen Cafés, die Fremdenführer, die Händler, die Fliegenwedel und pornographische Postkarten verramschten, betrachteten die Australier mit einem

gewissen Respekt, der aber mehr auf Besorgnis beruhte als auf Zuneigung.

Musterhaft in Haltung und Grunddisziplin waren die «Überbleibsel» der 4. Indischen Division, die nun zu neuen Siegen in Eritrea und Abessinien ausgerückt war. Die paar Einheiten dieser Division, die zurückgeblieben waren, benahmen sich so unauffällig, dass man ihre Anwesenheit in Kairo kaum wahrnahm.

Wenn Ägypten eine hohe Meinung von der Nil-Armee hatte, dann hatte die Nil-Armee erst recht eine hohe Meinung von sich selbst - und mit gutem Grund. In den vergangenen zwei Monaten war die Armee 800 Kilometer vorgerückt. Sie hatte eine italienische Armee mit vier Korps geschlagen und zerschlagen. Sie hatte dabei neun italienische Divisionen und Teile einer zehnten Division vernichtet. Sie hatte 150'000 Gefangene eingebracht, 400 Panzer und 1'290 Geschütze erbeutet. Dazu kamen grosse Beutemengen an sonstigem Kriegsgerät. (Zu diesem sonstigen «Kriegsgerät» gehörten saubere Bettbezüge und bequeme Betten, Seidenhemden, luxuriöse Reisekästchen in schönster florentinischer Lederarbeit, Parfüm und parfümierte Pomade, kleidsame blaue Überwürfe für die Kavallerie, Weine und Liköre aller Art, übersprudelnde Mengen von Mineralwasser, ganz zu schweigen von einer Wagenladung junger Damen, «nur für Offiziere». Ja, die Italiener zogen mit allem Komfort in den Krieg.) Als General Berganzoli (mit dem Spitznamen «Electric Whiskers» oder «Hochspannungs-Biber») am 7. Februar bedingungslos kapitulierte, da traf er in der Gefangenschaft in Dehra Dun so viele Offiziere mit Generalsrang, wie man sie seit der grossen indischen Truppenchau im Jahre 1911 nicht mehr beisammen gesehen hatte.

Grazianis Armee war aus dem Felde geschlagen. Noch im Sommer 1940 sah es so aus, als brauchten Grazianis Truppen nur in die Lastwagen zu springen und die Motoren anzukurbeln, um mit Vollgas, unter dem Schirm überlegener Luftstreitkräfte, nach Kairo zu jagen. Und es hätte tatsächlich so kommen können. Aber nun beklagte sich Graziani nach seiner Niederlage, dass Mussolini ihn gezwungen habe, als «Mücke gegen einen Elefanten» zu kämpfen. «Eine etwas seltsame

Mücke», meinte der Duce, «mit über tausend Geschützen». Graziani schickte seiner Frau sein Testament und zog sich vorübergehend in eine alte römische Grabkammer in Cyrene zurück, 20 Meter unter der Erde. Dann kehrte er heim nach Italien.

Dieser Sieg war errungen worden bei einem Eigenverlust von 500 Toten, 1'373 Verwundeten und 55 Vermissten. Er war errungen worden von einer Streitmacht, die nur drei Divisionen stark war, von denen zu einem Zeitpunkt der Kämpfe nur zwei im Einsatz standen: die 4. Panzerdivision und die 4. Indische Division. Nach der Schlacht von Sidi Barrani wurde die 4. Indische Division durch die 6. Australische Division abgelöst.

Aber der Widerhall der Offensive General Wavells wurde bald übertönt durch den Schlachtendonner der schweren Kämpfe an der russischen Front. Nun wurde es Mode, die Siege über die Italiener zu bagatellisieren. Aber schon der Beschluss, einen zahlenmässig so überlegenen Feind anzugreifen und der Plan, unsere Truppen einen vollen Tag lang in der offenen Wüste knapp 50 Kilometer vor dem Feinde liegen zu lassen, der Plan, die befestigten feindlichen Stellungen ungesehen bei Nacht zu durchdringen, dann eine Kehrtwendung durchzuführen und den Gegner beim Morgengrauen von seiner rückwärtigen Front aus aufzurollen, waren die ersten Zeichen genialer militärischer Führung auf unserer Seite.

Bei schlechter Führung durch ihre Offiziere und bei geringer Begeisterung für den Krieg brachen die Italiener unter dem Überraschungsvorstoss zusammen. Ihre Feldgeschütze konnten unsere Panzer vom Muster «I» nicht durchschlagen. Sie brachen zusammen unter dem Ansturm von Truppen, deren Kampfausbildung ihrer Kampfbegeisterung nicht nachstand. Auch besseren Divisionen ist es vorher und nachher nicht anders gegangen. Doch es ist ein grober Irrtum, wenn man diese Operationen nur als eine Art besseres Manöver bezeichnet. Bei Nibeiwa feuerten viele der italienischen Kanoniere, bis die Panzer über sie hinwegrollten. General Malletti, der bereits verwundet war, feuerte mit einem Maschinengewehr aus seinem Zelt, ehe ihn selbst die tödliche Kugel

erreichte. Bei Beda Fomm musste die 2. Schützenbrigade allein neun italienische Panzerangriffe abwehren, die mit grosser Zähigkeit vorgeprellt wurden.

Eine andere Frage ist es, ob General Wavell, falls man ihm diesen Versuch erlaubt hätte, nach Tripolis hätte vorstossen können, um dann den geplanten Fünf-Tageangriff in eine Grossoffensive zu verwandeln. Hätten unsere abgerackerten Panzer und überbeanspruchten Fahrzeuge noch weitere 800 Kilometer zurücklegen können? Würden nicht inzwischen die noch intakten italienischen Divisionen in Tripolis, die man nun ja nicht mehr überraschen konnte, die Linie Homs-Tirhuana befestigt haben, wie es fast zwei Jahre später General Montgomery von den Deutschen erwartete? Hätte man Bengasi unter ständigen Bombenangriffen als Nachschubhafen benutzen können? Vor allem aber: Hätten die Deutschen nicht ihre Reserve-Luftlandedivisionen von Süditalien herübergelogen? Alles in allem kann man wohl sagen, dass sich General O'Connor, Befehlshaber der englischen Kampftruppen in der Westlichen Wüste, selbst nach Erreichen von Tripolis in einer höchst vertrackten Situation befunden haben würde. Damals verfügten wir noch nicht über die Mittel, um eine Operation auszunutzen, die bereits weit über unsere kühnsten Vorstellungen hinaus erfolgreich gewesen war.

Jedenfalls war Ägypten gesichert. Die Kraft der Achsenmächte in Nordafrika war gebrochen. Das britische Ansehen im Mittelosten war wieder hergestellt. Zum ersten Mal seit der Schlacht um Grossbritannien hatte die Bevölkerung in England wieder Anlass zum Feiern.

*

Zwei Monate später herrschte in Kairo Bestürzung. So rasch wie das britische Ansehen gestiegen war, fiel es nun wieder. Allmählich sickerten Einzelheiten der Katastrophe durch. Bengasi geräumt. Das war höchst bedauerlich, aber gewiss «plangemäss». Die vor kurzem aus England eingetroffene 2. Panzerdivision war als Kampftruppe zerschlagen. Ihr Befehlshaber, Generalmajor Gambier-Parry, war mit seinem Stab bei Mechili gefangengenommen. Dort war auch die 3. Indische Motorisierte Brigade bei ihrem ersten Gefecht

überrannt worden. Die 9. Australische Division war in Tobruk eingeschlossen. Generalleutnant Sir Richard O'Connor, gerade eben noch für seine Erfolge befördert und geadelt, war nun «in den Sack gerutscht». Auch Generalleutnant Philip Neame, Träger des Victoriakreuzes, war gefangen. Ebenso Oberstleutnant John Combe von den 11. Husaren. Bardia, Sollum und Capuzzo waren verloren. Ägypten war stärker bedroht als je zuvor. Selbst halbamtliche Berichte aus Kairo konnten die Welt nicht mehr überzeugen, dass es sich nur um einen «Propagandaerfolg» des Gegners handelte, ja nicht einmal die Stimme des BBC-Kriegsberichterstatters Richard Dimpleby war süß genug, um eine milde Zuckerkruste über den Ablauf der Geschehnisse zu breiten.

Die Welt liess sich nichts vormachen – und vor allem die Ägypter nicht. Der Ägypter ist zynisch und realistisch, besonders soweit seine eigenen Interessen auf dem Spiele stehen. Nun sahen die Ägypter das rote Warnungssignal. Von den Italienern hatten sie ja nie viel gehalten. Aber diese Deutschen ... alle Achtung... das waren Soldaten! Richtige Berufssoldaten wie die Soldaten unserer eigenen ägyptischen Armee! Hoffentlich werden sie auch das Privateigentum unangetastet lassen und mit der ägyptischen Währung nicht Schindluder treiben. Vielleicht wäre es doch gut, die italienischen Kenntnisse wieder aufzufrischen, ja vielleicht sogar ein wenig Deutsch zu lernen. Doch inzwischen war es ratsam, auch weiterhin nett und höflich zu den Engländern zu sein. Sicher ist sicher. Aber natürlich ohne Übertreibung. Weder damals noch später haben die Ägypter den guten Mr. Micawber ganz im Stich gelassen. Aber die Liebe für ihn glühte und brutzelte damals im Herzen der Ägypter in höchst verschiedenen und ständig wechselnden Temperaturen.

Dicht und unnötig schwer lag der Nebel des Krieges über unseren vorgeschobenen Befehlsstellen. Doch wenn dieser Nebel auch mancherlei einhüllte und dabei auch einige «bedauerliche Zwischenfälle» unterliefen, so war General Wavells Niederlage doch weder ein Rätsel noch ein Geheimnis. Unmittelbar nach Eroberung von Bengasi war bei General Wavell ein Kabel der Stabschefs eingelaufen, er solle sich bereithalten, die grösstmögliche Zahl an Truppen und Luftstreit-

kräften vom Kampfraum Mittelost nach Griechenland zu entsenden. Als dann diese Streitkräfte (ein Teil der 2. Panzerdivision, die Neuseeländische Division, die 6. und 7. Australische Division und die Polnische Brigadegruppe) abgezweigt wurden, hatte General Wavell praktisch seine gesamten voll ausgerüsteten und einsatzfähigen Kampftruppen verloren.

Bei Entscheidungen dieser Art muss der Staatsmann das letzte Wort haben, nicht der Soldat, denn nur er übersieht das Gesamtbild. Vielleicht konnte es die britische Regierung aus politischen Gründen nicht ablehnen, den Griechen Hilfe zu senden, obwohl die Griechen selbst keineswegs grosse Begeisterung über diese Hilfe zeigten, obwohl die gewährte Hilfe notgedrungen unzureichend war und die Aufspaltung unserer Streitkräfte einen Misserfolg an beiden Fronten unvermeidlich machte. Wer zu Spekulationen neigt, mag vielleicht argumentieren: die Entsendung britischer Truppen nach Griechenland überzeugte Hitler, dass zwischen der britischen Regierung und der Sowjetregierung eine Art Geheimabkommen bestand und dass Hitler aus diesem Grunde den Überfall auf Russland um einige entscheidende Wochen verschob. Aber die Tatsachen bieten kaum mehr einen Anhaltspunkt für diese Ansicht. Fest steht jedoch, dass der Verlust von 47'000 Mann ausgebildeter Truppen unmittelbar zu einer schweren Niederlage im Kampfraum Mittelost führte.

General Wavell oder sein Nachrichtendienst machten einen Fehler, für den General Wavell übrigens, wie es seiner ganzen Natur entsprach, sofort selbst die Verantwortung übernahm. Aus dem vorliegenden Nachrichtenmaterial hatte Wavell frühestens im Mai mit einem deutschen Angriff auf die Cyrenaica gerechnet, und zwar auch dann, wenn es zutreffen sollte, wofür aber keine direkten Beweise Vorlagen (ja, die eintreffenden Nachrichten sprachen sogar dagegen), dass deutsche Truppen auf dem Wege nach Tripolis waren. Als dann Ende Februar gemeldet wurde, die deutschen Truppen seien bereits in Libyen, da glaubte General Wavell noch immer, dass ein Angriff wahrscheinlich nicht vor Mitte April erfolgen würde. Vielleicht würde der Angriff, so hoffte er, sogar erst im Mai losbrechen. Tatsächlich begann die Offensive am 31. März.

Doch selbst dieser Irrtum war keineswegs ausschliesslich die Schuld General Wavells. In den Jahren 1939 und 1940 wurde noch immer die sogenannte «Befriedungspolitik» verfolgt. Die britische Regierung «wollte nichts unternehmen, was die Beziehungen zu Italien beeinträchtigen könnte» (Beziehungen, die übrigens bei Mussolini auf dem lockeren Fundament der Abneigung und Verachtung für den zahnlosen britischen Löwen beruhten). So hatte man es General Wavell nicht gestattet, einen Nachrichtendienst auf italienischem Gebiet einzurichten. Vor Italiens Eintritt in den Krieg hatte General Wavell überhaupt keine Agenten in Nordafrika und erst erheblich später konnten Agenten in diesem Gebiet «angesetzt» werden. So konnte die 5. leichte motorisierte Division in Tripolis landen, ohne dass Wavell eine Ahnung davon hatte.

Wie viele andere britische Generale vor ihm in den Anfangsphasen eines Krieges musste auch Wavell Verantwortungen und Aufgaben übernehmen, für die, wie er selbst erklärt, «die Hilfsmittel völlig unzureichend waren». Widerspruchslos nahm Wavell die Bürde auf sich. Schon bald brach ein Aufstand im Irak aus und, um das Mass vollzumachen, kam noch ein Feldzug gegen Vichy-Frankreich in Syrien hinzu. Kaum hatte Wavell die Sache in Syrien erfolgreich ins Reine gebracht, wurde er seines Kommandos enthoben. Wenigstens war das der Eindruck, den die Truppen im Mittelosten hatten. Die begründete oder unbegründete Erklärung, er sei ruhebedürftig oder sei auf einen Posten mit noch grösserer Verantwortung versetzt worden, änderten nichts daran, dass man bei der Truppe glaubte, Wavell sei abberufen worden, weil es ihm nicht möglich war, das Unmögliche in Griechenland zu erreichen. Es war nicht das letzte Mal, dass Wavell, nachdem er seinem Lande grosse Dienste geleistet hatte, von seiner Regierung kaum mit einem Mindestmass an Höflichkeit behandelt wurde.

So lagen die Dinge, als sich die Katastrophe in der Cyrenaica ereignete. Doch hätte man damals im Frühsommer 1941 in den Strassen von Kairo den ersten besten Passanten angehalten und ihn gefragt, wie es denn zu diesem erstaunlichen Umschwung und zu diesem Debakel gekommen sei, so hätte er gewiss mit einem einzigen Wort geantwortet: «Rommel».

ZWEITES KAPITEL

«UNSER FREUND ROMMEL»

HAUPTQUARTIER MITTELOST

An alle Kommandeure und Chefs der Stäbe.

Es besteht die höchst greifbare Gefahr, dass unser Freund Rommel bei unseren Truppen, die viel zu viel über ihn reden, zu einer Art Magier und Kinderschreck wird. Rommel ist keineswegs ein Übermensch, wenn ihm auch niemand seine Energie und Tüchtigkeit abstreiten kann. Aber selbst wenn er ein Übermensch wäre, bliebe es noch immer höchst unerwünscht, dass ihm unsere Truppen übernatürliche Kräfte zuschreiben.

Ich ersuche Sie darum, mit allen Mitteln die Vorstellung zu zerstreuen, dass Rommel vom üblichen Typ deutscher Generale abweicht. Daher ist es angebracht, dass wir nicht immer «Rommel» sagen, wenn wir den Feind in Libyen meinen. Die Bezeichnung muss lauten: «Die Deutschen» oder «Die Achsenstreitkräfte» oder «Der Gegner». Wir müssen aufhören, immerfort auf dem Namen Rommel herumzureiten.

Bitte sorgen Sie dafür, dass diese Anordnung unverzüglich befolgt wird und weisen Sie alle Befehlshaber darauf hin, dass diese Angelegenheit vom psychologischen Standpunkt aus von besonderer Wichtigkeit und Dringlichkeit ist.

gez. *C. J. Auchinleck*,

General,

Oberbefehlshaber der Streitkräfte Mittelost

In allen Kriegen ist die Zahl der Generale, von deren Persönlichkeit eine besondere Wirkung auf die Truppe ausstrahlt, geschweige denn auf den Feind, weit geringer, als die Generale selbst anzunehmen geneigt sind. Erinnern wir uns

nur an den ersten Weltkrieg, als man mit einiger Berechtigung behauptete, nur wenige britische Soldaten wüssten die Namen ihrer Divisionskommandeure. Wer von den Soldaten und Unterführern hatte schon eine Ahnung von den «Goldbetressten»? Da war Haig. Er war ihnen natürlich ein Begriff. Sein Tagesbefehl von 1918 «Wir sind hart bedrängt, wir müssen mit dem Rücken gegen die Wand kämpfen, bis zum Letzten kämpfen» schlug menschliche Töne an. Aber erst als die Frontkämpfer heimkehrten und sahen, dass Feldmarschall Haig die letzten Jahre seines Lebens ausschliesslich ihrer Wohlfahrt widmete, erreichte dieser verschlossene, einsame und vielleicht auch etwas frostige Mann eine gewisse allgemeine Popularität. Und Plumer und Allenby? Nun, vielleicht kannte man sie. Aber die anderen, Byng, Rawlinson, Hörne und so weiter, jeder von ihnen ein tüchtiger General auf seine Art, wer kannte sie schon, selbst wenn er unter ihnen diente? Ja, in der langen Zeitspanne von Wellington bis Montgomery kann man die Heerführer, die Helden in den Augen ihrer Soldaten waren, an den zehn Fingern abzählen. Diese kurze Liste würde dann gewiss so wunderliche Erscheinungen wie General Sir Redvers Buller aufweisen, der im Burenkrieg Ladysmith entsetzte und später die höheren Kommandostellen.

Im zweiten Weltkriege fanden «Monty», «Bill» Slim und «Dickie» Mountbatten den Ton, der die Truppe anspricht. Und auch General Alexander, der sich gewiss nicht um Popularität bemühte, hatte diesen Ton. Ja, auch Wavell hatte ihn auf seltsame Art trotz seiner äussersten Wortkargheit. Zumindest zweifelte die Truppe niemals seine Fähigkeiten an, und wenn er auch seine Gefühle einkapselte, so wusste man doch, dass er gütig und wohlwollend war. Auchinleck mit dem Spitznamen der «Auk» war ein General, der jedem indischen Soldaten Mut und Vertrauen einflösste. In niedrigeren Kommandostellen gab es General Freyberg, General «Strafer» Gott, General «Jock» Campbell und wahrscheinlich noch viele andere ihres Schlages an anderen Fronten. Und doch sind die «Soldatengenerale» dünn gesät und noch dünner natürlich die Generale, die auch beim Gegner in den Reihen des Mannschaftsstandes bekannt sind.

Unter diesen Generalen war Rommel ein Phänomen, ja man kann sagen eine einmalige Erscheinung. Die Weisung, die am Anfang dieses Kapitels abgedruckt ist, gab Anlass zu vielen Debatten und mancherlei Spott. Und doch war diese Weisung durch die Umstände geboten. Sie war schon längst fällig. Rommel und das Afrika-Korps waren zu einem einzigen Begriff geworden. Rommel hatte eine nahezu unheimliche Wirkung auf seine Gegner ausgeübt. Die britischen und amerikanischen Frontberichterstatter, ja selbst die englandfreundlichen Zeitungen in Kairo, hatten Rommel zu einer ständigen Schlagzeile gemacht. Er war bereits der bekannteste und fast schon populärste Mann im ganzen Mittelosten. Unsere Truppen nannten ihn mit leicht zärtlichem Unterton «dieser verflixte Rommel» und, wie ich später erfuhr, gebrauchten die Soldaten des Afrika-Korps fast die gleichen «Koseworte», wenn sie von Rommel sprachen. Oft konnte man auch bei unseren Truppen hören: «Alle Achtung, das muss man diesem verflixten Rommel schon lassen». Solche Äusserungen zeigen, auch wenn man kein Psychologe ist, wie leicht sich aus der sportlichen Achtung vor dem Gegner ein gewisser Minderwertigkeitskomplex entwickeln konnte. Das war auch tatsächlich der Fall. Neulinge im Wüstenkrieg und sogar einige der schon abgebrühten «Wüstenratten» pflegten zu sagen: «Na ja ... da sind wir dann auf die Deutschen geprallt», als ob diese Erklärung an sich schon jede Schlappe entschuldigen müsse. Wer sich noch daran erinnerte, dass wir im ersten Weltkrieg mit einem Ton völlig unbegründeten Mitleids und ebenso unbegründeter Geringschätzung vom «poor old Fritz», vom armen alten Fritzen, zu sprechen pflegten, dem musste es als äusserst bedrohlich erscheinen, dass Rommel und das Afrika-Korps jetzt in den Augen unserer Truppe ein so starkes moralisches Übergewicht hatten. Vielleicht waren uns die relativ mühelos erkämpften Siege über die Italiener doch nicht bekommen.

Aber auch wenn man all diese psychologischen Momente und die Einflüsse gewollter und ungewollter Propaganda berücksichtigt, bleibt es schwer verständlich, wie Rommel in so kurzer Zeit «*un type dans le genre de Napoleon*» werden konnte, ein Schreckgespenst für die Etappe und die Zivilisten in Kairo

und eine leibhaftige und unmittelbare Bedrohung für die Truppen im Frontgebiet.

Wie der Geisterkönig auf der Märchenbühne stieg er plötzlich aus der Versenkung empor, leider sogar ehe sein Stichwort gefallen war. Unser Nachrichtendienst hatte nur spärliches Informationsmaterial über Rommel als Menschen und als Soldaten zur Verfügung. Das lag daran, weil die Engländer sich zur Hauptsache auf ihren französischen Bundesgenossen verlassen hatten, der sich bereit erklärt hatte, «Lebensläufe und Charakterskizzen» deutscher Generale zu beschaffen, die es einem Befehlshaber ermöglichen, seinen Gegner abzuwägen. Durch den plötzlichen Zusammenbruch Frankreichs gingen uns diese Informationen nicht mehr zu. Die Geheimakten mit den Personalangaben blieben sicher in den Regalen des französischen Kriegsministeriums, um dann von denen gelesen zu werden, deren Leben und Taten in diesen «*dossiers*» aufgezeichnet waren. So konnte das britische Kriegsministerium General Wavell und seinem Stab nur einen ziemlich dürftigen Bericht über Rommel liefern. Nach diesem Bericht schien Rommel ein etwas stürmischer Geselle zu sein, der sich im ersten Weltkrieg und später als Divisionskommandeur beim Frankreich-Feldzug ausgezeichnet hatte, der aber keineswegs zur Spitzengruppe deutscher Generale gehörte. Ferner wurde in dem Bericht angedeutet, Rommel sei ein eifriger Nazi und die Partei habe seine Ernennung zum Oberbefehlshaber in Nordafrika durchgesetzt.

Der Bericht war kurz und ungenau. Noch immer sind die seltsamsten Geschichten über Rommels Herkunft und den Anfang seiner Karriere im Umlauf. So wird zum Beispiel in dem sonst historisch zuverlässigen Buch «Verteidigung im Westen» erzählt, Rommel sei mit Göring, Hess, Rohm, Bormann und anderen dieses Schlages Mitglied eines Freikorps gewesen. Er habe einer Gruppe «verantwortungsloser, säbelschneidender Heißsporne» angehört, die nach dem Waffenstillstand von 1918 bei der Unterdrückung von Unruhen immer angriffslustiger und brutaler wurden und dann später der SA und SS «und ihren verrohten Horden das benötigte Führermaterial lieferten». Nach anderen Berichten soll Rommel der Sohn eines Arbeiters und ein alter Kämpfer der SA gewesen

sein. Wieder andere Berichte behaupten, er habe im ersten Weltkrieg als Gemeiner begonnen und sei dann zum Feldwebel aufgerückt. Bisweilen wird auch erklärt, dass Rommel in der Zeit zwischen den beiden Kriegen Polizist gewesen ist.

Die Wahrheit ist viel weniger romantisch. Rommel war von Anfang an, wie sein Wehrpass zeigt, aktiver Offizier. Er war es von dem Tage an, da er in sein Regiment eintrat, bis zu seinem Tode. Zu keiner Zeit war sein Name von der Aktiv-Liste des deutschen Heeres gestrichen. Rommel gehörte nie einem Freikorps an. Er war nie Polizist. Er war nie Mitglied der NSDAP. Er war erst recht kein SA-Mann. Seine Verbindung mit Hitler war rein zufällig zustande gekommen.

Der Ursprung einiger dieser Legenden ist leicht nachzuweisen. Im Sommer 1941 erschien in Goebbels' Zeitschrift «Das Reich» ein Artikel über Rommel. Dieser Artikel, der ohne Angabe des Verfassers erschien, wurde den Vertretern der Auslandspresse in Berlin besonders empfohlen. Da hiess es nun, Rommel sei der Sohn eines Arbeiters. Nach dem ersten Weltkriege habe er die Armee verlassen und an der Universität in Tübingen studiert. Er sei einer der ersten SA-Führer gewesen und sei ein enger Freund Hitlers. Und in dieser Art ging es dann weiter.

Rommel sah diesen Zeitungsausschnitt in Nordafrika und bekam fast einen Tobsuchtsanfall. Er schrieb an das Propagandaministerium, was man sich eigentlich dabei denke, derartige Geschichten über ihn zu verbreiten? Das Propagandaministerium suchte sich aus der Affaire zu ziehen, indem es erklärte, vielleicht habe Oberleutnant Tschimpke, Verfasser eines Buches über die 7. Panzerdivision, die Rommel in Frankreich befehligte, das Material für den Artikel geliefert. Da die Schlacht am Halfaya-Pass gerade zu Ende war, fand Rommel Zeit, sich an den unglückseligen Tschimpke zu wenden. Er fragte an, ob diese Informationen wirklich von ihm herrührten und wenn ja, was er sich eigentlich dabei gedacht habe? Tschimpke erwiderte, er habe nichts dergleichen getan. Und dann setzte er sich hin und schrieb einen Brief an das Propaganda-Ministerium. Tschimpke wollte wissen, warum sie ihn

in diese prekäre Lage gebracht hätten. Er erhielt eine Antwort von der Presseabteilung der Reichsregierung, Auslandspresse, Gruppe: Information, Wilhelmstrasse 8-9, datiert 10. Oktober 1941. Dieses Schreiben, das «Heil Hitler, Dr. Meissner» unterzeichnet war, war eines jener komischen Meisterwerke, die erklären, warum die deutsche Propaganda auf lange Sicht wirkungslos bleiben musste. Dr. Meissner erklärte, was man in dem betreffenden Artikel über Rommel gesagt habe, könne doch unmöglich dem Ruf dieses ausgezeichneten Mannes schaden. Es würde ihn bei der Auslandspresse nur noch populärer machen. Vielleicht, so schloss Dr. Meissner seinen Brief, wäre es vom propagandistischen Standpunkt aus gut gewesen, wenn Rommels tatsächliche Karriere den natürlich unzutreffenden Angaben im «Reich» entsprochen hätte.

Tschimpke sandte diesen Brief an Rommel, der ihn unter seinen Papieren aufbewahrte. Er bewahrte sich aber auch eine tiefe Abneigung und einen starken Argwohn gegen alles, was auch nur den geringsten Zusammenhang mit Propaganda hatte. Rommels erstes Opfer wurde ein junger Offizier, A. I. Berndt, der vom Propagandaministerium zum Afrika-Korps versetzt worden war. Er meldete sich bei Rommel, an den man ihn persönlich empfohlen hatte. Prompt erhielt er Befehl, noch am gleichen Abend, es war sein erster Abend in der Wüste, einen Erkundungsvorstoss hinter den britischen Linien zu führen. Berndt war ein tapferer und intelligenter junger Mann und von diesem nicht gerade vielversprechenden Unternehmen kehrte er mit einigen britischen Gefangenen und wertvollen Informationen zurück. Von da an machte Rommel eine Ausnahme mit ihm. Später sandte er ihn sogar mehrfach als eine Art Privatkurier mit Berichten nach Berlin, die nicht über den Dienstweg laufen sollten. Aber Rommels Misstrauen gegen Presseleute blieb weiter bestehen.

Was war nun die Wahrheit über Rommel? Welche Tatsachen hätten die jungen Leute von Dr. Goebbels ohne jede grosse Mühe im Kriegsministerium oder durch Anfrage bei Rommels Familie ausfindig machen können, vorausgesetzt, dass ihnen das alles nicht schon längst bekannt war?

Erwin Johannes Eugen Rommel wurde am Sonntag, den 15. November 1891, um 12 Uhr mittags in der kleinen württembergischen Stadt Heidenheim geboren. Sein Vater Erwin Rommel war Schulmeister. Auch er war der Sohn eines Schulmeisters. Vater und Grossvater hatten sich als Mathematiker einen Namen gemacht. Da man in jenen Tagen die Wissenschaft in Deutschland höher schätzte als die Zugehörigkeit zu einer politischen Partei, war Professor Rommel bei seinen Mitbürgern in Heidenheim allgemein geachtet. Im Jahre 1886 heiratete er Helena von Luz, die älteste Tochter von Karl von Luz, Präsident in der württembergischen Verwaltung, der allein schon durch seine hohe Stellung im Staatsdienst zu den führenden Persönlichkeiten des Landes zählte. Aus dieser Ehe entsprangen fünf Kinder: ein Sohn, Manfred, der früh starb; eine Tochter, Helena, die jetzt als Lehrerin an der bekannten Waldorfschule in Stuttgart wirkt und unverheiratet ist und schliesslich Erwin Rommel und seine beiden jüngeren Brüder Karl und Gerhardt. Karl, der im ersten Weltkrieg als Flieger in der Türkei und in Mesopotamien diente, leidet noch immer schwer an den Folgen einer Malaria, die er sich damals holte. Nur Gerhardt brachte in die sonst so bürgerliche Familie durch seine Berufswahl einen etwas bunteren Schimmer. Er gab die Landwirtschaft auf – und wurde Opernsänger. Diesen Beruf übt er auch heute noch aus.

«Zäh» ist wohl die treffendste Bezeichnung für den Rommel des Afrika-Korps. Aber als kleiner Junge war Rommel alles andere als zäh. «Er war ein gutes und fügsames Kind», erzählt seine Schwester, «und war ganz wie die Mutter. Er war klein für sein Alter und war immer blass. Seine Haare waren so blond, dass wir ihn den »weissen Bären* nannten. Er sprach ganz langsam und erst, wenn er einige Zeit nachgedacht hatte. Er war immer guter Laune, freundlich, liebenswürdig, ohne Scheu. Wenn die anderen Kinder vor dem Schornsteinfeger mit seinem russgeschwärtzten Gesicht und dem Zylinderhut auf dem Kopf ängstlich davonliefen, dann ging er freundlich und mit einer gewissen Feierlichkeit auf ihn zu und schüttelte ihm die Hand. Wir hatten eine son- nige Kindheit, umsorgt von gütigen Eltern, die ihre Liebe zur

Natur auf uns übertrugen. Ehe wir zur Schule kamen, spielten wir den ganzen Tag im Garten oder streiften durch die Felder und Wälder.»

Nach der Freiheit in Heidenheim war die Schule in Aalen nicht das Rechte für den jungen Rommel. Er blieb hinter seinen Altersgenossen zurück und in dem Bemühen, den Vorsprung der anderen wieder einzuholen, wurde er noch blasser. Er verlor seinen Appetit und konnte nicht mehr schlafen. Er wurde in der Schule faul, passte nicht mehr auf. Er strengte sich überhaupt nicht mehr an. Bald machte sich die ganze Klasse über ihn lustig. Der Lehrer sagte: «Wenn der Erwin mal ein Diktat ohne Fehler schreibt, dann wollen wir Musik bestellen und einen Ausflug machen.» Rommel spitzte die Ohren und dann setzte er sich hin und lieferte ein Diktat ab, in dem auch nicht einmal ein einziger Kommafehler war. Doch die Musik wurde nicht bestellt und es gab keinen Ausflug. Enttäuscht fiel er wieder in seine alte Teilnahmslosigkeit zurück. Viele Jahre lang blieb er ein verträumter, kleiner Junge. Ihn interessierten keine Bücher und keine Spiele. Noch war nichts von jener gespannten körperlichen Energie zu spüren, die er später entwickelte.

Dann aber, als er in die Jünglingsjahre kam, wachte er plötzlich auf. Es zeigte sich, dass er das mathematische Talent seines Vaters und Grossvaters geerbt hatte. Auch körperlich entwickelte er sich nun rasch. Jede freie Stunde verbrachte er im Sommer auf dem Fahrrad. Im Winter lief er Ski. Er bestand seine Prüfungen mit Auszeichnung. Er verlor sein träumerisch zerstreutes Wesen und schlug nach der Art seiner württembergischen Vorfahren, deren Land man «die Heimat des gesunden Menschenverstandes in Deutschland» genannt hat. Er wurde fest und entschieden in seinen Ansichten, praktisch in allen täglichen Dingen – und sehr sparsam, eine andere württembergische Eigenschaft. Mit seinem Freunde Keitel (kein Verwandter des Feldmarschalls, der später einer seiner erbittertsten Feinde wurde) begann er die Fliegerei zu studieren. Gemeinsam bauten die beiden Jungens Modellflugzeuge und dann sogar ein richtiges Segelflugzeug. Sie unternahmen viele Startversuche. Aber das Flugzeug spielte nicht mit und blieb unbeweglich am Boden. Dann begannen

sie an ihre Zukunft zu denken. Keitel war bereits fest entschlossen Ingenieur zu werden und bei der Zeppelinwerft in Friedrichshafen eine Anstellung zu suchen. Er fand sie auch, und sicher wäre Rommel ihm gern gefolgt. Aber sein Vater war dagegen.

Rommel beschloss nun Soldat zu werden. Die Familie hatte keine militärische Tradition, wenn man davon absieht, dass Rommels Vater einige Zeit Leutnant bei der Artillerie gewesen war, ehe er Lehrer wurde. Die Rommels hatten auch keine einflussreichen Freunde in militärischen Kreisen. Sie waren eine achtbare schwäbische Familie, mit gutem Auskommen, aber ohne nennenswertes Vermögen, die der Welt der preussischen Offiziersklasse in Erziehung und Lebensstil völlig fernstand. Später dienten unter Rommel in Afrika Generale aus alten Adelsgeschlechtern und begüterten Familien, deren militärische Verbindungen ihnen gleichsam schon bei der Geburt einen Platz in einem guten Regiment gesichert hatte und die bei einigermaßen Begabung von Anfang an mit beschleunigter Beförderung hatten rechnen können. Rommel aber musste sich seinen Weg in der Armee selbst bahnen. Warf man damals einen behutsamen Blick in die Zukunft, so sprach eigentlich alles dafür, dass er es nicht weiter als bis zum Major bringen würde, um dann seinen Lebensabend in beschaulicher Zurückgezogenheit mit einer bescheidenen Pension in irgendeiner Kleinstadt wie Heidenheim zu verbringen.

Am 19. Juli 1910 trat Rommel in das Infanterie-Regiment König Wilhelm I. (6. Württ.) Nr. 124 in Weingarten als Fahnenjunker ein. Im Oktober wurde er Unteroffizier und Ende Dezember Portepée-Fähnrich. Im März 1911 wurde er an die Kriegsschule in Danzig versetzt.

Die Zeit in Danzig war für Rommel in mehr als einer Hinsicht bedeutungsvoll. Durch einen Kameraden an der Kriegsschule, dessen Kusine in der gleichen Pension wohnte, lernte er Lucie Maria Mollin kennen, seine spätere Frau, die einzige Frau, die eine Rolle in seinem Leben gespielt hat. Sie war die Tochter eines Gutsbesitzers. Die Mollins stammten ursprünglich aus Italien, waren aber schon seit dem 13. Jahrhundert in Westpreussen ansässig, Lucie Maria, deren Vater gestorben

war, als sie noch ein Kind, war, studierte jetzt in Danzig Sprachen, um später Lehrerin zu werden. Beide fassten sofort eine starke Zuneigung zueinander, und wenn sie sich auch erst vier Jahre später offiziell verlobten, so bestand schon damals weder bei Rommel noch bei Fräulein Mollin der leiseste Zweifel, dass sie für einander bestimmt waren. Schon in jener Danziger Zeit, so erzählt Frau Rommel, war der kleine württembergische Fähnrich in seinem ganzen Wesen ernst und ausgewogen und von dem Willen durchdrungen, in seinem Beruf das Beste zu leisten. Er war noch immer kein richtiger Examensmensch. Mehr als die Theorie lag ihm die praktische Seite des Soldatentums. Die Lehrbücher, die er nun durchhackern musste, machten ihm hart zu schaffen. Aber Danzig war eine schöne Stadt. Rommel war jung und verliebt, und da beide Bewegung und frische Luft liebten und beide gern tanzten, verbrachten sie, wenn sie der Schule den Rücken kehren konnten, sorglos unbeschwerte Sommertage.

Rommel bestand sein Examen. Wohl kam er nicht mit Auszeichnung durch, aber doch mit Noten, die über dem Durchschnitt lagen. Ende Januar 1912 erhielt er sein Leutnantspatent und kehrte zu seinem Regiment zurück. Er und Fräulein Mollin schrieben sich täglich.

In Weingarten, wo ein alter, mächtiger Klosterbau als Kaserne diente, bildete Rommel nun zwei Jahre lang Rekruten aus. Er verstand sich aufs Exerzieren und auf den Umgang mit seinen Soldaten. Wie beim jungen Montgomery, als er zum ersten Mal Dienst in einem Bataillon tat, fiel auch bei Rommel bereits damals eine besondere Vorliebe für das Detail auf. Ihn interessierten alle Einzelheiten der militärischen Organisation. Aber sonst deutete nichts darauf hin, dass er irgendwie etwas Besonderes war. Wohl wirkte er straff und gelenkig, voll Kraft. Aber er war unter Durchschnitt gross. Geistig zeichnete er sich in keiner Weise aus. Im Gegensatz zu Montgomery war er kein Freund von Debatten. Wie es sein ganzes Leben seine Art war, hörte er lieber zu - und schwieg. Da er weder rauchte noch trank und sich als verlobt betrachtete, hatte das «Nachtleben» der kleinen Garnisonstadt keinen Reiz für ihn. Seine Kameraden fanden ihn ruhig, zu ernst für sein Alter, doch gutmütig und gefällig, immer

bereit den Dienst mit ihnen zu tauschen, wenn sie aus privaten Gründen freihaben wollten. Aber er liess sich auch nicht ausnutzen. Der eine oder andere seiner Kameraden stellte fest, dass er nicht leicht zu beeinflussen war, einen eisernen Willen und auch einen Sinn für Humor hatte. Den Unteroffizieren ging schon bald ein Licht auf, dass er keine Schlamperei im Dienst duldet. So schien sein Weg vorgezeichnet zu sein. Zunächst ein guter «Linienoffizier», dann ein guter, überaus pflichteifriger Adjutant. Als Adjutant hätte er sich gewiss bei allen unbeliebt gemacht, die im Dienst nicht den strengen Anforderungen genügten, die er an sich selbst zu stellen pflegte. Aber schon damals kümmerte er sich weniger als die meisten jungen Leute um Popularität. Alles in allem schien er ein echter Württemberger zu sein: lebensklug, sachlich, vorsichtig – und nicht ohne Härte.

Anfang März 1914 wurde er zu einem Feldartillerie-Regiment in Ulm kommandiert. Er fand Vergnügen am Reiten und hielt als Zugführer darauf, dass seine Fuchsbatterie schmuck und in bestem Schliff war. Eines Nachmittags kehrte er von einer Übung mit seiner Batterie in die Kaserne zurück. Es war der 31. Juli. Als auf dem Kasernenhof bereits Pferde angekauft wurden, erwirkte Rommel beim Regiment die Aufhebung seines Kommandos. Mit Macht zog es ihn wieder zurück zu seinem Stammregiment. Spät abends, als er seine Garnisonstadt Weingarten erreichte, herrschte dort Hochbetrieb. Probeeinkleidung in Feldausrüstung. Beim Regiments-Appell am nächsten Tag sah sich der Oberst sein Regiment in Feldgrau gründlichst an. Dann hielt er eine «pak-kende» Ansprache. Beim Weggang kam der Mobilmachungsbefehl. «Ein Jauchzen wehrfreudiger, deutscher Jugend klingt als Echo durch die altersgrauen Klosterbauten», schreibt Rommel in seinem Buch «Infanterie greift an». Aber diese Worte, ebenso wie viele andere, klingen nicht nach Rommel. Sie klingen mehr nach dem literarischen Säbelgerassel eines Nazi-Propagandaschreibers, der die Ausgabe von 1937 für den Massenverbrauch aufpulvern wollte. Vielleicht hätte die «wehrfreudige Jugend» weniger gejauchzt, wenn sie schon damals, der Zeit vorausseilend, die Gedächtnistafeln im Ulmer Münster mit den Namen der Gefallenen, der Offiziere und

Soldaten der Württembergischen Regimenter, hätte sehen können. Am nächsten Tage zog das 6. Württembergische Regiment an die Westgrenze.

In allen Heeren findet sich eine kleine Gruppe von Berufssoldaten (und einigen Amateuren), die im Kriege einen Wirkungskreis finden, der ihnen volle Entfaltung ihrer Fähigkeiten gewährt. Jahr für Jahr fällt mein Blick in der «Times», in der Spalte «In memoriam», auf den Namen von Brigadegeneral «Boy» Bradford, Träger des Victoriakreuzes, des Verdienstkreuzes und vieler anderer hoher Auszeichnungen. «Boy» Bradford war 1917 bei Cambrai gefallen, erst 24 Jahre alt. Ich erinnere mich noch, wie ich eines Tages auf einem etwas reichlich auffälligen «Gefechtessel», einem Schimmel, zu seinem Gefechtsstand ritt, der vor dem Wald von Bourlon lag. Während wir miteinander sprachen, dachte ich: Gott sei Dank, da ist endlich jemand, der sein Geschäft versteht, der allen Anforderungen gewachsen ist, die der Krieg an ihn stellen mag. Und ich erinnere mich auch an einen grossen Sportsmann, den Olympia-Läufer Jackson, mit dem ich auf der Universität in Oxford und im Regiment zusammen war. Ich war bei seiner Hochzeit in Paris dabei. Er hatte für ein paar Tage Fronturlaub genommen. Bei der Hochzeit trug er nur einen einzigen Orden, den Verdienstorden. Aber mit drei Spangen! Es gab auch noch andere, die ihre ganze Kraft erst im Kriege voll zur Entfaltung brachten. Doch es waren nur wenige.

Zu dieser kleinen Gruppe junger Menschen gehörte auch Rommel. Nur stand er auf der anderen Seite. Von dem Augenblick an, da er zum ersten Mal ins Feuer kam, erwies er sich als geborener Kämpfer. Er war kaltblütig, schlau wie ein Fuchs, hart und unermüdlich, rasch in seinen Entschlüssen und unglaublich mutig. Am Morgen des 22. August, um fünf Uhr früh, trat er zum Kampf gegen französische Kräfte an, die das Dorf Bleid bei Longvy besetzt hielten. Er war seit 24 Stunden beinahe ohne Unterbrechung auf den Beinen gewesen. Schon seit Tagen machte ihm sein Magen arg zu schaffen, den er sich durch die fette Feldküchenkost und das frischgebackene Brot verstimmt hatte. Er konnte sich vor Übermüdung kaum noch im Sattel halten, als er nun bei dichtem Bodennebel zu einer Erkundung vorausgesandt wurde. Erst

nach Durchführung dieser Erkundung rückte sein Zug nach. Doch als der Zug aus dem Nebel heraus angeschossen wurde, liess er halten. Mit einem Vizefeldwebel und zwei Mann ging er vor. Aus dem Nebel tauchte jetzt eine hohe Hecke auf. Die Umrisse eines Gehöftes zeichneten sich ab. Von diesem Gehöft führte ein schmaler Feldweg zu einem anderen Gehöft. Rommel folgte diesem Weg. Vorsichtig spähte er um die Ecke des Gehöftes. Da sah er mitten auf der Strasse 15 bis 20 Franzosen. Sollte er umkehren und den Zug heranholen? Die erste Entscheidung im Kriege ist immer schwer zu treffen. Oft hängt die ganze Zukunft eines Mannes von diesen ersten Entschlüssen ab. Rommel handelte, wie er später immer wieder handeln sollte. Er verliess sich auf das Überraschungsmoment. Er verständigte seine Begleiter. Dann sprangen sie um die Ecke und schossen stehend auf den nahen Feind, der nun auseinander stob. Die Überlebenden suchten naheliegende Dekkungen. Inzwischen hatte sich Rommels Zug angesammelt, ihm und seinen Begleitern zu Hilfe zu eilen. Einen Halbzug rüstete Rommel nun mit Strohwischen aus, die zum Ausräuchern von Verstecken dienen sollten. Der zweite Halbzug wurde feuerbereit an einer Hecke postiert. Dann stürmte er wieder vor. Krachend splitterten die Türen des Gehöftes, in dem der Gegner lag. Brennende Strohwische wurden in die Tenne geworfen. Dann wurden die anderen Gehöfte des Dorfes gestürmt. Es war nur ein kleineres Gefecht, eine Kampfhandlung, der keine besondere Bedeutung zukam. Aber es war Rommels erstes Gefecht und es zeigte bereits deutlich die Eigenschaften, die er während seiner ganzen Dienstzeit bewies: Kühnheit und Entschlusskraft.

Trotz seines kranken Magens und der ungeheuren Strapazen des Bewegungskrieges versah Rommel weiter seinen Dienst. Oft brach er vor Erschöpfung fast zusammen, ohne sich aber krank zu melden. Am 24. September wurde er verwundet. Ein Querschläger zerfetzte ihm den Oberschenkel, als er in einem Gehölz bei Varennes mit leerer Gewehrkammer drei Franzosen allein gegenüberstand. Bereits damals hatte sich sein Bataillonskommandeur bei allen schwierigen Sonderaufgaben, die eine tüchtige Portion Draufgängertum erforderten, immer auf Rommel verlassen. Er war bereits

zum E. K. 2 eingegeben. Drei Monate später, nachdem seine Wunde verheilt war, kam Rommel zum Ersatzbataillon. Mitte Januar stiess er wieder zum Regiment, das nun im Westteil der Argonnen in Stellung lag. Am 29. Januar verdiente er sich das E. K. 1. Er hatte sich mit seinem Zug kriechend eine Gasse durch das feindliche Drahthindernis gebahnt, das der französischen Hauptstellung vorgelagert war. Er hatte dann vier Blockhäuser gestürmt, einen Angriff in Bataillonsstärke abgeschlagen. Eines der Blockhäuser war von den Franzosen zurückerobert worden. Auch dieses Blockhaus wurde von Rommel erneut gestürmt und genommen. Er hatte sich dann mit seinen Leuten zu den deutschen Linien zurückgeschlagen. Die eigenen Verluste waren gering gewesen. Er hatte kaum ein Dutzend Mann bei diesem Unternehmen verloren.

Auch dieses Gefecht war nur von untergeordneter Bedeutung. Aber es zeigte Rommels Bereitschaft, die Gegebenheiten einer Lage bis zum äussersten auszunutzen – und keiner Gefahr auszuweichen. Immer wieder führte ihn dieser «Wille zum Erfolg» in Situationen, die höchst brenzlich und mulmig waren. Doch immer verstand er es, auch den geringsten Vorteil voll auszuwerten, vor allem gegen einen unentschlossenen Gegner.

Sicher war es diese Bereitschaft zu handeln, ohne immer auf Nummer Sicher zu gehen, und vor allem auch seine besondere Begabung für Stosstruppunternehmen, die nach seiner Beförderung zum Oberleutnant und nach einer zweiten Verwundung am Bein, zu seiner Versetzung in das Württembergische Gebirgsbataillon (W. G. B.) führte. Diese Neuformation war stärker als das übliche Bataillon und bestand aus 6 Schützenkompanien und 6 Gebirgs-MG-Zügen. Das Bataillon wurde meist nicht als geschlossene Einheit eingesetzt, sondern als Verband, der in zwei oder mehr Abteilungen aufgespalten war, deren Kampfstärke sich nach dem jeweiligen Auftrag richtete. Jede dieser Gruppen erhielt ihren Auftrag zugewiesen. Sie kämpfte unter ihrem eigenen Kommandeur, dem weitgehende Handlungsfreiheit eingeräumt war und der nur einmal am Tage dem Bataillonskommandeur Meldung erstatten musste. Als das W. G. B. in Österreich gründlich im Gebirgskrieg ausgebildet war und fast ein Jahr in einem

ruhigen Abschnitt der Vogesen gestanden hatte, wurde es dem berühmten Alpenkorps an der rumänischen Front zugeteilt. Rommel wurde nun mit der Führung einer der Abteilungen des Bataillons (Abteilung Rommel) betraut, deren Stärke je nach Auftrag zwischen einer Kompanie und dem gesamten Bataillon lag. Während dieser Zeit hatte Rommel einen kurzen Urlaub zu einem Abstecher nach Danzig benutzt und dort am 27. November 1916 Lucia Maria Mollin geheiratet. Ein Bild aus dieser Zeit zeigt sie als ein hübsches junges Mädchen, italienisch im Typ, mit schöngeformten Zügen. Aber eine andere Seite ihres Wesens zeigt dieses Bild nicht, da der Gesichtsausdruck so ernst ist – und das ist die Munterkeit, die sie auch noch heute besitzt. Unverkennbar sind andere Züge ihres Wesens: Gediegenheit, Mut und Charakterstärke. Sie war die richtige Frau für einen Soldaten.

Einige Waffentaten Rommels in Rumänien und Italien würden kaum glaubhaft erscheinen, lägen nicht die Berichte von Kameraden vor, die an diesen Unternehmen teilnahmen. Seine Kampfweise bestand darin, mit ein paar Leuten durch die feindlichen Stellungen unter Nachzug einer Fernsprecheleitung durchzusickern. Im Gebirgsgelände, wo damit zu rechnen war, dass Gipfel und Täler vom Feinde gehalten wurden, arbeitete er sich an den Steilhängen vor, die nur geübte Bergsteiger erklimmen konnten. Bei eisigem Nebel, tiefem Schnee oder bei dörrender Sommerhitze gab es für ihn kein Halten. Bei Tag und Nacht rückte er mit seiner Abteilung im grösstmöglichen Tempo vor. Er hatte einen erstaunlichen Geländesinn. Hitze und Kälte machten ihm nicht zu schaffen. Er konnte Strapazen aushalten und mit wenig Nahrung und wenig Schlaf auskommen. Stand er jenseits der feindlichen Linien, so zögerte er nie, auch wenn seine eigene Truppe noch so klein war, zum Angriff vorzugehen. Mit Recht ging er davon aus, dass das plötzliche Auftauchen seiner Leute hinter der feindlichen Front und die ersten Feuergarben seiner Maschinengewehre aus dem rückwärtigen Gelände alle Truppen erschüttern mussten, die nicht gerade Elitetruppen waren. Und die Rumänen und Italiener waren es nicht. Als er im August 1917 die starkbefestigte rumänische Stellung am Cosna-Gipfel erstürmte, rückte er mit 4 Kompanien durch dichtes Buschwerk

und Unterholz vor. Unbemerkt schleuste er sich mit seiner Abteilung durch zwei feindliche Gefechtsposten, die nur etwa 100 bis 150 m auseinander standen und legte gleichzeitig eine Fernsprechleitung zu der Gefechtsgruppe. Als er den Gipfel erreichte, hatte er nahezu eine Woche keinen Schlaf gehabt. Überdies war er einige Tage zuvor durch einen Armschuss verwundet worden.

Als Rommel im Januar des gleichen Jahres die Ortschaft Gagesti nahm, lag er bei bitterster Kälte bis 10 Uhr abends im Bereich der rumänischen Vorpostenkette. Erst als er annahm, dass die Rumänen wohl nun in ihren warmen Quartieren schlafen würden, setzten seine Maschinengewehre und ein Zug seiner Gebirgsjäger mit Feuer ein. Ein anderer Zug seiner Gebirgsjäger stürzte sich mit gewaltigem Hurra auf die Ortschaft. Noch schlaftrunken kamen die Rumänen aus den Gehöften heraus. Sie wurden abgeschnallt und dann in der Dorfkirche untergebracht. Rommels eigene Verluste bei diesem Gefecht waren unerheblich.

Bei Frontalangriffen pflegte Rommel den gesamten Frontabschnitt mit MG-Feuer zu bestreichen, wobei der Schwerpunkt jedoch immer auf dem Angriffsstreifen lag. Dann folgte ein Sturmangriff mit starken Kräften auf schmalster Front. Die Angriffstruppen führten Maschinengewehre mit, um nach erfolgtem Durchbruch sofort die feindliche Flanke unter Beschuss zu nehmen. Die übrigen Sturmtruppen aber prellten den Angriff weiter vor, ohne sich darum zu kümmern, was inzwischen rückwärts geschah. Kurz, Rommel benutzte bereits damals die Taktik der Tiefen-Infiltration, die 1939 von den deutschen Panzerdivisionen angewandt wurde.

Während dieser Zeit, da Rommel Truppenkörper bis zur Bataillonsstärke befehligte, da er selbständige Unternehmungen gegen den Feind leitete, da vorgesetzte Offiziere ihn um Rat über Angriffslenkung und Angriffsmethoden fragten und seinen Rat befolgten, war er erst 25 Jahre alt - und sah noch jünger aus. Er war einfacher Oberleutnant in einem durchschnittlichen Linienregiment. Überdies galt in der deutschen Armee das Dienstalder mehr als bei uns in England. Junge Offiziere wurden in der Regel nicht ermutigt, ihre Meinung zum Besten zu geben. Und doch steht fest, dass Rommel sich

einen erstaunlichen Ruf gewann, sogar schon ehe er zu den Gebirgsjägern kam. Man kannte ihn in der ganzen Division. Dennoch gehörte er nicht zu jenen wunderlichen Käuzen, die oft im Kriege zum Vorschein kommen und nur dadurch Eindruck machen, dass sie anders als die anderen sind. Rommel zeigte so viel Mut und Draufgängertum, so viel zähe Entschlossenheit und eigene Entschlusskraft, dass man diese Eigenschaften einfach nicht übersehen konnte. Er war, wenn wir ihn mit unseren Befehlshabern vergleichen, eher vom Schlage eines Freyberg als eines Wingate.

Rommels grösste Waffentat im ersten Weltkrieg war der Sturm auf den Monte Matajur, südwestlich Caporetto, am 26. Oktober 1917. Die Österreicher hatten an der italienischen Front eine Reihe von Rückschlägen erfahren und um deutsche Hilfe gebeten. Die Oberste Heeresleitung hatte an anderen Fronten starke Verpflichtungen. Aber sie entsandte die 14. Armee, die aus 7 kampferprobten Divisionen bestand, um an der Offensive gegen die italienischen Stellungen im Isonzo-Tal teilzunehmen. Das Württembergische Gebirgsjägerbataillon wurde wieder dem Alpenkorps zugeteilt, das im Zentrum der Front den Angriff gegen das Matajur-Massiv führen sollte. Am ersten Tage hatte das Bataillon die Aufgabe, den rechten Flügel eines bayrischen Regiments abzuschirmen, das die Angriffsspitze bilden sollte. Dann sollten die Württemberger den Bayern folgen.

Aber Rommel hatte wenig Lust den Bayern zu folgen. Er überredete seinen Bataillonskommandeur, Major Sprosser, ihn rechts von den Bayern vorrücken zu lassen und einen eigenen Angriff auf die italienischen Stellungen zu führen. Während die Bayern aufgehalten wurden, führte Rommel seine Truppe vor Morgengrauen unbemerkt in den italienischen Frontraum. Einer Vorausabteilung gelang es sogar bei Tagesanbruch eine italienische Batterie mit dem Bajonett zu nehmen, ohne Schuss. Rommel liess eine Kompanie zur Sicherung und Ausweitung der Einbruchsstelle zurück. Mit seiner anderen Kompanie stiess er weiter in das rückwärtige Gebiet der Italiener vor. Er musste jedoch umkehren und seiner 1. Kompanie zu Hilfe eilen, die in Bataillonsstärke angegriffen wurde. Als er die Italiener im Rücken fasste, er-

gaben sie sich sofort. Er sandte eine Meldung an seinen Bataillonkommandeur – und mit der Meldung zugleich über tausend Gefangene. Nun liess Major Sprosser vier weitere Kompanien nachrücken. Rommel hatte jetzt sechs Kompanien unter seinem Kommando. Major Sprosser hatte ihm freie Hand gegeben. Er durfte seinen Einbruch in das rückwärtige Feindgebiet fortsetzen. Nachdem er einen Pfad gefunden hatte, der gegen Sicht geschützt war, liess er seine gesamte Truppe im «Gänsemarsch» fast 372 km auf diesem Pfad vorrücken, während die Italiener noch mit den Kämpfen in der Hauptkampflinie vollauf beschäftigt waren. In offenem Gelände hinter den feindlichen Linien rückte Rommel dann auf der Matajur-Strasse vor und erbeutete eine italienische Verpflegungskolonne und einen Stabswagen. 2'000 Mann der gerade nach vorn marschierenden 4. Bersaglieri-Brigade wurden gefangengenommen. Mit dem Beutewagen unternahm Rommel eine eigene Vorerkundung. Er beschloss dann, direkt auf den Monte Matajur loszugehen. Während des ganzen Tages und der folgenden Nacht liess er seine bereits ermüdete Truppe weitermarschieren. Beim Morgengrauen stiess er auf ein Zeltlager der Brigade Salerno. Mit nur zwei Offizieren und einigen Gebirgsjägern ging er auf die feindliche Truppenmacht zu, die alle noch die Waffen in der Hand hatten und forderte sie in dauerndem Vorwärtsschreiten durch Zuruf und Winke mit dem Taschentuch zur Übergabe und Waffenstreckung auf. Nach einigem Zögern ergaben sich die Italiener, 43 Offiziere und 1'500 Mann. Es war ein Erfolg, den Rommel sicher zur Hauptsache seiner Überraschungstaktik verdankte – und seinem unerschrockenen selbstsicheren Auftreten.

Als dann schliesslich der Monte Matajur erklommen war und Leuchtkugeln vom Gipfel die Bezwingung des Massivs verkündeten, war Rommel mit seinen Leuten bereits 50 Stunden ununterbrochen auf dem Marsch. In diesen 50 Stunden hatten sie einen Höhenunterschied von 2'400 m hangaufwärts und 800 m hangabwärts bezwungen und eine Strecke von 18 km Luftlinie zurückgelegt. Die Gefangenenzahl und Beute der Abteilung Rommel betrug dabei: 150 Offiziere, 9'000 Mann und 81 Geschütze. Der mangelnde Kampfgeist

der Italiener erschien Rommel unverständlich. Aber in der 1937 erschienenen Ausgabe von «Infanterie greift an» heisst es: «Heute ist die italienische Armee eine der besten der Welt.» Doch auch hier darf man wohl eine «kleine Einfügung» durch das OKW, Abteilung Wehrmachts-Propaganda, vermuten.

Rommel hätte kaum mit solchen Überraschungstricks gegen die britischen Divisionen unter Lord Cavan Erfolg gehabt. Aber auch so bleibt der Sturm auf den Monte Matajur eine erstaunlich kühne Operation. Für diesen Erfolg erhielt Rommel den «Pour le Mérite». Gleichzeitig wurde er zum Hauptmann befördert. Kurz darauf durchschwamm Rommel bei Nacht mit einigen seiner Leute, die sich gegenseitig ange-seilt hatten, die eisigen Wasser der Piave. Er eroberte das Dorf Longarone, das von starken italienischen Kräften besetzt war, indem er von verschiedenen Punkten aus in der Dunkelheit Feuer auf die Ortschaft eröffnete und dann allein auf die Italiener zuing und sie zur Übergabe aufforderte. Dann fuhr Rommel auf Urlaub nach Hause, von dem er zu seinem grössten Schmerz nicht mehr zu den Gebirgsjägern zurückkehrte. Er wurde in den Betrieb eines grösseren Stabes eingegliedert. Hier blieb er bis zum Ende des Krieges.

*

Führung im Kriege gehört vielleicht nicht zu den höchsten Formen menschlichen Wirkens. Aber während ein Preisboxer, ja selbst ein Weltmeister, nichts weiter sein muss als eine besonders angriffslustige Abart des *homo sapiens*, natürlich mit den nötigen Körperkräften und grösstem technischen Können, so verlangt man doch ganz andere Eigenschaften von einem Mann, dem auf dem Schlachtfeld die Entscheidung über Tod und Leben seiner Mitbürger anvertraut wird. Als ich daher begann, mich mit dem Leben Rommels zu befassen, da war es ganz natürlich, dass ich mich und schliesslich andere fragte: Was für eine Art Mensch war dieser Rommel eigentlich, wenn man einmal von seinen militärischen Leistungen absieht?

Gleich im Anfang stiess ich auf einen wesentlichen Unterschied in der deutschen und englischen Einstellung zum

Kriege – und das war für mich eigentlich keine sonderliche Überraschung. Schon kurz nach dem ersten Weltkriege las ich eine Übersetzung von Ernst Jüngers Buch «In Stahlgewittern». Ich erinnere mich noch lebhaft an eine Stelle aus diesem Buch. Sie blieb in meinem Gedächtnis haften, vielleicht weil mir der Frontabschnitt besonders vertraut war, den Jünger schilderte. Es war gerade nach der Schlacht von Cambrai und dem erfolgreichen deutschen Gegenangriff. Jüngers Bataillon hatte einen Abschnitt bei Mœuvres am Hermes-Kanal besetzt. Ein schöner, sonniger Sonntag-Nachmittag. Die Offiziere seiner Kompanie hatten gut gegessen. Nun rauchten sie im Unterstand ihre Zigarren und tranken Kognak. Plötzlich sagte einer: «Warum gehen wir nicht mal rüber und geben dem Tommy Saures?» In einer englischen Offiziersmesse wäre damals ein solcher Vorschlag undenkbar gewesen. Jeder von uns war bereit, ja brannte darauf, an einem richtigen Angriff oder an einem geplanten Stosstruppunternehmen teilzunehmen, wenn wir Befehl dazu erhielten. Jedes bessere Bataillon suchte sich in kühnen Spähtruppvorstößen hervorzutun und im Niemandsland herumzugesüßeln. Aber davon abgesehen war für die meisten von uns «leben und lebenlassen» die Parole. Wir waren auch damals geneigt, einen ruhigen Nachmittag voll zu genießen, der nur von Zeit zu Zeit durch das Gebrummel einer Granate gestört wurde, die über uns dahinsauste und im Hinterland krepitierte. Ein solcher Nachmittag war für uns ein Geschenk des Himmels. Man konnte ein Buch lesen. Man konnte Briefe schreiben. Hätte da irgendeiner aus reinem Gaudi einen Stosstrupp «nur für Offiziere» vorgeschlagen, so hätten seine Kameraden gedacht: «Ach, du lieber Gott, er hat sich die Nase etwas reichlich mit Kognak begossen.» Und man hätte ihm den Rat gegeben, sich hinzulegen und seinen Rausch auszuschlafen.

Aber in dem Fall, den Jünger schildert, wurde der Überfall wirklich durchgeführt. Die Fronten lagen nur etwa 50 Meter auseinander. Da keine Artillerievorbereitung vorangegangen war, die als Warnung hätte dienen können, da überdies der frühe Nachmittag nicht die übliche Zeit für Stosstruppangriffe war, verlief das Unternehmen erfolgreich. Zehn

Minuten später kehrten die Offiziere der Kompanie mit zwei oder drei Gefangenen im Triumph zurück. Zwei oder drei Tote liessen sie hinter sich im feindlichen Graben zurück.

Und was dann geschah, ist nicht minder überraschend. Als das Bataillon dann in Ruhestellung ging, überreichten die Teilnehmer an diesem Unternehmen ihrem Kompanieführer einen grossen Silberbecher mit der Inschrift: «Dem Sieger von Mœuvres».

Der deutsche Berufssoldat hat den Krieg immer so ernst genommen, wie man in England nur den Sport ernst nimmt - und in Amerika den Sport und das Geschäft. Man kann sich gerade noch vorstellen, aber auch das nur schwerlich, dass die siegreiche Mannschaft bei einem Universitäts-Rugbykampf einem Spieler einen Silberpokal überreicht, der in letzter Minute das Spiel gerettet hat. In Amerika sind solche «Ehrengaben» keine Seltenheit, ja sogar Geschäftsreisende können sie erhalten, wenn sie einen Rekordumsatz in Füller-Bürsten erzielt haben. Aber wer sich eine solche Zeremonie wie Überreichung eines Pokals an «den Sieger von Mœuvres» mit passenden Ansprachen und Trinksprüchen in einem englischen Bataillon vorstellen kann, der muss schon seine Soldatenzeit in höchst kurioser Gesellschaft verbracht haben.

Diese Geschichte ging mir durch den Sinn, als ich in Heidenheim mit Hauptmann Hartmann sprach. Er war der erste, den ich traf, der mit Rommel im ersten Weltkrieg gedient hatte. Hartmanns Fabrik, die Unmengen von Verbandstoffen herstellt, erweckte den Eindruck kalter, unpersönlicher Leistungsfähigkeit und jener fast schon sterilisierten Sauberkeit, die anscheinend nur deutsche und schweizerische Fabriken zustande bringen. Das Büro, in dem Hauptmann Hartmann sass, war das typische Direktorenzimmer. Düster, dunkel getäfelt, voll schwerer Möbel. An den Wänden hingen alte Familienbilder, Hartmanns einer vergangenen Zeit. In diesem Raum konnte kein Aktenstück es wagen Versteck zu spielen und plötzlich spurlos zu verschwinden. Jedes Stück Papier hatte seinen zugewiesenen Platz und wusste, wohin es gehörte. Hauptmann Hartmann war jedoch keineswegs so düster wie seine Umgebung. Er war ein gutaussehender Mann, schlank, mit dunklen Haaren. Er wirkte so jung, dass man ihn

kaum für einen Altersgenossen von Rommel (und mir) halten konnte. Als er sich von seinem Schreibtisch erhob und zur Begrüssung auf mich zuing, sah ich, dass er ein Bein verloren hatte. War das im ersten Weltkrieg geschehen? Nein, die Beinverletzung stammte aus diesem Kriege, als er zur Luftwaffe kommandiert war. Ein Unfall beim Gleitfliegen. Segelfliegerei war schon immer seine Passion und ist es noch heute. Kaum war er aus dem Lazarett entlassen, stieg er wieder auf. Wenn er vom Segelfliegen sprach, leuchteten seine Augen. Er gefiel mir gut. Er wirkte sympathisch und ungezwungen.

Dann sprachen wir über Rommel. Ja, seit dem ersten Krieg bis zu Rommels Tod waren sie gute Freunde gewesen. Sie hatten im gleichen Bataillon gedient. Er war dabei, als sich Rommel den Pour le Merite verdiente. Er schilderte mir, wie Rommel in jener Dezembernacht mit sechs von seinen Leuten die Piave durchschwamm und Longarone eroberte. Was für ein Soldat! «Wo Rommel ist, ist die Front», pflegten sie in der Division zu sagen. Immer versuchte und erreichte er Dinge, an die sich kein anderer herangewagt hätte. Er schien «Fingerspitzengefühl» zu haben. (Dieses Wort hörte ich später von jedem Soldaten, der Rommel kannte.)

Ja, er war hart. Aber nie verlangte er von anderen mehr oder auch nur das Gleiche wie von sich selbst. Immer bemühte er sich durch taktische Vorsorge Verluste an Menschenleben auf das Mindestmass zu beschränken. Er war als Taktiker ein Genie. Vielleicht war er bei den Offizieren nicht so beliebt wie bei den Mannschaften, da er von ihnen immer mehr erwartete und da nur wenige mit ihm Schritt halten konnten. Aber er war «der beste Kamerad».

«Der beste Kamerad» ... Vielleicht würde ich nun über den Menschen Rommel mehr erfahren. Schliesslich waren sie beide zusammen jung gewesen und Bataillone stehen nicht immer vorne an der Front. Sicher gab es auch in Rumänien einen Etappenort wie bei uns Amiens, wo man hinging, um sich einmal richtig auszuruhen. Sicher gab es auch dort in der Etappe solche Plätze wie «Godbert» oder wie «Cathedrale» bei uns, wo man in Ruhe in einer Ecke sitzen, gut essen und den Krieg vergessen konnte. Wohl jeder hat Erinnerungen dieser Art aus dem ersten Krieg, Erinnerungen an Abende, da der Huf-

schlag des Pferdes müde über das Pflaster hallte. Man war am Ziel, stieg ab, bestellte sich ein Zimmer und badete (sogar mit Badesalz!). Man machte seine kleinen Einkäufe und trank mit Kameraden von der Division. Und wenn man an diese Zeiten zurückdenkt, an diese Abende in der Etappe, dann breitet die Erinnerung einen milden Schleier über das Vergangene. Man denkt: «Ach Gott, es war ja alles nur halb so schlimm!» (War es nicht im «Cathedrale», dass mein Brigadechef «Kid» Kennedy dem jungen hübschen Mädchen, das uns bediente, ein Kompliment zollte, wie ich es in meinem Leben nie gehört hatte. «Donnerwetter, Desmond», sagte er, «die Kleine ist aber verdammt schön. Man könnte ihr glatt ein Setzei vom Leibe futtern ...»)

Doch als ich dann vorsichtig das Gespräch mit Hauptmann Hartmann von der Front abzulenken versuchte, um zu erfahren, was Rommel tat, wenn er sich einmal richtig ausspannte, stiess ich gegen eine Mauer. Interessen? Nein! Hauptmann Hartmann meinte, Rommel hätte keinerlei Nebeninteressen gehabt. Wenn er nicht gerade dabei war, seine Begabung für taktische Fragen in die Tat umzusetzen, dann brütete er neue Pläne aus, wie er dem Feind am besten ein Schnippchen schlagen könnte. Ganz gewiss aber verspürte er nie den Drang zum Amüsement in der Etappe. Ihn lockte die Etappe überhaupt nicht. Hatte er sich irgendwie verändert, fragte ich, als er nach seiner Hochzeit 1916 zum Bataillon zurückkam? Nein, er war ganz derselbe geblieben, genau so zäh, genau so furchtlos, genau so besessen von der Idee den Krieg an seinem Frontabschnitt zu gewinnen. «Er war durch und durch Soldat», sagte Hauptmann Hartmann, und sein Gesicht nahm einen leicht verzückten Ausdruck an. «Er war mit Leib und Seele im Krieg».

Einige Tage später versuchte ich dieses Thema erneut anzuschneiden. Ich sprach mit Hauptmann Aldinger. Er hatte nicht nur mit Rommel im ersten Krieg gedient, sondern war 1940 in Frankreich, später in Nordafrika und 1944 in der Normandie Rommels Ordonnanzoffizier gewesen. Er war einer der letzten, die Rommel noch kurz vor seinem Tode sahen. Hauptmann Aldinger ist ein gewissenhafter Mann, sehr bestimmt und präzise in seinem Wesen, den man sich leicht auch als Leiter

der Buchhalterei in einer grossen Fabrik, wie etwa der Verbandstoff-Fabrik von Hartmann, hätte vorstellen können. Die Bücherrevisoren hätten dann bei Überprüfung der Konten leichte Arbeit gehabt. Aber Hauptmann Aldinger ist im Privatberuf ein in Stuttgart sehr geschätzter Gartenarchitekt. Seine Arbeiten zeigen Formensinn und guten Geschmack. Vielleicht würde er verstehen, dachte ich, um was es mir ging und mir einen Fingerzeig geben können. Doch wieder kam ich nicht weiter. Wieder war vom «Fingerspitzengefühl» und den militärischen Tugenden Rommels die Rede. Seine äussere Schale war hart, vielleicht zu hart für viele, vor allem für die Offiziere. «Aber wenn Rommel eine Flanke hielt, dann wusste man, wenigstens eine Seite ist sicher, wenigstens hier kann nichts passieren ... In jenen Tagen glaubte er an die haargenaue Durchführung jedes Befehls ... Im ersten Krieg hatte er mehr Vertrauen in die oberen Kommandostellen und in den Stab als später im zweiten Krieg ...» Sonstige Interessen? Ja, er liebte die Jagd und angelte gern, wenn er Zeit dazu hatte. Lektüre? Vorwiegend militärische Bücher. Musik oder Theater? Nein. Essen und Trinken? Er machte sich nichts daraus. War er also immer todernst? Oh nein, er scherzte gern mit den Soldaten und schwäbelte mit seinen Landsleuten.

War ich auf der Spur dieses seltenen und meist farblosen Lebewesens genannt der «Spezialist», der die Welt nur durch die enge Brille seines Spezialistentums betrachtet? Der junge Montgomery, wie ihn Alan Moorehead in seiner Biographie geschildert hat, kommt diesem Bild eines aktiven Offiziers ohne Interessen ausserhalb seiner dienstlichen Sphäre noch am nächsten. Aber Montgomery hatte sich auf der Schule wenigstens im Sport ausgezeichnet. Er war der bekannteste Junge der ganzen Schule. In Sandhurst, auf der Militärschule, hatte er seine Instrukturen derart zur Verzweiflung gebracht, dass sie erklärten, er sei eine glatte Niete und würde es in der Armee zu nichts bringen. Über Rommel hatte man selbst das nicht gesagt.

In jeder Armee ist das Leben eng und begrenzt. Das gilt vor allem für die alte deutsche Armee mit ihrem Standesbewusstsein und starren Traditionen. So ist der Aussenseiter oder derjenige, der vorübergehend aus einer anderen Welt in die Welt

des Militärs eindringt, leicht geneigt den Berufssoldaten, der immer und sogar im Kriege an nichts anderes als an militärische Dinge denkt, für engstirnig und verbohrte zu halten. Als mir daher General Speidel, Rommels Stabschef in der Normandie, ein Mann von besonderer Intelligenz und Einsicht, sagte, er glaube nicht, dass Rommel jemals ein Buch gelesen habe, das nicht mit Krieg und Kriegführen zusammenhing, fragte ich: «Er war also *un peu bete*?» General Speidel sah mich fast entgeistert an. «Etwas blöd und stur? Um Gotteswillen ... nein!», sagte er. «Rommel war alles andere eher.»

Ganz allmählich formte ich mir dann ein eigenes Bild von Rommel. Doch darüber später. Vorerst ist es vielleicht das beste, wenn sich der Leser sein eigenes Urteil bildet.

DRITTES KAPITEL

ZWISCHEN ZWEI KRIEGEN

Jede Niederlage schmeckt bitter. Aber der deutsche Zusammenbruch von 1918 überraschte und erschütterte den deutschen Berufssoldaten stärker als die Kapitulation im Mai 1945, die allen – mit Ausnahme fanatischer SS-Männer – schon seit langem unvermeidlich erschienen war. Wohl wusste Luderdorff, dass die grosse Offensive im März der letzte Schlag war, den er führen konnte. Aber als die Zeit der Erfolge um war, als sich im Sommer 1918 die Wagschale nach der anderen Seite zu neigen begann, hatte der deutsche Linienoffizier vom alten Schlag überhaupt noch nicht an die Möglichkeit einer Waffenstreckung gedacht. Noch standen die deutschen Armeen in Feindesland. Seit dem russischen Vorstoss von 1914 hatte kein Feind deutschen Boden betreten, es sei denn als Gefangener. Vielleicht würde man genötigt sein – wie nach den Schlachten an der Somme – die Frontlinien zu verkürzen. Vielleicht würde man ganz Nordfrankreich und Belgien aufgeben müssen. Vielleicht würde man einen Verständigungsfrieden schliessen müssen, der Deutschland keine Gebietsvorteile an der Westgrenze gab. Aber vom Grossen Generalstab und den Armeeführern abgesehen, wussten nur wenige bis knapp zwei Wochen vor dem Ende, dass es nun keine andere Wahl mehr gab als Kapitulation oder völligen Zusammenbruch. Selbst die Alliierten bereiteten sich noch auf einen neuen Winterfeldzug vor und planten die Entscheidungsoffensive für das Frühjahr 1919.

Doch die deutsche Armee war im Felde einwandfrei geschlagen. Die Blockade hatte den Widerstandswillen der Bevölkerung in der Heimat gebrochen. Die Niederlage hätte verzögert werden können, aber sie war nicht aufzuhalten.

Doch da wir alle gern die Schuld für Misserfolge woanders suchen, nur nicht bei uns selbst, so war es ganz natürlich, dass





FRAU ROMMEL

die «Dolchstosslegende» aufkam und bei den heimkehrenden Frontsoldaten gläubige Ohren fand. In völliger Verkenntung deutscher Wesensart unterstützten die Alliierten diese Legende. Sie liessen die deutsche Armee in voller Ausrüstung, mit allen Waffen, bei klingendem Spiel und mit wehenden Fahnen über die Rheinbrücken in die Heimat zurückkehren.

Und dann gaben die Alliierten den Deutschen einen soliden, dauerhaften und durchaus berechtigten Anlass zur Klage, indem sie sich glatt über die Bedingungen hinwegsetzten, unter denen der Waffenstillstand geschlossen war. Diese Bedingungen waren, wie John Maynard Keynes damals betont hat, klar und eindeutig. Die Alliierten hatten ihre Bereitwilligkeit erklärt, mit Deutschland auf der Grundlage der Vierzehn Punkte Frieden zu schliessen, die Präsident Wilson im Januar 1918 aufgestellt und in späteren Kongressreden ergänzt und erweitert hatte. Auf der Friedenskonferenz sollten nur Verhandlungen «über die praktischen Einzelheiten der Anwendung dieser Bedingungen» geführt werden. Tatsächlich aber wurden die Vierzehn Punkte nie erörtert. Der Friede wurde diktiert, ohne dass man die Deutschen zu Wort kommen liess. Überdies, so erklärt Harold Nicolson in seinem Buch über die Versailler Friedensverhandlungen, lässt sich nur bei vier Grundsätzen der Vierzehn Punkte mit einigermaßen Sicherheit nachweisen, dass sie in die endgültige Fassung des Versailler Vertrages aufgenommen wurden. Die Folge war nun, dass sich kein Deutscher an diesen Vertrag gebunden fühlte, obwohl er keineswegs so hart war wie der Friede, den die Deutschen bei siegreicher Beendigung des Krieges den Besiegten auferlegt hätten. Vor allem war kein Deutscher bereit, sich mit der Abtretung eines grossen Teils von Westpreussen an Polen abzufinden, sowie mit dem Verlust von Danzig und der ständigen Unterwerfung von zwei Millionen Deutschen unter polnische Oberhoheit. Nur von diesem Hintergrund aus lässt sich die spätere Einstellung deutscher Offiziere verstehen. Sie glaubten, man habe sie durch dunkle Machenschaften zur Waffenstreckung gebracht. Sie liessen sich nicht davon überzeugen, dass die Alliierten bei Fortführung des Krieges bis 1919 die Macht gehabt hätten, ihnen ihre Bedingungen aufzuzwingen und dass sie diese Bedingungen,

auch die härtesten, hätten annehmen müssen, wenn die Alliierten darauf bestanden hätten.

Im Jahre 1945 sahen wir die Deutschen, aufgelöst und fast zu Schutt zerfallen wie ihre Städte. In ihrem mürrischen Elend waren sie sogar zu stumpf, um zu hassen. Doch 1918 hatten sie noch die Kraft, sich gegeneinander zu wenden. Der Tag, da sie sich gegen die Sieger wenden konnten, lag noch in weiter Ferne. (Dass dieser Tag kommen würde, daran zweifelte niemand. «Wenn ihr Engländer einmal von hier abzieht, dann werden wir die Franzosen schon aus dem Lande knüppeln», sagte mir ein deutscher Industrieller in Düsseldorf im Jahre 1919 – also bereits vier Jahre vor der französischen Besetzung des Ruhrgebiets.) Damals waren wir zu sehr bemüht, die Wunden des Krieges verheilen zu lassen. Wir feierten den Sieg. Wir verjubilten unser Entlassungsgeld und genossen in vollen Zügen die kurze Zeit wirtschaftlichen Aufschwungs, die dem Kriege folgte. All das beschäftigte uns so sehr, dass wir nicht Zeit hatten, uns um die Vorgänge in Deutschland zu kümmern. Sie interessierten uns auch nicht. Doch der Anblick heimkehrender Offiziere, die auf der Strasse aufgegriffen, aus den Zügen gezerzt, ihrer Rangabzeichen beraubt, oft sogar erschlagen wurden, machte auf viele in Deutschland einen tiefen Eindruck: und trug dazu bei, Hitler den Weg zu ebnen. Man muss an diese Vorgänge denken, wenn man das Aufkommen der Freikorps und ihre Brutalität verstehen will und wie es kam, dass Männer vom Schlege eines Göring, Rohm und Sepp Dietrich hochkamen. Zugleich erklären diese Vorgänge, warum sich der sozialdemokratische Reichswehrminister Noske, der früher als Unteroffizier gedient hatte, an das Offizierkorps wandte. Für ihn waren die Offiziere die einzige Gruppe, die jetzt noch fähig war, für Ruhe zu sorgen und die Ordnung wieder herzustellen.

Doch das Bild jener Tage zeigt noch eine andere Seite. Für jeden, der damals nicht in Deutschland war, ist es schwer, durch die Wolken wirtschaftlicher Not und geistiger Verwirrung hindurchzuschauen, die aus Niederlage, Besetzung und Bürgerkrieg aufstiegen. Es ist für ihn schwer, die Lage des deutschen Bürgertums zu verstehen, das sich trotz allem bemühte sein normales Leben fortzuführen. Die Männer gingen

zur Arbeit in die freudlos düsteren Fabriken oder Büros, in denen alles auf Tüchtigkeit und Leistung abgestellt war. Die Hausfrauen passten auf, dass die armen Dienstmädchen auch gründlich schrubbten und putzten und dachten fast den ganzen Tag an die Lebensmittelpreise und wie man etwas zu essen beschafft. Noch schwerer aber ist es, sich in die Lage eines aktiven deutschen Offiziers zu versetzen, der plötzlich wieder mit dem üblichen Friedensdrill beginnen musste, als seien vier Jahre Krieg gleichsam über Nacht weggewischt, als sei er nur von einem ungewöhnlich langen Manöver zurückgekehrt.

Und so etwa erging es auch dem Hauptmann Erwin Rommel. Am 21. Dezember 1918 war er wieder in Weingarten bei seinem Stammregiment, dem Infanterieregiment Nr. 124, bei dem er acht Jahre früher seine Militärzeit begonnen hatte. Alles in allem sah er nur wenig von den Wirren und Unruhen jener Tage. Im Dezember 1918 reiste er quer durch Deutschland, durch Gebiete, in denen die Revolution noch gärte. Er fuhr nach Danzig, um seine Frau abzuholen, die dort bei ihrer Grossmutter lebte und schwer erkrankt war. Er reiste in Uniform. Unterwegs wurde er oft angehalten, bisweilen angepöbelt und einmal sogar fast verhaftet. Aber er brachte seine Frau sicher nach Weingarten in das Haus seiner Mutter. (Mutter und Schwiegertochter verstanden sich von Anfang an gut und blieben immer eng befreundet.) Im Sommer 1919 übernahm Rommel für einige Zeit das Kommando einer Sicherheitskompanie in Friedrichshafen. Zum ersten Mal hatte er es jetzt mit Landsleuten zu tun, die nicht bereit waren Order zu parieren. Er sollte eine Abteilung «roter» Matrosen drillen und zu richtigen Soldaten machen. Anfangs muckten sie. Als sie Rommel mit seinem Pour le Merite sahen, begannen sie zu pfeifen und gröhlen. Sie verlangten Einsetzung eines Soldatenrats, weigerten sich im Paradeschritt zu marschieren und hielten eine Versammlung ab. Rommel kam zu dieser Versammlung, kletterte auf einen Tisch und erklärte, er wolle mit Soldaten zu tun haben und nicht mit Gesindel. Am nächsten Tage liess er sie hinter einem Musikkorps zum Paradeplatz marschieren. Aber die Matrosen hatten keine Lust die Hammelbeine lang zu ziehen und sich weiter «bim-

sen» zu lassen. Darauf bestieg Rommel sein Pferd und ritt davon. Etwas kleinmütig folgten sie ihm nun in die Kaserne. Einige Tage später waren sie bereits so zahm, dass Polizeiinspektor Hahn, Chef der Stuttgarter Polizei, Rommel bat, doch einige seiner Leute für die Polizei auszuwählen. Ein gutes Handgeld wurde versprochen. Er forderte auch Rommel auf, zum Polizeidienst überzutreten. Vielleicht erklärt das die Legende, Rommel sei einmal Polizist gewesen. Doch Rommel lehnte das Angebot dankend ab und trotz des lockenden Handgelds waren seine Leute bereit bei ihm zu bleiben. Sie machten ihm nun nicht mehr viel zu schaffen. Es gab nur einmal einen «kleinen Zwischenfall», als sie eine Schwarzbrennerei sicherstellen sollten. Da vergassen sie die Disziplin, die Rommel ihnen eingetrichtert hatte und aus «Dienst ist Dienst» wurde «Schnaps ist Schnaps». Später wurde Rommel mit seiner Kompanie zum inneren Sicherheitsdienst ins Ruhrgebiet gesandt. Aber die Zeit verlief ruhig, ohne sonderlich aufregende Erlebnisse. Am 1. Januar 1921 übernahm Rommel, nach kurzem Dienst in Schwäbisch Gmünd, eine Kompanie des Infanterieregiments Nr. 13. Das Regiment Nr. 124 war im Zuge der Heeresherabsetzung aufgelöst worden. Nahezu neun Jahre blieb Hauptmann Rommel in Stuttgart.

Wie kam es nun, dass Rommel seine alte Laufbahn wieder aufnehmen konnte und nicht in eines der Freikorps abgedrängt wurde, diese Sammelbecken für so viele verabschiedete, unzufriedene und abenteuerhungrige Berufsoffiziere, die nichts anderes kannten als den Krieg und sich den Teufel drum scherten, gegen wen sie kämpften? Es lag einfach daran, dass trotz des Zusammenbruchs von 1918 und trotz des Bürgerkriegs, der dem Zusammenbruch folgte, die deutsche Armee nie zu bestehen aufgehört hatte, dass von Anfang an die Absicht bestand, sie bei erstbestener Gelegenheit wieder auszubauen. Artikel 160 des Versailler Vertrages bestimmte, dass «spätestens ab 31. März 1920 das deutsche Heer nicht mehr als 7 Infanteriedivisionen und 3 Kavalleriedivisionen umfassen darf. Nach diesem Zeitpunkt darf die gesamte Iststärke des Heeres 100'000 Mann nicht übersteigen, einschliesslich der Offiziere und Militärbeamten. Die Gesamtstärke der Offiziere darf die Zahl 4'000 nicht übersteigen.»

Beabsichtigt war dabei Deutschland ein Heer zu belassen, das über ausreichende Kräfte verfügte, um die Ordnung im Lande aufrecht zu erhalten. Erreicht wurde aber etwas ganz anderes. Nun hatte General von Seeckt, Chef der Heeresleitung, «der Mann, der die Grundlagen des nächsten Krieges schuf», die Mittel in der Hand, einen festen Kern von Berufssoldaten zu schaffen, die dann als Kader einer künftigen Armee dienen konnten. Diese Berufssoldaten waren die Armierung und das Eisengerüst, das sich dann leicht mit den Wehrpflichtigen «betonieren» liess, sobald es wieder möglich sein würde, die allgemeine Dienstpflicht einzuführen – wie Hitler es im März 1935 tat.

Für Aufgaben dieser Art war Rommel mit seinem Pour le Merite und dem Ruf, den er sich als Regimentsoffizier verschafft hatte, der gegebene Mann. Wenn er auch General von Seeckt nicht persönlich kannte, ihn nur ein oder zweimal bei einer Truppenschau gesehen hatte, so entsprach er doch ganz genau dem Typ eines Offiziers, wie Seeckt ihn für seine Zwecke brauchte: Er war ruhig und ausgeglichen, jung und keiner von den Eisenfressern, die im Krieg vielleicht ganz brauchbar sind, die sich aber nur schwer einfügen und unterordnen und die für die langweilige Ausbildungs-Routine im Frieden nicht geeignet sind.

Für Rommel aber gab es keine andere Wahl, selbst wenn er sie gewünscht hätte. Die Armee war sein Beruf. Er war verheiratet, und da er über so gut wie keine privaten Mittel verfügte, war er glücklich, weiter im Dienst zu bleiben. Ausserdem war ihm dieser Dienst auch nicht langweilig. Er gehörte zu den denkenden Soldaten und es machte ihm Freude, im Geist noch einmal seine Schlachten zu schlagen, nicht etwa weil er mit einem Gefühl der Sehnsucht an diese Jahre des Krieges dachte, sondern weil er aus seinen Kriegserfahrungen lernen und aus jeder Kampfhandlung die richtige Lehre ziehen wollte. Im Übrigen machte ihm, genau wie Montgomery, das Exerzieren und Ausbilden Spass.

Dass Rommel um Einzelheiten und Ziel der Pläne General von Seeckts wusste, um die Geheimaufrüstung und Verschleierung der tatsächlichen Wehrstärke, daran kann auch nicht einen Augenblick gezweifelt werden. Von den 4'000 ausge-

wählten Offizieren muss sich jeder darüber klar gewesen sein, dass seine Aufgabe nicht lediglich in der Aufrechterhaltung der inneren Sicherheit des Landes bestand, sondern darin, aus den Trümmern der alten Armee eine neue und kampfstärkere Streitmacht zu schaffen und auszubilden. Es ist sogar anzunehmen, dass ihnen die ungewöhnliche Findigkeit und Beharrlichkeit, mit der dieses Ziel verfolgt wurde, viel Freude machte. Uns wäre es ähnlich ergangen, wären wir an ihrer Stelle gewesen. Ich erinnere mich noch, wie ich eines Tages in Johannesburg im Oktober 1924 in der Bibliothek des Rand Club einen Artikel in der «Quarterly Review» las, den Brigadegeneral J.H. Morgan, ein Mitglied der Abrüstungskommission, geschrieben hatte. In diesem Artikel schilderte Morgan, wie die Bemühungen der Kommission ständig durch Tausende von Ausflüchten, durch alle möglichen Schliche und Tricks durchkreuzt wurden. Unter Tarnung einer Demobilisierung, unter dem Deckmantel von Wohlfahrtseinrichtungen, Zentralen für Pensionsbezüge usw., wurde der gesamte Mobilmachungsapparat so intakt wie nur irgend möglich gehalten. Der Bericht von Brigadegeneral Morgan las sich so spannend wie ein Kriminalroman von Agatha Christie. Nur war sein Bericht alarmierender. Schade, dass er keine grössere Verbreitung fand. Für alle, die an diesen Täuschungsmanövern beteiligt waren, muss es ein aufregendes und zugleich aufmunterndes Spiel gewesen sein. «Wäre ich ein deutscher Patriot», erklärte Morgan, «so würde ich mich vor General von Seeckt tief verneigen und ihn als, den grössten aller Römer* ehren. Scharnhorst, der die Entwaffnungsklauseln des Tilsiter Friedens umging und so den Sieg über Napoleon vorbereitete (und damit auch uns die Möglichkeit gab, bei Waterloo zu siegen), verblasst neben General von Seeckt, denn die entsprechenden Klauseln des Versailler Vertrages waren mit viel grösserer Sorgfalt ausgearbeitet.» Wie man sieht, war der Regimentsdienst in den Jahren unmittelbar nach dem ersten Weltkrieg für einen deutschen Offizier keineswegs so sinnlos und stumpfsinnig, wie man vielleicht annehmen könnte.

Und dazu war Rommel in Stuttgart stationiert, in einer Stadt, in der es sich angenehm lebte. Württemberg war seine

Heimat. Wohl musste er bis 1933 auf seine Beförderung zum Major warten. Doch er war fern davon unglücklich zu sein. 1927 verbrachte er mit seiner Frau einen Urlaub in Italien. Gemeinsam besuchten sie Orte, die er aus der Kriegszeit kannte. Sie waren in Longarone. Auf einem Dorffriedhof dieser Gegend entdeckte Frau Rommel Grabsteine der Familie Molino, von der ihre eigene Familie, die Mollins, abstammen sollte. (Die Besichtigung des Schlachtfeldes geriet indessen etwas kurz. Mit sichtlichem Missbehagen sah die Bevölkerung von Longarone einen Mann, der unverkennbar ein deutscher Offizier war, in einer Gegend herumstreichen, die angenehme Erinnerungen in ihm zu wecken schien.)

Während einer anderen Urlaubsreise paddelte das Ehepaar Rommel von der Schweiz rheinabwärts zum Bodensee. Beide liebten den Wintersport. Sie waren gute Bergsteiger und Schwimmer, gute Reiter. Sie liebten Pferde und Hunde. Sie waren viel lieber draussen auf dem Land als in der Stadt. Kaum bot sich eine Gelegenheit, da kehrten sie dem lieben Stuttgart den Rücken – und zogen ins Freie. Beide tanzten gern. Aus Kino und Theater machten sie sich nicht viel und erst recht nichts aus Gesellschaften.

In seinen eigenen vier Wänden fiedelte Rommel ganz gern auf seiner Geige. Aber sonst war er ein angenehmer Hausgenosse. Er trank sehr wenig, niemals mehr als ein paar Gläser Wein. Er rauchte nicht. Bei Tisch war er nicht wählerisch, nicht «schieckig», wie die Schwaben sagen. Er war ein leidenschaftlicher Bastler, verstand sich auf alles. Was kaputt war, wurde wieder geflickt. Wenn er sich ein Motorrad kaufte, nahm er es zuerst mal auseinander, um es dann wieder zu montieren. Wie er mit Befriedigung feststellte, fehlte dann auch nicht eine einzige Schraube, nicht eine einzige Schraubemutter.

Während dieser Stuttgarter Zeit gründete Rommel mit Hartmann und Aldinger eine Kameradschaft des Württembergischen Gebirgsbataillons, zu dem sie alle drei gehört hatten. In ihr gab es keine Rangunterschiede. Diese Kameradschaft gehörte zu Rommels Hauptinteressen. Er widmete ihr einen grossen Teil seiner Freizeit, führte einen Briefwechsel mit allen, die in diesem Bataillon gedient hatten und bemühte

sich, allen Kameraden zu helfen, die in der schweren Nachkriegszeit in Not geraten waren. Jedes Jahr wurde ein Kameradschafts-Treffen abgehalten, und als Rommel 1935 Oberstleutnant war und ein Bataillon in Goslar führte, kam er nach Stuttgart, um bei diesem Kameradschaftstag dabei zu sein. General von Soden nahm den Vorbeimarsch ab und lud Rommel ein, neben ihm auf der «Kiste» zu stehen. Es ist bezeichnend, dass Rommel erklärte, er marschiere lieber mit den Kameraden von seiner alten Kompanie.

So vergingen die Stuttgarter Jahre für Rommel gemächlich und angenehm und ohne dass grosse Veränderungen in seinem Leben eintraten. Das Hauptereignis dieser Zeit für das Ehepaar Rommel war nach zwölfjähriger Ehe die Geburt ihres einzigen Kindes. Am Heiligabend 1928 wurde Manfred geboren.

Der Krieg, so erzählt Frau Rommel, schien ausser den Narben seiner Wunden keine Spuren bei ihm hinterlassen zu haben. Wenn er vom Kriege sprach – und zuhause geschah das nur selten – dann bezeichnete er ihn als sinnlos und roh. Kein vernünftiger Mensch möchte das alles nochmals erleben. Nachts träumte er nicht vom Kriege. Er war auch nicht in der Vorstellung befangen, wie so viele junge Soldaten aller Armeen in den Jahren nach 1918, dass diese vier Kriegsjahre nichts waren als eine unheimliche Sinnestäuschung, ein schauerlicher Spuk – oder dass sie allein das Leben waren, erlebte Wirklichkeit. Rommel blieb wie er war. Zielstrebig und doch fröhlich und gut gelaunt, anspruchslos, ein Mann, der ein ruhiges Leben liebte und im Übrigen ganz in seinem Beruf aufging. Dass dieser Beruf der Vorbereitung eines Krieges diene, steht damit scheinbar im Widerspruch – doch es ist ein Widerspruch, der dem Berufssoldaten weniger geheimnisvoll erscheint als dem Zivilisten.

Am 1. Oktober 1929 wurde Rommel an die Infanterieschule in Dresden versetzt. Hier blieb er genau vier Jahre. Die Vorlesungen, die er in Dresden hielt, führten zur Veröffentlichung seines Buches «Infanterie greift an», in dem er zahlreiche Gefechte des Weltkriegs schildert, die er als junger Infanterie-Offizier in Belgien, in den Argonnen und Vogesen, in den Karpathen und in Italien erlebt hatte. Es ist ein kleiner,

ausgezeichneter Leitfaden über Infanterie-Taktik. Die Gefechtsschilderungen, denen er übersichtliche Kartenskizzen beifügte, sind lebendig. Den meisten Schilderungen sind kurze Betrachtungen angeschlossen, aus denen die taktischen Lehren der betreffenden Kampfhandlung knapp und klar gezogen werden. «Infanterie greift an» wurde als Lehrbuch in der Schweizer Armee eingeführt, deren Offiziere Rommel eine goldene Uhr mit eingravierter Widmung überreichten. Aber das Buch erregte auch die Aufmerksamkeit eines Lesers, der nicht «so weit vom Schuss» war wie die Schweizer Offiziere. Und das sollte für Rommels Leben entscheidend werden.

Am 10. Oktober 1933 erhielt Rommel, inzwischen zum Major befördert, das Kommando des 3. Bataillons des Infanterieregiments Nr. 17. Es war ein Jäger-Bataillon, bei dem alle Offiziere und Mannschaften gute Skiläufer waren oder zumindest sein sollten. Das Bataillon stand in Goslar. Einen Tag, nachdem Rommel seinen Dienst angetreten hatte, gab es guten Schnee. Die Offiziere schlugen einen gemeinsamen Ski-Ausflug vor. Wahrscheinlich wollten sie einmal sehen, ob der neue Major, nun schon etwas bei Jahren, auch mithalten konnte und ob er der richtige Mann war, ein Bataillon von Sportsleuten zu kommandieren. Es gab keinen Ski-Lift. So kraxelte man den Berg hinauf. Als man endlich oben war, wollten sich die Offiziere erst einmal gemütlich hinsetzen, einen Schluck aus der Pulle tun und in Ruhe eine Zigarette rauchen. Aber Rommel sagte: «Meine Herren, ich glaube, wir beginnen jetzt mit der Abfahrt.» Es war eine richtige Schussfahrt. Als sie unten waren, wurde allgemein festgestellt, dass der neue Major ein guter Skiläufer war. «Das war sehr nett, meine Herren», sagte Rommel. «Versuchen wir's noch einmal.» Die Offiziere dachten: «Alle Achtung, ein prima Sportsmann.» Aber schon bald legte sich ihre Begeisterung, als Rommel einen dritten Aufstieg vorschlug. Als man endlich zum dritten Mal den Fuss des Abhangs erreichte, hatte jeder schon mehr als genug. Nur Rommel nicht. Er sagte: «So ... und nun noch eine halbe Stunde Slalom.» In der Messe eines britischen Bataillons kann man es oft erleben, dass sich Offiziere unauffällig aus dem Vorzimmer schlängeln, wenn es darum geht, Bridge-Partner für den Herrn Oberst zu finden. In Rom-

mels Jäger-Bataillon, so liess ich mir sagen, mussten von nun an «Freiwillige» für einen Ski-Ausflug mit dem Bataillonschef abkommandiert werden. *

Vor Hitlers Ernennung zum Reichskanzler am 30. Januar 1933 hatte sich Rommel kaum für Politik interessiert. Schon seit jeher gehörte es zur Tradition des deutschen Offizierkorps, sich den Niederungen der Politik und Wirtschaft fernzuhalten. Bewusst förderte General von Seeckt diese Einstellung in den Jahren, die unmittelbar auf den Waffenstillstand folgten. Zugleich aber bemühte er sich, die alte Trennungsschranke zwischen Offizierkorps und Mannschaft niederzureissen. Sein Ziel war die Schaffung einer neuen Muster-Armee. Doch er wollte sie keineswegs dann den Politikern der Weimarer Republik ausliefern. Nur der Generalstab sollte im gegebenen Zeitpunkt über die Verwendung der Armee entscheiden. Inzwischen dürfe es für die Armee keine andere Bindung, keine andere Treueverpflichtung geben als die Treue zu sich selbst. Die Weisungen General von Seeckts, in denen er der Reichswehr jede politische Betätigung strikt untersagte, gaben den Alliierten wahrscheinlich ein gewisses Gefühl der Beruhigung. Doch sie waren Teil einer Planung auf lange Sicht, die weniger beruhigend auf die Alliierten gewirkt hätte, wäre ihnen bereits damals die wahre Natur dieser Pläne klar zum Bewusstsein gekommen.

In Rommels Fall war das Verbot politischer Betätigung überflüssig. Er war in einer Kleinstadt aufgewachsen, in einem völlig unpolitischen Milieu. Er war als Soldat erzogen worden. Er war kaum 23 Jahre alt, als er in den Krieg zog. Als er heimkehrte, war er nur zu froh, sich aus der Welt der Nachkriegsspannungen und politischen Zwickigkeiten in die eine Welt flüchten zu können, in der er sich wirklich zuhause fühlte. Er war kein Wirtshausgänger, der grosse Reden am Stammtisch liebte. Er las wenig, hatte keinen Sinn für Politik. Frau Rommel kann sich nur an eine einzige Bemerkung über die Nazis kurz nach der Machtergreifung erinnern: «Diese Leute wirken auf mich nicht sehr vertrauenerweckend.» Es sei ein Unglück, dass sich Hitler mit solchen Leuten umgeben habe.

Wie 90% aller Deutschen, die keinen unmittelbaren Kontakt mit Hitler oder der Bewegung hatten, hielt ihn auch Rommel für einen Idealisten, für einen Patrioten, der einige vernünftige Ideen habe. Vielleicht wird es ihm gelingen, Deutschland wieder auf die Beine zu bringen und vor dem Kommunismus zu retten. Das mag eine recht naive Ansicht sein. Sie ist aber nicht naiver als die Ansicht vieler Leute in England, die in Hitler nichts anderes sahen als einen kleinen Mann mit einem komischen Schnurrbart. Hüben wie drüben war der Wunsch der Vater des Gedankens. Aber die Deutschen, die ihre Niederlage bis zur Neige ausgekostet und einen guten Vorgeschmack vom Kommunismus erhalten hatten, konnten wenigstens einige Entschuldigungsgründe dafür anbringen, dass sie all das für bare Münze nahmen und glaubten, was sie glauben wollten. Alle, die sich damals sträubten, in jenem «kleinen, komischen Mann» eine Gefahr zu sehen, bis es bereits zu spät war, glaubten nicht, was sie nicht glauben wollten, einfach weil die Alternative zu unbequem und unerfreulich war.

Hinzukommt, dass Rommel, obwohl aktiver Offizier, kein «hockwohlgeborener, arroganter Preusse» war. Der Gedanke, dass ein österreichischer Gefreiter der Retter Deutschlands werden könne, war für ihn keineswegs so absurd wie für viele andere hohe Reichswehroffiziere. Er hatte Gefreite gern. Was er nicht gern hatte, waren Raufbolde im Braunhemd von der Art eines Rohm. Er war nie mit Rohm oder einem seiner SA-Führer zusammengekommen. Aber wie die meisten in der Armee argwöhnte er, dass sie die Absicht hatten, eine militärische Nebenorganisation zur Reichswehr zu schaffen. Er hatte die Braunhemden auf der Strasse gesehen. Ihre Hemmungslosigkeit, ihr Mangel an Disziplin, erregten seinen Abscheu. Als er daher hörte, Rohm und Konsorten seien in der «Nacht der langen Messer» liquidiert worden, da war er keineswegs entsetzt. Er glaubte die Geschichte, dass Rohm und seine Leute eine Verschwörung gegen Hitler angezettelt hatten und die Macht an sich reißen wollten. Nun hatten sie die verdiente Strafe erhalten. Wie mir Frau Rommel und andere erzählt haben, regte man sich übrigens in Deutschland, vor allem in der Provinz, viel weniger über den Röhm-Putsch auf

als im Ausland. Erst ganz allmählich sickerten Einzelheiten über die Bluttaten durch.

Rommels erste direkte Berührung mit dem Nationalsozialismus bietet keinerlei Anhaltspunkte dafür, dass er mit den Nazis sympathisierte. Er war Kommandeur seines Jäger-Bataillons, als Goslar im Jahre 1935 zum Schauplatz des Erntedankfestes gewählt wurde. Der Führer hatte sein Erscheinen zugesagt. Die Sache sollte gross aufgezo-gen werden. Mit Musik, mit Fahnen und Spruchbändern - und natürlich auch mit Bauern aus der Umgebung in ihrer alten Volkstracht. Natürlich sollte Rommels Bataillon zur Parade antreten. Als die Einzelheiten festgelegt wurden, kam jemand von der SS zu Rommel. Vor den Truppen, erklärte er ihm, werde eine Reihe SS Aufstellung nehmen. Die SS sei für die Sicherheit des Führers verantwortlich. Rommel erwiderte, unter diesen Umständen werde sein Bataillon nicht ausrücken. Man bat ihn, mit Himmler und Goebbels zu sprechen. Er suchte sie in ihrem Hotel auf. Beide empfingen ihn mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit und luden ihn zum Mittagessen ein. Als er ihnen auseinandersetzte, dass er das vorge-sehene Arrangement als Beleidigung für sich und sein Ba-taillon ansehe, stimmten sie ihm zu. Es handele sich nur um ein Missverständnis. Eine untergeordnete Stelle sei übervor-sichtig gewesen. Man werde natürlich sofort entsprechende Anordnungen treffen. Rommel hatte seinen Standpunkt durch-gesetzt. Er fuhr nach Hause und berichtete seiner Frau, Himmler habe ihm nicht recht gefallen, aber Dr. Goebbels sei wirk-lich äusserst sympathisch, ein interessanter Mann. Dieser Ein-druck blieb bestehen. Immer wenn sie sich in späteren Jahren trafen, was nicht oft geschah, überbot sich Goebbels in Lie-benswürdigkeit und zeigte sich von seiner charmantesten Seite. Es lohnte sich schon, einen Rommel für die Bewegung zu gewinnen. Und ging das nicht, so war es doch wenigstens der Mühe wert, ihn in Watte zu wickeln und sich seine Freund-schaft zu sichern. Rommels erstes Zusammentreffen mit Hitler war rein formell. Er salutierte. Wurde Hitler vorgestellt. Ein Händedruck. Ein paar Worte über seinen Pour le Mérite. Ein paar anerkennende Worte über Haltung des Bataillons.

Am 15. Oktober 1935 wurde Rommel, jetzt bereits Oberstleutnant, als Ausbilder an die Kriegsschule in Potsdam berufen. Zum ersten Mal trat er nun in den inneren Kreis. Er hätte schon früher seine Stabsprüfung machen und zu den Auserwählten gehören können. Aber man hatte ihm damals zu verstehen gegeben, auf Grund seiner bisherigen Dienstleistungen und mit seinem Pour le Merite hätte er bessere Aussicht auf Beförderung und weiteres Vorwärtkommen, wenn er bei der Truppe bliebe. Das entsprach auch ganz seinen Neigungen. Er war seiner ganzen Art nach Truppenoffizier, In Potsdam wohnte er nun mit seiner Familie in der Nähe der Kriegsschule. Er nahm an gesellschaftlichen Veranstaltungen nur geringen Anteil. Keiner der führenden Männer der Partei gehörte zu seinem Freundeskreis, ja nicht einmal zu seinen Bekannten. Auch mit ranghöheren Offizieren der Wehrmacht kamen die Rommels gesellschaftlich kaum zusammen. Genau wie in Stuttgart, verkehrten sie fast ausschliesslich mit Offiziersfamilien der gleichen Rangstufe.

Aber natürlich wussten sie jetzt mehr, «was oben gespielt wurde», als in früherer Zeit. Sie hörten von der wachsenden Rivalität zwischen Partei und Generalstab. Da Hitler nach Hindenburgs Tod Oberster Befehlshaber der Wehrmacht geworden war und da ihm das Offizierkorps den Treueid geleistet hatte, war die Partei bemüht, aus den Offizieren «gute Nazis» zu machen und die Wehrmacht gleichzuschalten. Man hatte in der Partei durchaus erkannt, dass eine unabhängige Organisation mit alter Tradition, die sich auf das Vertrauen des gesamten Volkes stützen konnte – mit Ausnahme der noch halbflüggen Jugend – eines Tages Sturm gegen die Partei laufen und die Macht übernehmen konnte. Hitler, der diese Gefahr noch schärfer sah, spielte beide Gruppen mit viel diplomatischem Geschick und viel Hinterlist gegeneinander aus.

Die Armee war von 1935 an mit dem gewaltigen Ausbau der Wehrmacht vollauf beschäftigt. Sie war Hitler dankbar dafür, dass er ihr die Möglichkeit gegeben hatte, sich in einem Ausmass zu vergrössern, das selbst die kühnsten Träume überstieg. Aber sie war nicht bereit, sich den Parteibonzen zu unterwerfen. Nur wenige besonders charakterfeste und fähige Offiziere wie der Chef des Generalstabs des Heeres, General-

oberst Ludwig Beck, machten keinerlei Unterschied zwischen Hitler und seinen Anhängern. Aus ethischen Gründen betrachteten sie sowohl den Nationalsozialismus als auch seinen Begründer als ein nationales Unglück. Wohl nahm Beck erst 1938 als Protest gegen die Invasion der Tschechoslowakei seinen Abschied. Aber von Anfang an gab er sich keinen Illusionen hin. Andere, wie Generaloberst Werner von Fritsch, Oberbefehlshaber des Heeres, lehnten ebenfalls die Partei und ihren Führer voll Verachtung ab. Aber wohl, wie es den Anschein hat, vor allem weil Hitler und die Partei die Vorherrschaft der Armee bedrohten und weil ihrer ganzen Wesensart nach ein deutscher Offizier sich wirklich nicht mit Leuten dieser Art einlassen konnte. Andere wieder, Männer vom Schläge eines Keitel und Jodl, waren bereit, ihre Berufsehre auf dem Altar der Beförderung zu opfern, obwohl auch sie vielleicht bei dem Gedanken gezaudert hätten, dass bald der Tag kommen werde, da sie Hitler als uniformierte Ladenschwengel behandeln würde.

Wie man damals im Generalstab dachte, hat General Walter Warlimont geschildert: «Nach und nach erachtete es der Generalstabsoffizier für notwendig einen gewissen ausgleichenden Einfluss zu gewinnen. Er begann in Hitler, nicht aber in seinen Anhängern, eine neue Hoffnung für Deutschland zu sehen. Neben dem Wiederaufrüstungsprogramm hatte die friedliche Besetzung des Rheinlandes Hitlers persönliches Ansehen beim Offizierkorps gestärkt, da dieser Schritt mit der grundsätzlichen Politik des Heeres übereinstimmte.» Das hiess, hätten sie es damals nur gewusst, vom Regen in die Traufe kommen. Aber damals erschien diese Haltung nicht so törricht wie heute. War Hitler nicht selbst Soldat und besonders stolz auf seinen Kriegsdienst? Hatte er nicht die Armee gegen alle ehrgeizigen Pläne Röhm's verteidigt? Wusste Hitler nicht, dass es die Armee, nur die Armee, war, die in den langen Jahren der Unterwerfung die Flamme des Wehrgedankens gehütet hatte? Zugegeben, seine Raufbolde im Braunhemd hatten ihn an die Macht gebracht. Aber konnte man auch nur einen Augenblick annehmen, dass er diese Raufbolde wirklich einem deutschen Offizier vom alten Schrot und Korn vorziehen würde? Suchte Hitler nicht Zeit zu gewinnen, bis er diese Rü-

pel und Raufbolde zum Teufel jagen und sieb auf die wirklichen Beschützer des Vaterlandes stützen konnte?

So dachte der Generalstab. Diese Ansichten sickerten bis zu den Truppenoffizieren durch. Wie viele seiner Kameraden akzeptierte auch Rommel diese Argumente, soweit er überhaupt über derlei Dinge nachdachte. Er zog einen scharfen Trennungsstrich zwischen Hitler und seinen Anhängern. Bis ihm seine eigenen bitteren Erfahrungen die Augen öffneten – und das war erst nach El Alamein – bewunderte und achtete er Hitler. Aber für die Nazis hatte er nichts übrig.

So war er nicht allzu begeistert, als man ihm 1935 mitteilte, die Armee beabsichtige die SA zu übernehmen. Man habe ihn dazu ausersehen, die eingegliederte SA zu kommandieren.

Wohl hätte es ihm Vergnügen bereitet, so erklärte er, die SA ein wenig zu «beuteln und an die Kandare zu nehmen». Aber er wusste, es würde keine leichte und keine angenehme Arbeit sein. Aus der Sache wurde dann nichts. Es ist auch höchst unwahrscheinlich, dass ein solcher Plan je Aussicht auf Erfolg haben konnte.

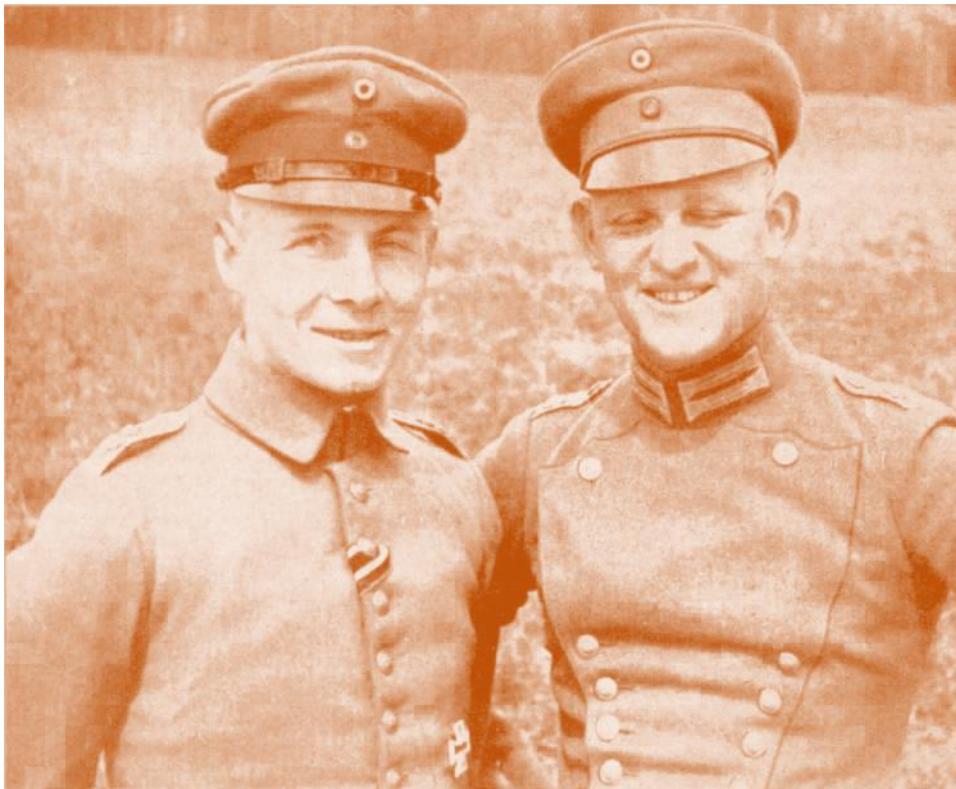
Aber das Schicksal wollte es, dass Rommel weiter mit den Nazis in Kontakt bleiben sollte. Während Rommel noch Lehrer an der Kriegsschule war, wurde ihm ein Sonderauftrag erteilt. Er sollte der Hitlerjugend zugeteilt werden, um ihre Disziplin zu straffen. Dieser Auftrag lag ihm. Er hatte es immer gut verstanden, mit Jungens umzugehen, immer den richtigen Ton zu ihnen gefunden. Die meisten Jungens bewunderten ihn, einfach schon aus dem natürlichen Drang der Jugend zur Heldenverehrung. Er war ein berühmter Soldat.

Man konnte zwar mit ihm keinen Schabernack treiben. Aber er ging mit den Jungens wie mit seinesgleichen um. Das Menschenmaterial war alles in allem gut. Körperlich waren die Jungens sogar vorzüglich in Schuss.

Es ist nicht ohne Reiz sich vorzustellen, was wohl aus der Hitlerjugend geworden wäre, wenn man Rommel freie Hand gelassen hätte. Sie würde zäh und tapfer gewesen sein, wie die meisten von ihnen es ja auch tatsächlich waren. In den letzten Tagen vor dem endgültigen Zusammenbruch würden sie mutig gekämpft haben und mutig in den Tod gegangen sein, wie es dann auch bei Caen der Fall war, als die 12. Panzerdivision

Hitlerjugend unter SS-Brigadeführer Kurt Meyer im Kampfe stand. Sicher hätten sie unsere Panzer wie Wölfe angesprungen, bis wir, wie mir ein englischer Panzerkommandant sagte, «gegen unseren Willen gezwungen waren, die Jungens zu töten». Aber sie würden unter Rommel gewiss nicht die unduldsamen, fanatischen Raufbolde und Rüpel geworden sein, zu denen sie sich entwickelten. Sie würden gewiss keine Kriegsgefangenen getötet haben, wie sie es auf Befehl Kurt Meyers taten. Die Überlebenden würden nicht jenen harten und gefährlichen Kern der heutigen deutschen Jugend bilden, der mürrisch und finster ist, von Groll und Hass erfüllt, und unempfänglich für alle Bemühungen, ihnen unsere Lebensweise und unsere Anschauungen verständlich zu machen. Das Afrika-Korps war zwar aus dem gleichen Menschenmaterial geformt. Die jungen Soldaten des Korps waren zäh, tapfer, selbstbewusst. Auch ihnen war der Kamm geschwollen. Aber man muss nur die Überlebenden des Afrika-Korps mit der SS vergleichen - und man sieht den Unterschied auf den ersten Blick.

Rommel hatte jedoch keine Möglichkeit, auf die Hitlerjugend einzuwirken. Schon bald kam es zu Zusammenstößen mit Baldur von Schirach. Dieser gut aussehende junge Mann, der ein guter Redner und kultivierter als die meisten Nazis war und sogar Gedichte schrieb, denn schliesslich war sein Vater ja Direktor des Weimarer Nationaltheaters gewesen, ist als einer der wenigen Idealisten in der Partei bezeichnet worden. Auf von Hassell allerdings wirkte er anders. Für ihn war er nur ein «grossspuriger Parteibonze, dem die Falschheit auf dem Gesichte steht». Aber auf alle Fälle war er ganz der Typ, der die leicht entflammbare deutsche Jugend anzog. Er war dem Führer, den er in Gedichten anhimmelte, blind und, wie es schien, aufrichtig ergeben. So war er natürlich verschnupft, als man ihm einen Armeeeoffizier in die HJ setzte, obendrein noch einen Offizier, der nicht einmal der Partei nahestand. Doch das eigentliche Zerwürfnis zwischen Rommel und Baldur von Schirach hatte andere Gründe - Gründe, die höchst erstaunlich anmuten würden, wüsste man nicht, dass Rommel aus einer Familie von Jugenderziehern stammte. Nichts lag Rommel ferner, als die Hitlerjugend zu militarisieren. Im Gegenteil,



ROMMEL
IM ERSTEN WELTKRIEG



ROMMEL IN AFRIKA



(Oben) ROMMEL VOR TOBRUK. (Unten) ROMMEL MIT HAUPTMANN ALDINGER



er wandte sich dagegen, dass Schirach zu viel Gewicht auf Sport und vormilitärische Ausbildung legte und darüber die Erziehung und Charakterbildung vernachlässigte. In aller Schärfe wandte er sich dagegen, dass man aus 13jährigen Jungens «kleine Napoleons» machen wollte. Er war keineswegs allzu aufmunternd, als ein uniformierter Jüngling von 18 Jahren in einem schnittigen Mercedes vorgefahren kam und ihm naiv gestand, er komme sich jetzt «wie ein kommandierender General» vor. Die Hitlerjugend wollte bereits damals nichts mehr von Schule und Lehrern wissen. Sie wollte sich nicht mehr wie Schuljungen behandeln lassen. Um diesem Zustand abzuhelpfen, veranlasste Rommel eine Aussprache mit Baldur von Schirach und Erziehungsminister Dr. Rust. Doch Schirach war arrogant. Rust war ein Narr. So ging die Sache aus wie das Hornberger Schiessen. Darauf teilte Rommel von Schirach mit, wenn er schon die Jugend unbedingt zu Soldaten ausbilden wolle, dann solle er doch erst mal selbst Soldat werden. Später rückte Schirach allerdings ein. Damals aber erklärte er, das sei doch unmöglich, er würde ja seinen ganzen Einfluss auf die HJ verlieren, wenn ihn seine Jungens sähen, wie ihn irgendein Unteroffizier anfauche: «Hände an die Hosennaht!»

Schirach wartete nur noch auf eine günstige Gelegenheit, Rommel abzuhalftern. Da er zum engeren Kreis um Hitler gehörte, fiel es ihm nicht schwer, die Sache so darzustellen: es ginge doch nicht an, einem Mann wie Rommel, der selbst nicht genug nationalsozialistisch indoktriniert sei, die Ausbildung der Hitlerjugend anzuvertrauen. Da Rommel nur von der Kriegsschule zur HJ abkommandiert war, kam es zu keiner offenen Auseinandersetzung zwischen Partei und Wehrmacht. Rommel kehrte nach Potsdam zurück. Man hatte ihm nicht einmal die goldene HJ-Nadel verliehen.

Nach drei Jahren Dienst in Potsdam wurde er am 9. November 1938 zum Kommandeur der Kriegsschule Wiener Neustadt ernannt. Ein Jahr vorher war er befördert worden. In 19 Jahren war er somit vom Hauptmann zum Obersten aufgerückt – ein rascher Aufstieg in Friedenszeiten, aber keineswegs ungewöhnlich, wenn man berücksichtigt, was Rommel in diesen 19 Jahren geleistet hatte und wie die Wehrmacht seit 1935 gewachsen war. Wie die Dinge lagen, konnte niemand behaupten.

ten, er habe diesen Aufstieg persönlichen Beziehungen in den oberen Kommandostellen zu verdanken – oder gar irgend-einer Begünstigung durch die Partei.

Ehe Rommel Potsdam verliess, wurde er von der Kriegsschule zu einem Sonderauftrag abkommandiert, der zwar nicht in seinem Wehrpass verzeichnet ist, der aber für seine ganze Zukunft – zum Guten oder Bösen – entscheidend werden sollte. Man suchte einen Offizier, der beim Einmarsch in das Sudetenland im Oktober 1938 das Führerbegleitbataillon befehligen sollte. Ein Jahr vorher war Rommels Buch «Infanterie greift an» erschienen. Hitler hatte es gelesen. Er war von dem Buch begeistert. Er allein bestimmte über alle Ernennungen im Führerbegleitbataillon – und er wählte den Verfasser von «Infanterie greift an». Zum ersten Mal trat Rommel in engere Fühlung mit dem Mann, der ihn zum Feldmarschall erheben und ermorden sollte. *

Über Hitler ist bereits so viel geschrieben worden. Man hat seinem Wesen bis in die dunkelsten Tiefen nachgespürt. Wir wissen um seine Falschheit und Grausamkeit. So viel ist über Hitler bekannt, über seine Heimtücke und seinen Blutdurst, seine seltsame Besessenheit und seinen Grössenwahn, dass nur noch ein Rätsel bleibt. Es ist nicht weiter verwunderlich, dass er die Masse des Volkes so lange beherrschen und ihr seinen Willen aufzwingen konnte. (Für die Masse des Volkes war er eine Stimme und eine Vision.) Aber wie kam es, dass er auch einige kluge und anständige Menschen in seinen Bann schlug, die täglichen Umgang mit ihm hatten?

Rommel war nicht psychologisch geschult. Er gehörte nie zu den Vertrauten Hitlers. Aber er liess sich kein X für ein U vormachen. Er war ein scharfer Beobachter, ein guter Menschenkenner, wenn es um normale Menschen ging. Jetzt bot sich ihm eine gute Gelegenheit, den Führer in kritischen Stunden zu beobachten. Die Eindrücke, die Rommel damals gewann, mögen vielleicht nur wenig dazu beitragen, unsere Kenntnis von Hitler zu erweitern. Aber das Bild Hitlers formte sich in Rommel damals klar und bestimmt. Unter den Papieren seines Vaters fand Manfred Rommel Aufzeichnungen

aus jener Zeit. Zweifellos, schrieb Rommel damals, verfügt Hitler über eine magnetische, vielleicht hypnotische Kraft, die ihren tiefsten Ursprung in dem Glauben hat, er sei von Gott oder der Vorsehung berufen, das deutsche Volk «zur Sonne empor» zu führen. (Schon damals argwöhnte Rommel: falls Hitler das deutsche Volk nicht zum Siege führen kann, so ist er auch bereit, es in den Untergang zu führen, sofern nur das Ende dramatisch ist.)

Diese «magnetische, vielleicht hypnotische Kraft» offenbarte sich auch in der Art, wie Hitler Konferenzen abhielt. Anfangs sass er fast geistesabwesend da, mit leerem Blick. Man hatte den Eindruck, er schwebe jetzt mit seinen Gedanken in einem Wölkenskuckucksheim. Plötzlich trat sein sechster Sinn in Erscheinung (Rommels Fingerspitzengefühl). Aufmerksam hörte er zu. Dann kam «aus der Tiefe seines Wesens» eine Antwort, die zumindest vorübergehend alle befriedigte, zu denen er sprach. «In solchen Augenblicken sprach er wie ein Prophet». Rommel erkannte zwar, dass Hitler immer der Eingebung folgte, nie der Vernunft. Aber er hatte, wie Rommel damals schrieb, die erstaunliche Gabe, bei allen Besprechungen sofort die wesentlichen Punkte zu erfassen und aus ihnen eine Lösung abzuleiten.

Diese «Intuition» ermöglichte es ihm auch, die Gedanken seines Gesprächspartners gleichsam zu erfüllen und, wenn er wollte, genau das zu sagen, was der andere gern hören wollte. Er verstand sich auf die Kunst der Schmeichelei. Wenn er bereits selbst in irgendeiner Sache eine Entscheidung gefällt hatte, holte er sich «Rat» bei jemandem ein, von dem er wusste, dass er in dieser Frage genau so dachte wie er. Er hörte sich seine Argumente an. Er liess sich, oft sogar etwas unwillig, «überzeugen». Wurde dann die Entscheidung verkündet, dann fühlte sich der «Ratgeber», der schon geschmeichelt war, dass Hitler ihn zugezogen hatte, doppelt geschmeichelt. Hatte er nicht einen Einfluss auf die Entscheidungen des Führers ausgeübt? (Es wäre interessant zu wissen, ob Hitler das Buch von Dale Carnegie kannte: «Wie gewinne ich Freunde und Einfluss?». Was Dale Carnegie betrifft, so kann man wohl annehmen, dass er «Mein Kampf» gelesen hat, ehe er sein eigenes Buch schrieb.)

Auch Hitlers erstaunliches Gedächtnis machte Eindruck auf Rommel. Wie General Smuts wusste er nahezu jedes Buch auswendig, das er gelesen hatte. Wie Smuts besass er ein photographisches Gedächtnis, das ganze Seiten und Kapitel in aller Schärfe festhielt. Auch seine Begabung für alles Statistische war besonders ausgeprägt. Er konnte Zahlen über Truppengliederungen, abgeschossene Feindpanzer, über Bestände an Treibstoff und Munition in einer Weise herunterrasseln, die selbst Männer mit gründlicher Stabsausbildung verblüffte.

Der deutsche Kriegsberichterstatter H.G. von Eisebeck erzählte mir eine Anekdote, die er aus erster Hand hatte und die beweist, dass Hitler auch dann noch über diese Fähigkeiten und sein «intuitives Wissen» verfügte, als er die deutschen Armeen bereits in die Katastrophe geführt hatte. Anfang 1945 besuchte Hitler das Hauptquartier einer Armee an der Ostfront. Er fragte den Oberbefehlshaber: «Wann erwarten Sie den russischen Angriff?». Der Oberbefehlshaber nannte ein Datum und setzte auseinander, warum er den Angriff zu diesem Zeitpunkt erwarte. «Nein», sagte Hitler, «der Angriff wird eine Woche später erfolgen.» Und so geschah es auch. Dann fragte Hitler weiter: «Wieviel Munition haben Sie für Ihre Artillerie.» Der Oberbefehlshaber nannte Zahlen. Hitler widersprach erneut. «Nein, ich habe Ihnen mehr geschickt, Sie müssen soundsoviel haben. Fragen Sie beim Artillerieführer nach.» Hitler hatte recht, der Oberbefehlshaber unrecht. Man kennt diese Tricks von Inspektionen. Es ist ein Trick, den gekrönte Häupter und inspizierende Generale mit Vorliebe anzuwenden pflegen. Aber Hitler war ein Meister in dieser Kunst. Er brauchte keine Souffleure.

Eine andere Eigenschaft Hitlers, die grossen Eindruck auf Rommel machte, der diese Eigenschaft immer besonders hoch ansetzte, war erstaunlicherweise sein persönlicher Mut. Unmittelbar vor dem deutschen Einmarsch in Prag befahl Rommel wieder das Führerbegleitbataillon. Hitler fragte ihn: «Was würden Sie tun, Herr Oberst, wenn Sie an meiner Stelle wären?» Rommels Antwort war bezeichnend für ihn: «Ich würde in einem offenen Wagen und ohne Geleit durch die Strassen bis zum Hradschin fahren.» Bei der Stimmung, in der sich die tschechische Bevölkerung damals befand, hätten wohl

nur wenige gewagt, einen solchen Rat zu geben, vor allem, wenn sie für die Sicherheit Hitlers persönlich verantwortlich waren. Und nur wenige in Hitlers Lage würden diesen Rat befolgt haben. Aber Hitler tat es. Alte Wochenschaubilder zeigen, dass er gemäss dem Vorschlag Rommels handelte.

Die wenigen Monate, die Rommel als Kommandeur der Kriegsschule Wiener Neustadt verbrachte, gehörten für ihn und seine Frau zu der glücklichsten Zeit zwischen den beiden Kriegen. Rommel hatte ein völlig unabhängiges Kommando. Ohne jede Einmischung von oben ging er der Arbeit nach, die er am meisten liebte: der Ausbildung angehender Offiziere in Gefechtstaktik und soldatischem Verhalten. Mit seiner Frau und dem kleinen Manfred lebte er in einer schönen Villa, die in einem grossen Garten lag. Man konnte die herrlichsten Ausflüge in die Umgebung machen und photographieren. Das war seine neueste Leidenschaft. Natürlich lag ihm alles Technische dabei besonders. Aber er hatte auch einen guten Blick für die Auswahl seiner Objekte und die Bildwirkung. Die Offiziere an der Kriegsschule waren durchweg sympathisch. Aber die Rommels fühlten sich auch in Wiener Neustadt wieder in ihrer eigenen Häuslichkeit am wohlsten. Sie waren sich selbst genug. So vergingen die Sommertage beschaulich, angenehm. Wohl zeichneten sich bereits die ersten Schatten des Krieges ab. Aber wie viele andere in Deutschland nach München, ja noch nach dem Einmarsch in Prag, glaubte Rommel, «irgendwie wird es Hitler schon schaffen». General Georg Thomas, Chef des Wehrwirtschafts- und Rüstungsamtes und Mitglied des Rüstungsrates, hat nach Beendigung des Krieges erklärt, «jeder intelligente Deutsche war damals der Ansicht, dass die Westmächte in Deutschland ein Bollwerk gegen den Kommunismus sahen und die deutsche Wiederaufrüstung begrüsst». Man sieht, zu welchen Trugschlüssen und Missverständnissen eine Politik der Befriedung und Beschwichtigung führen konnte. Sogar noch am 23. August 1939, als Rommel zum Generalmajor befördert und dem Unterstab des Führerhauptquartiers zugeteilt wurde, um erneut die Verantwortung für Hitlers Sicherheit zu übernehmen, war er sich nicht unbedingt klar darüber, dass er nun wieder in einen Krieg ziehe. Eine friedliche Lösung in letzter Minute hätte ihn gewiss we-

niger überrascht als der Nichtangriffspakt mit Russland, der an diesem Tage unterzeichnet wurde.

Dieser Pakt machte den Krieg unvermeidbar. Um 4 Uhr 40 früh, am 1. September, erfolgte der erste deutsche Luftangriff auf Polen. Lloyd George hatte in seiner Denkschrift an die Friedenskonferenz vom 25. März 1919 richtig prophezeit: «Der Vorschlag der polnischen Kommission, zwei Millionen Deutsche der Oberhoheit eines Volkes zu unterstellen, das einer anderen Rasse zugehört, das im langen Verlauf seiner Geschichte niemals die Fähigkeit zu stabiler Selbstregierung bewiesen hat, muss über kurz oder lang zu einem neuen Kriege in Osteuropa führen».

Es wäre töricht, wollte man behaupten, die Invasion Polens habe Rommel irgendwelche Gewissensnöte bereitet. Er hatte die deutsche Aufrüstung begrüsst, gleichviel ob sie offen oder getarnt erfolgte, weil er glaubte, nur ein starkes Deutschland könne Entgegenkommen von den Siegermächten erwarten und gleichberechtigt mit ihnen verhandeln. Und genau so war es schon immer seine Ansicht, der polnische Korridor müsse beseitigt und Danzig dem Reich wieder eingegliedert werden, wenn möglich auf dem Wege freundschaftlicher Einigung, notfalls durch Waffengewalt. Vielleicht spielten persönliche Gefühle dabei eine Rolle. Die Familie seiner Frau lebte in Westpreussen. Er hatte seine Frau in Danzig kennengelernt. Von der Kriegsschule in Danzig nahm seine Laufbahn als Offizier ihren Anfang. Aber man darf über diesen rein persönlichen Gründen nicht vergessen, dass die überwiegende Mehrheit des deutschen Volkes in der polnischen Frage genau so dachte. Es ist nur fair, wenn man sich heute daran erinnert, dass im Falle Polens, genau so wie im Falle des Sudetenlandes und der Tschechoslowakei, selbst der Gebildete in Deutschland willig die Propaganda schluckte, die Goebbels ihm so mundgerecht vorsetzte, denn er hatte keine Möglichkeit, auch die Gegenseite zu hören. Dünn gesät, wie auch in jedem anderen Land, waren in Deutschland Männer wie Generaloberst Beck und Ulrich von Hassell, die mit ruhiger Sachlichkeit und von einer internationalen Warte aus die Geschehnisse in Europa betrachten und werten konnten. Das ist natürlich keinerlei Entschuldigung für den deutschen Angriff. Es erklärt nur,

warum der Überfall auf Polen den deutschen Berufssoldaten nicht in gleicher Weise entsetzte wie die übrige Welt.

Im Führerhauptquartier konnte Rommel gleichsam aus der Vogelschau den Feldzug verfolgen, der in vier Wochen Polen niederzwang, noch ehe die Hauptmasse der polnischen Armee ihren Aufmarschraum erreicht hatte. Am 2. September war Rommel in Pruszkow, am 10. in Kielcy, am 13. in Lodz und am 5. Oktober in Warschau, das am 27. September kapituliert hatte. Ein oder zwei Tage später war er wieder auf der Fahrt nach Berlin. Der polnische Feldzug hatte ihm die Möglichkeiten moderner Kriegführung gezeigt. Rommel hatte die Bedeutung enger Zusammenarbeit zwischen Luftwaffe und Erdtruppen erkannt, die Bedeutung des Einsatzes von Tieffliegern, eine Kampfform, die von der britischen Luftwaffe nur nach langem Zögern übernommen wurde. Der polnische Feldzug hatte ihm gezeigt, dass Verwirrung im rückwärtigen Gebiet oft demoralisierender auf den Gegner wirkt als schwere Verluste. Er hatte gelernt, dass es bei mechanisierter Kriegführung darauf ankam, vorwärtszupressen und den Durchbruchserfolg auszunutzen, selbst auf die Gefahr hin, abgeschnitten zu werden; dass man sich bei diesem Vormarsch durch Widerstandsnester nicht aufhalten lassen durfte, die ja später durch nachgezogene Infanterie beseitigt werden konnten. (Im Grunde war das nichts anderes als die schon von Ludendorff bei der Märzoffensive 1918 angewandte Infiltrationstaktik, die auch Rommel schon im ersten Weltkrieg in Rumänien und Italien befolgt hatte.) Ferner lernte Rommel im polnischen Feldzug, dass Panzer geschlossen eingesetzt werden müssen, nicht «pfennigweise». Vor allem aber wurde es ihm bewusst: für einen Mann seiner Art gab es kein anderes Kommando als das Kommando über eine Panzerdivision. Der Feldzug in Polen bestätigte übrigens erneut seine Ansicht über Hitlers persönlichen Mut. «Ich hatte viel Scherereien mit ihm», berichtete er seiner Frau. «Er wollte stets bei den Vorausabteilungen sein. Es schien ihm Vergnügen zu machen, im Feuer zu stehen.» Jahre später, als die Alliierten in der Normandie gelandet waren, fand Rommel, dass sich der Führer keineswegs durch Tapferkeit auszeichnete. Inzwischen hatte Rommel längst sein Urteil über Hitler aus anderen Gründen revidiert.

VIERTES KAPITEL DIE GESPENSTERDIVISION

Wer nicht an den Kämpfen teilgenommen hatte, die dem Fall Frankreichs vorangingen, dem mussten diese fünf Wochen seltsam unwirklich erscheinen. War es nicht, als ob man vor einem Gebäude stand, das man seit Jahren kannte und plötzlich schlug eine Bombe ein und man sah das Haus noch gerade in jenem Bruchteil einer Sekunde, ehe es in einer Wolke von Schutt und Staub zusammenstürzte?

Ich war für einen kurzen Urlaub, nur für ein paar Tage, nach England gekommen. Nun flog ich mit der K.L.M. nach Indien zurück. Am Morgen des 10. Mai landete ich in Jodhpur. Noch am Sonntag zuvor hatte ich in Paris im Bois de Boulogne zu Mittag gegessen. Es war Frühling. Die Kastanien standen in Blüte. Ich rauchte eine Zigarre, trank noch einen zweiten Kognak. Wann werde ich wieder einen so schönen Tag erleben? Gewiss ging die Zeit des «Sitzkriegs» nun zu Ende. Und dann? Doch es war nur ein vages Gefühl, eine dumpfe, unbestimmte Vorahnung. Kaum jemand in Paris schien ein ähnliches Gefühl der Beklemmung zu verspüren. «*Cette fois on les aura*», sagte der Kellner in der Bar, als ich das Hotel verliess, um den Nachtexpress nach Rom zu nehmen. «*Ça ne sera pas comme en quatorze*». Im Knopfloch trug er das Ordensband des «*Croix de Guerre*». Er schien ein vernünftiger Mann zu sein.

Und nun, ein oder zwei Wochen später, sass ich im amerikanischen Klub in Simla. Aus dem Lautsprecher klangen altvertraute Namen: Cambrai, Marcoing, Peronne, Arras, Bapaume, La Bassee-Kanal, Béthune. Bald folgten: Amiens, Abbéville, Fécamp, St. Valery. All diese Namen waren mit Schlachten aus dem ersten Weltkrieg verbunden, in denen nach Monaten blutiger Kämpfe Raumgewinne nur auf Stellungsplänen wahrgenommen werden konnten oder sie weckten Erinnerungen an kurze Atempausen in der Etappe,

an Stunden oder Tage, da man in diesen Orten die müden Knochen wieder aufgefrischt hatte. Cambrai.... Arras Amiens Nein, es war nur ein Spuk. Cambrai... Arras ... Es war doch einfach nicht möglich, dass dies alles wirklich in einem Gebiet geschah, das uns so vertraut war? Kämpften britische Truppen wirklich wieder auf diesem Boden, den schon einmal Granaten durchpflügt und verwüstet hatten? Konnte es stimmen, dass man sie über Nacht aus Orten geworfen hatte, an denen früher die Front Jahre gehalten wurde?

Dünkirchen ... ja, das war anders als Cambrai, Arras, Amiens. Man konnte sich den Strand von Dünkirchen vorstellen mit den endlos langen Reihen von Soldaten, die bis ins Meer hinaus standen und auf ihre Einschiffung warteten. Ich weiss nicht, wie es anderen erging. Für mich waren diese Wochen, die dem Zusammenbruch Frankreichs vorangingen, wie ein böser Traum. Man ging zur Arbeit. Immer wieder schweiften die Gedanken ab. Dann sass man im Kasino des Hauptquartiers und unterhielt sich. «Es sieht verdammt mulmig aus», sagte man. Irgend jemand nickte zustimmend «verdammt mulmig». Aber es war wie ein Traum, aus dem man stündlich zu erwachen hoffte.

Erst geraume Zeit, nachdem die Wogen des Sieges wieder über diesen verlorenen Boden geflutet waren, ja erst ganz kürzlich, nahm das Bild dieser unfasslichen und hoffnungslosen Kampfwochen in Frankreich klare, feste Formen in meiner Vorstellung an, als ich sie nun von der anderen Seite sah, vom Gegner aus.

Es war in Herrlingen bei Ulm, in dem Häuschen, in dem nun Frau Rommel und ihr Sohn leben. Wir sassen im Esszimmer. An der Wand hing ein Porträt Rommels in Uniform. Manfred und ich blätterten in einem dicken Buch, das in Samt gebunden war. Es war die Geschichte der 7. Panzerdivision, der Gespensterdivision. Rommel hatte immer eine besondere Vorliebe für Aufzeichnungen gehabt. Sein alter Waffengefährte aus dem ersten Krieg, Hauptmann Aldinger, der mit ihm bei den Württembergischen Gebirgsjägern gedient hatte, war wieder aus der friedlichen Welt der Gartenplanung zum Militärdienst zurückgekehrt. Rommel hatte ihn zu seinem

Ordonnanzoffizier gemacht und ihn beauftragt, Tag für Tag alle Befehle, Karten und Verlustmeldungen für jeden Kampfeinsatz der Division zu sammeln und dann zusammenzufassen. Wie es von Hauptmann Aldinger nicht anders zu erwarten war, hatte er gute und gründliche Arbeit geleistet. Blättert man in diesem Buch, so sieht man auf der linken Seite in Schreibmaschinenschrift Auszüge aus den Befehlen und aus dem Kriegstagebuch und auf der rechten Seite Abschnittskarten, auf denen für jede einzelne Stunde der Standort jeder Einheit und der Befehlsstelle der Division verzeichnet ist. Nirgends im Text sieht man eine Verbesserung. Kein Wort ist ausgestrichen oder radiert. In diesem Buch, das nur in einem Exemplar vorhanden ist, werden wir über jede Bewegung, jeden Kampfeinsatz der Division unterrichtet von dem Augenblick an, da sie am 10. Mai die belgische Grenze überschritt bis zum 19. Juni 5 Uhr nachmittags, da Rommel auf der Militär-Präfektur in Cherbourg die bedingungslose Kapitulation von Admiral d'Abrial, vier anderen französischen Admiralen und 30'000 Mann der Garnison entgegennahm.

Nichts könnte natürlich ermüdender und langweiliger sein, als den Vormarsch der Division Tag für Tag und Kilometer um Kilometer zu verfolgen. Vielleicht wird sich eines Tages ein Militärhistoriker aus reinem Pflichtgefühl an diese Aufgabe machen. Doch ich glaube es kaum. Den Franzosen dürften diese Einzelheiten gleichgültig sein. Die Engländer werden sich nicht die Mühe machen. Die Amerikaner haben kein eigenes Interesse an diesen Aufzeichnungen. Auch die Deutschen dürften wohl kaum geneigt sein, den Blick rückwärts zu richten und die alten Schlachten nochmals auf dem Papier durchzukämpfen. Dennoch bin ich der Ansicht, nachdem ich ein Wochenende in diesem Buch Seite um Seite den Vormarsch der Division verfolgt habe, dass nicht einmal General Pattons Vorstöße einen kühneren Einsatz der Panzerwaffe zeigten oder einen Befehlshaber, der entschlossener war, ein Risiko auf sich zu nehmen und mit rascher Entschlusskraft jeden Erfolg auszunutzen. General von Thoma hat erklärt, Rommel sei seiner ganzen Natur nach Infanterist gewesen. Er habe nur die Taktik, nicht die «Technik» der Panzerwaffe verstanden. (Allerdings gibt von Thoma zu, dass Rommel ein

erstklassiger Infanterie-Taktiker war.) General von Thoma's Ansicht muss als die Ansicht eines Fachmannes gewertet werden. Er nahm allein im Spanischen Bürgerkrieg an 192 Panzereinsätzen teil, von denen viele gegen russische Panzer geführt wurden, die unter dem Befehl des späteren Marschalls Konjew standen. Im polnischen Feldzug hatte von Thoma mit Kühnheit und Geschick eine Panzerbrigade befehligt. Er war dann beim Oberkommando Erster Stabsoffizier für die motorisierten Verbände. Doch wenn man heute die Geschichte der «Gespensterdivision» liest, so kann es nicht überraschen, dass uns Rommel in Nordafrika so manchen Trick beim Einsatz der Panzerwaffe lehrte.

Nach seiner Rückkehr aus Polen blieb Rommel zunächst weiterhin im Führerhauptquartier. Wieder war es seine Aufgabe, für die persönliche Sicherheit des Führers zu sorgen. Aber es zog ihn an die Front. Er kannte jetzt Hitler gut genug, um ihn um ein Frontkommando bitten zu können. Hitler seinerseits hatte eine besondere Vorliebe für Rommel gefasst. Er gehörte nicht zu jenem arroganten Typ von Offizieren, in deren Gegenwart sich Hitler immer unbehaglich fühlte, auch wenn er sie noch so sehr ankrallte und anpöf, vielleicht weil er wusste, dass sie ihn insgeheim verachteten. «Was wollen Sie denn haben?», fragte er Rommel. Natürlich lautete die Antwort: «Das Kommando über eine Panzerdivision». Am 7. Februar übernahm Rommel die 7. Panzerdivision in Godesberg am Rhein als Nachfolger von General Stumme, an dessen Platz er noch einmal treten sollte, als Stumme bei Beginn der Alamein-Schlacht an einer Herzattacke starb. Frau Rommel blieb mit Manfred in Wiener Neustadt.

Rommel hatte gerade eben noch Zeit, sich den Offizieren und Mannschaften seiner Division bekannt zu machen und wenigstens die Offiziere persönlich kennen zu lernen. Dann setzte sich die Division in Marsch. Es folgten zwei Monate intensiver Ausbildung, in denen Rommel seine eigenen Theorien über den taktischen Einsatz der Panzerwaffe unter Verwertung der Lehren des Polenfeldzuges entwickeln konnte. Als der Befehl zum Einmarsch in Belgien kam, war die Division kampfbereit. Jeder Offizier, jeder Soldat der Division wusste nun: Geht etwas schief, so wird's bestimmt nicht schief

gehen, weil unser Kommandeur plötzlich Manschetten hat und vor einem gewagten Einsatz zu lange fackelt.

Am 10. Mai wurde die belgische Grenze etwa 45 km südlich Lüttich überschritten. Drei Tage später stand die Division vor ihrer ersten schweren Aufgabe. Sie sollte einen Übergang über die Maas erzwingen. Die Belgier kämpften tapfer. Sie hatten sich in betonierten Unterständen verschanzi und Wohnhäuser behelfsmässig zur Verteidigung hergerichtet.

Sie verfügten über eingebunkerte Pak, über reichliche Mengen an Artillerie für Deckungsfeuer. Unter schwerem Feindbeschuss musste eine Brücke geschlagen werden. Bis zu den Hüften stand Rommel im Wasser und half bei Verlegung der Bohlen. «Ich will Euch helfen», sagte er und blieb bei der Brückenspalte, bis er sicher war, dass seine Leute es schaffen würden. Es gehört nun ganz gewiss nicht zu den Aufgaben eines Divisionskommandeurs sich vorn an der Front herumzutummeln. Aber die Geschichte machte bald die Runde durch die ganze Division. Rommel hatte wieder seinen alten Ruf zurückgewonnen, nichts von seinen Leuten zu verlangen, was er nicht selber tun würde. Gegen Abend traten die Belgier mit Panzern und Infanterie zum Gegenangriff an. Doch die Angriffe wurden abgeschlagen. Bei Anbruch der Nacht setzten die ersten Panzer über den Fluss, Rommels Panzer an der Spitze.

Fast wäre der nächste Tag sein letzter geworden. Er geriet mit seinem Panzer in eine Sandgrube und kam unter schweren Pakbeschuss. Sein Panzer wurde durch Treffer gefechtsunfähig. Rommel wurde im Gesicht getroffen. Französische Eingeborenentruppen rückten vor, um ihn gefangen zu nehmen.

Da rollte der Panzer von Oberst Rothenburg heran, Kommandeur des Panzerregiments Nr. 25, der sich bei diesen Operationen das Ritterkreuz verdiente und später in Russland fiel. Die französischen Eingeborenentruppen zogen sich zurück.

Am 15. Mai hatte die 7. Division die am rechten Flügel vorrückende 5. Panzerdivision weit hinter sich gelassen. Nachts überrumpelte Rommel, der noch immer an der Spitze seiner Division vorprellte, eine französische Batterie, die gerade vorrückte, um – wie ihr Kommandeur vermeinte – eine Aufnahmestelle zu beziehen.

In der folgenden Nacht durchbrach die Division im befestigten Raum westlich Clairfay die Ausläuferpositionen der Maginotlinie. Mit Nebel- und Sprenggranaten wurden die rückwärtigen Stellungen der Festungszone, Artillerie- und Pakstützpunkte, eingedeckt. In gleicher Weise wurden die Ortschaften an beiden Flanken ausgeschaltet. Um 11 Uhr abends, bei Mondschein, setzte Rommel zum Angriff an. Panzer und das Kradschützen-Bataillon bildeten die Angriffsspitze. Dann folgte das Gros der Division. Das Oberkommando hatte Weisung gegeben, Panzer sollten nie beim Vorrollen feuern. Rommel liess diesen Befehl unbeachtet. Er ermutigte sogar seine Panzermansschaften zum Feuern aus der Bewegung. Mangelnde Zielsicherheit und Munitionsvergeudung, sagte er, würden durch die moralische Wirkung mehr als aufgewogen. «Machen wir's wie die Marine ... Salven nach Backbord und Steuerbord!» Um Mitternacht rasten Rommels Panzer durch Avesnes, ohne sich mit der Liquidierung der französischen Besatzungstruppen aufzuhalten, deren Panzer wild in alle Richtungen feuerten. Die Strassenkämpfe in Avesnes dauerten noch an, als Rommels Panzerspitze schon wieder weiter vorprellte und auf französische Batterien an beiden Flanken feuerte. Auf der Vormarschstrasse zog sich eine französische motorisierte Division nach Westen zurück. Sie war mit Flüchtlingen untermischt und mit Panzern, die entlang der Strasse rasteten. Ehe die Division an Abwehr denken konnte, war sie bereits von Rommels Panzern überrollt.

Im Verlauf der Nacht folgte ein Artillerieregiment den Panzern durch Avesnes und schnappte 48 unversehrte französische Kampfwagen. Die französische Infanterie warf ihre Waffen fort. Sie suchte ihr Heil in der Flucht und erhöhte dadurch die allgemeine Panik. Hätten sich die französischen Truppen zum Kampf gestellt, so wäre die Lage für Rommel äusserst prekär geworden, denn in Avesnes konnten seine Panzer und die Pak des Kradbataillons zunächst nichts gegen die schwere Bestückung der französischen Panzer ausrichten.

«*Vous etes anglais?*», sagte eine Frau zu Rommel und berührte ihn am Arm, als er auf einer Dorfstrasse hinter Avesnes neben seinem Panzer stand. «*Non, Madame, je suis allemand*», erwiderte Rommel, der in einer ganzen Reihe von Sprachen

radebrechen konnte, ohne gerade ein Sprachgenie zu sein. «*Oh, les barbares!*», schrie die Frau, verdeckte ihr Gesicht mit der Schürze und rannte ins Haus.

Inzwischen waren alle Verbindungen abgerissen. Selbst Rommels eigene Infanteriebrigade wusste nichts von dem glücklichen Durchbruch. Dennoch beschloss Rommel, auf eigene Verantwortung mit der gesamten Division weiter nach Westen bis zur Sambre vorzustossen und dann einen Brückenkopf zu schlagen und zu halten. Nach einer Nacht pausenloser Kämpfe begann der Angriff um 5.30 früh. Das Panzerregiment Nr. 25 stiess in Richtung Landrecies vor. (Hier hatten im ersten Weltkrieg britische Gardetruppen zum ersten Mal im Kampf gestanden.) Das Panzerregiment wurde von motorisierten Einheiten umfassend angegriffen. Doch die französische Infanterie streckte die Waffen, als plötzlich deutsche Panzer auftauchten. Eine halbe Stunde später war Landrecies genommen. Eine grosse Anzahl französischer Truppen wurde in ihren Unterkünften geschnappt. Eine unzerstörte Brücke über die Sambre wurde gesichert. Rommel befahl den Franzosen ihre Waffen auf einen Haufen zu werfen, über den er dann einen Panzer rollen liess. Das Panzerregiment stiess weiter vor. In Richtung Le Cateau. Hier liess Rommel halten, da nur 2 Bataillone und Teile des Kradbataillons vorgekommen waren und die Masse der Division abhing. Während das Panzerregiment Nr. 25 auf den Höhen ostwärts Le Cateau in Stellung ging, fuhr Rommel in einem Panzerwagen zurück, um die Division vorzubringen.

Den ganzen Tag über war das Panzerregiment Nr. 25 schweren Angriffen französischer Panzer ausgesetzt. Pommereuil, im Rücken des Regiments, wurde von den Franzosen zurückerobert, die dann aber wieder von der nachstossenden Division geworfen wurden. Am Abend des 17. Mai war die Lage soweit geklärt, dass die Divisionsartillerie nachgezogen werden konnte. Bei Berlumont war eine zweite Brücke über die Sambre gesichert worden, um der völlig abhängenden 5. Panzerdivision am rechten Flügel den Vormarsch und Flussübergang zu ermöglichen.

Wirft man einen Blick auf die Karte, so sieht man, dass Rommel einen schmalen Keil vorwärts getrieben hatte, etwa

50 km lang und knapp 3 km breit, dessen Spitze auf das Herz Frankreichs gerichtet war. (Allein von Avesnes bis Le Cateau beträgt die Entfernung fast 24 km.) Bei diesem Vorstoss war Rommel ein grosses Risiko eingegangen. Beiderseits des Einbruchskeils standen starke französische Kräfte. Aber er hatte die Befestigungszone durchbrochen und die wichtigen Übergänge über die Sambre gesichert. Mit Recht wurden diese Operationen als äusserst entscheidend für den weiteren Verlauf des Feldzugs angesehen. Rommel wurde für seinen Erfolg und seine persönliche Tapferkeit mit dem Ritterkreuz ausgezeichnet.

Auch die geringen Verluste der Division hatten Rommels Kühnheit gerechtfertigt. Die Division hatte nur 35 Tote und 59 Verwundete zu verzeichnen. Sie hatte in zwei Tagen 10'000 Gefangene eingebracht. Sie hatte 100 Panzer, 30 Panzerwagen und 27 Geschütze erbeutet oder zerstört.

Wohl bereitete jetzt der Nachschub an Treibstoff grosse Schwierigkeiten. Noch immer waren an beiden Flanken feindliche Panzerangriffe abzuwehren. Aber das Panzerregiment Nr. 25 rückte mit unvermindertem Tempo weiter vor. Nach Umgehung von Cambrai überquerte das Regiment am 20. Mai um 5 Uhr früh den Canal du Nord bei Marcoing und ging südlich Arras in Stellung. Auch bei diesem Vorstoss wurden französische Truppen in ihren Unterkünften überrumpelt und abgeschnallt. Wieder lag das Gros der Division weit zurück. Mit zwei Panzern, einem Nachrichtenwagen und einem Kampfwagen machte sich Rommel auf den Weg, um die Division nachzuholen. Auf der Strasse Arras-Cambrai stiess er bei Vise-en-Artois auf den Feind. Seine beiden Panzer wurden abgeschossen und er blieb einige Stunden abgeschnitten.

Bei den Kämpfen im Raum Arras prallte Rommel am 21. Mai zum ersten Mal in seinem Leben auf englische Kräfte. Mit Befriedigung stelle ich fest, dass die «Tomnues» ein härterer Brocken waren als die Truppen, gegen die Rommel bisher gekämpft hatte. Die 1. Panzerbrigade der britischen 1. Panzerdivision war von Arras nach Süden und Südosten vorgestossen und griff nun Rommel im Raum zwischen Achicourt und Agny an. Die britische Panzerbrigade brach durch. Rom-

mels 42. Pakbataillon wurde überrollt. Die meisten Bedienungsmannschaften fielen. Zu ihrer Überraschung stellten die Deutschen fest, dass sie nicht einmal aus Kernschussweite die Bestückung der englischen I-Panzer durchschlagen konnten. Erst die deutsche Artillerie und eine 8,8 Flakbatterie brachten den Angriff zum Stehen, wobei uns die 8,8 Geschütze eine nicht minder unangenehme Überraschung bereiteten. Aber auch so mussten erst noch Stukas eingesetzt werden, ehe sich die englische Panzerbrigade wieder in Richtung Arras zurückzog.

Inzwischen war Rommels Panzerregiment Nr. 25 in gewohnter Weise weiter vorgestossen und hatte das Höhen Gelände südlich der Scarpe bei Acq erreicht. Rommel gab Befehl zu einer Kehrtwendung und liess das Regiment im Rücken der englischen Panzer angreifen. In der Panzerschlacht, die sich nun bei Agnes entwickelte, betrug die englischen Verluste 7 Panzer und 6 Paks. Aber die Verluste des deutschen Panzerregiments waren erheblich schwerer. Sie betrug drei Panzer IV, sechs Panzer III, sowie einige leichte Panzer. Rommel, der zur Abwechslung einmal einen Abwehrkampf führen musste, kam selbst nur mit knapper Not mit dem Leben davon. Ein Offizier, der unmittelbar neben ihm stand, als beide eine Karte studierten, wurde getötet.

Auch der Umstand, dass Rommels Division an diesem Tage 250 Mann an Toten und Gefangenen verlor und selbst nur 50 Gefangene einbrachte, zeigt, dass dieser Kampftag schwerer war als alle früheren, wenn auch die Division (nicht ganz zutreffend) den Abschluss von 43 englischen Panzern meldete.

Auch die nächsten Tage waren hart. Die Division setzte am 22. Mai über die Scarpe. Doch das Kriegstagebuch verzeichnet, dass englische Panzerangriffe nur mit Mühe abgewehrt wurden, dass sich die Division durch Verminung des Geländes gegen die Engländer schützen musste, dass der Mont St.Eloi erobert, verloren und wieder zurückerobert wurde usw. Bei dem Vormarsch zum La-Bassee-Kanal am 24. Mai waren, wie das Kriegstagebuch berichtet, britische Scharfschützen im Busch- und Heckengelände südlich des Kanals in Aktion, die nur schwer aus ihren Positionen zu vertreiben waren. Doch trotz dieses Widerstandes konnten am 26. Mai beiderseits

Guinchy Brückenköpfe gesichert werden und am nächsten Tag rollten die ersten Panzer und Geschütze über den La-Bassee-Kanal. Am 28. Mai hatte die Division eine Linie mit Front ostwärts Lille erreicht. Am 29. Mai erging Befehl, eine Ruhepause westlich Arras einzuschieben. Rommel benutzte diesen ersten Ruhetag nach zwei Wochen harter Kämpfe, um sich einmal die Gegend anzuschauen. So fuhr er nach Lille. Doch als er in Lille ankam und überall in den Strassen englische und französische Soldaten sah, da dämmerte es ihm, dass er wohl doch «etwas zu weit gegangen» war. Aber die Engländer und Franzosen waren nicht minder überrascht. Nur brauchten sie vielleicht ein oder zwei Sekunden länger um ihre Fassung wiederzugewinnen als Rommel, der seinen Wagen herumriss und mit Vollgas davonbrauste, ehe jemand auf den Gedanken kam, ihn anzuhalten. Zählt man zusammen, wie oft Rommel in dieser Zeit gerade noch soeben dem Tode oder der Gefangenschaft entging, ganz abgesehen von den üblichen Gefahren, denen ein Divisionskommandeur ausgesetzt ist, der mit seinen Vorausabteilungen ins Gefecht geht, dann muss man schon sagen: wir hatten wirklich reichlich Pech, dass wir uns mit Erwin Rommel in Afrika abrackern mussten.

Nach einigen Tagen war die Ruhepause zu Ende. Die Division erhielt einen Sonderauftrag. Schon war das Ende des Feldzuges in Sicht. Die Franzosen waren offenbar so weit, dass sie jetzt jeden Augenblick Schluss machen konnten. Die Engländer waren bereits aus Frankreich abgedrängt. Vom 29. Mai bis 4. Juni waren über 500'000 Mann britischer Truppen von Dünkirchen evakuiert worden. Dieses «Wunder von Dünkirchen» hatten sie Hitler zu verdanken, der es abgelehnt hatte, seine Panzer gegen sie einzusetzen. Nun stand nur noch die 51. Hochlanddivision auf französischem Boden. Sie war zu spät gelandet und sollte nun von Fecamp und St. Valery verschifft werden. Rommel erhielt den Auftrag, ihre Evakuierung zu verhindern. Dazu musste er zunächst über die Somme und dann durch die Weygand-Linie, soweit sie noch vorhanden war.

Dieser Auftrag war ganz nach seinem Geschmack. Es kam auf jede Minute an – und Rommel vergeudete keine. Nach

einer Erkundung, die er selbst mit seinen Kommandeuren ausfühlte, überschritt er die Somme in den frühen Morgenstunden des 6. Juni. An diesem Tage und auch am nächsten stiess er auf Widerstand, den er erst durch eigene Angriffe brechen konnte. Der Weg war gebahnt. Nun stiess er in den Raum östlich Rouen vor.

Die Division marschierte nachts. Wenn die Panzer durch die stillen Dörfer rumpelten, glaubten die Bauern, es seien britische Panzer. Sie kamen aus ihren Häusern heraus. Sie winkten ihnen zu und riefen «bonne diance». Und die Panzer rollten weiter. Die Soldaten sprachen kein Wort. In der Nacht zum 9. Juni stand die Division an der Seine, 16 km südwestlich Rouen. Am nächsten Morgen stellte sich ihnen bei Yvetot ein französischer Trupp entgegen, dessen Kommandeur noch Kampfgeist hatte. Doch auch dieser Widerstand wurde gebrochen. Um 14.15 Uhr hatte die Division die 32 km von Yvetot bis Veulettes zurückgelegt. Sie hatte zwischen Fecamp und St. Valery die Küste erreicht. Diesmal hatte die Division aufgeschlossen. Auch die Artillerie hing nicht mehr ab.

In Fecamp war die Evakuierung bereits im Gange. Zahlreiche Schiffe mit Zerstörergeleit lagen auf der Reede, als plötzlich das 37. Panzerbataillon erschien und mit seiner Begleitartillerie zu feuern begann. Ein britischer Zerstörer machte sich sofort gefechtsklar, erhielt aber einen Treffer. Audi die anderen Schiffe im kleinen Hafen von Fecamp gerieten unter schweren Artilleriebeschuss. Unter diesen Umständen war eine Fortführung der Verschiffung bei Tageslicht bald unmöglich.

Das Hauptziel dieses Vorstosses war St. Valery. Hier befand sich das Divisionsstabsquartier von General Fortune, dem Kommandeur der 51. Division. In St. Valery sollte das Gros seiner Division verschifft werden. In der Nacht vom 10. zum 11. Juni besetzte Rommel die Anhöhen westlich der Stadt. Von hier aus konnte seine Artillerie den Hafen bestreichen. Um 15.30 Uhr führte er selbst das Panzerregiment Nr. 25 und Teile des Infanterieregiments Nr. 6 in den Kampf. Die Artillerie gab Feuerschutz.

Vor etwa einem Jahr sprach Feldmarschall Lord Montgomery bei einem Jahrestreffen der 51. Division. Er sagte, bei Alamein habe er gespürt, wie jeder in der Division darauf brannte, sein Bestes zu tun und die Scharte von St. Valery auszuweiten. Es war bei Alamein, dass die neuformierte Hochlanddivision endlich «ihre Seele wiederfand», als sie zu den dumpfen Klängen des Dudelsacks zum Angriff vorgingen. Doch wenn St. Valery auch eine Katastrophe für die Hochländer war, so muss der Division doch bestätigt werden, dass ihre Gegner von der 7. Panzerdivision keineswegs den Eindruck hatten, die Hochländer hätten in jenen Junitagen 1940 «ihre Seele» oder ihren Kampfgeist verloren. Das Kriegstagebuch der 7. Panzerdivision vermerkt: «Der Feind wehrte sich verzweifelt, zunächst mit Artillerie und Pak, dann aber mit MG und Infanteriewaffen. Besonders hart wurde um Le Tot und an der Strasse St. Sylvain - St. Valery gekämpft.» Nur in wenigen Eintragungen des Kriegstagebuchs wird erwähnt, dass sich die Gespensterdivision ihren Vormarsch mit Mühe erkämpfen musste. Das war bei Arras der Fall, als Rommel gegen die britische Panzerbrigade kämpfte... und bei St. Valery.

Gegen Abend hatte Rommel rund tausend Gefangene eingebracht. Vor allem aber stand er jetzt in überlegener Stellung westlich von St. Valery. Seine Geschütze konnten jede weitere Truppenverschiffung im Hafen verhindern. Dennoch dauerten auch abends noch schwere Kämpfe an. Zunächst wurden zwei Pionierbataillone, dann der Rest der Division eingesetzt. Rommel erliess eine schriftliche Aufforderung an General Fortune sich zu ergeben und die 51. Division unter weisser Flagge nach Westen marschieren zu lassen. Die Aufforderung wurde abgelehnt. Die Deutschen sahen nun, wie unten im Hafen Barrikaden an den Molen errichtet und Geschütze und MG in Stellung gebracht wurden.

Um 21 Uhr eröffnete Rommels Artillerie ihr Bombardement. Das zusammengefasste Feuer der schweren und leichten Artillerie der gesamten Division wurde auf den Nordteil von St. Valery und den Hafen konzentriert. 2'500 Granaten fielen in diesen engen Raum. Zur gleichen Zeit wurde wieder das Panzerregiment Nr. 25 zusammen mit dem Infanterie-

regiment Nr. 7 und dem 37. Pionierbataillon zum Angriff angesetzt. Sie zogen den Ring um St. Valery enger. Aber «ungeachtet des schweren Feuers gaben die zäh und verbissenen kämpfenden englischen Truppen nicht auf. Sie hofften, in der Nacht eingeschifft zu werden. Aber bei dem schweren Feuer konnte nichts unternommen werden. In den frühen Morgenstunden versuchen die Engländer sich von der Steilküste ostwärts St. Valery unter dem Deckungsfeuer ihrer Flotteneinheiten einzuschiffen. Aber dieses Vorhaben wird durch die Divisionsartillerie zunächst behindert, dann vollends unmöglich gemacht. Es kommt zu einem Feuergefecht zwischen einem Kriegsschiff und einer 8,8 Flakbatterie ... Das 8. MG-Bataillon greift an ... Einheiten der Infanterieregimenter Nr. 6 und 7 greifen an und gewinnen Boden unmittelbar vor St. Valery ... Am linken Flügel dringt Rommel mit dem Panzerregiment Nr. 25 unter Oberst Rothenburg und mit Teilen des Infanterieregiments Nr. 7 in St. Valery ein und erzwingt die Kapitulation, da der feindliche Befehlshaber nun zur Einsicht gelangt ist, dass jeder weitere Widerstand unmöglich ist.»

Von den 12'000 Gefangenen, die in St. Valery gemacht wurden, waren 8'000 Engländer. Zu den Gefangenen zählten ausser Generalmajor Fortune der kommandierende General des französischen IX. Armeekorps sowie drei französische Divisionskommandeure. Die Beute betrug: 58 Panzer, 56 Geschütze, 17 Flak, 22 Pak, 368 Maschinengewehre und 3'350 Gewehre (es müssen aber im Hafen noch mehr gelegen haben) sowie 1'133 Heereslastwagen. Die Divisionsartillerie meldete übrigens auch noch die Versenkung eines britischen Panzerkreuzers. Das wäre ein höchst ungewöhnlicher Abschusserfolg für eine Panzerdivision gewesen, aber – wie mir die britische Admiralität mitteilte – stimmte die Sache einfach nicht.

Rommel vergass General Fortune nicht und erwähnte ihn oft in Gesprächen mit seiner Frau und seinem Sohn Manfred als den tapferen Führer einer guten Division, der eben Pech gehabt hatte. Irgendwie erfuhr Rommel, dass General Fortune gegen einen deutschen General hätte ausgetauscht wer-

den sollen, dass er diesen Austausch aber mit der Begründung ablehnte, durch sein Verbleiben in der Gefangenschaft könne er mehr für die Offiziere und Mannschaften seiner 51. Division tun. Durch dieses Verhalten stieg General Fortune noch mehr in Rommels Achtung. Es scheint übrigens, dass auch General Fortune Rommel nicht vergass. Vor nicht allzu langer Zeit kehrte ein deutscher Kriegsgefangener von den Kanalinseln nach Deutschland zurück. Er besuchte Frau Rommel in Herrlingen und sagte ihr, er habe General Fortune getroffen. Der General habe ihn gebeten, sie – wenn möglich – aufzusuchen und ihr sein Beileid zum Tode ihres Mannes zu übermitteln. Ich konnte Generalmajor Fortune vor seinem Tode nicht mehr nach den näheren Umständen dieser Geschichte fragen. Aber sie scheint wahr zu sein, da es kaum anzunehmen ist, dass ein deutscher Soldat eine solche Geschichte einfach frei erfinden konnte. Und ich hoffe, dass sie wahr ist, denn ich gehöre zu den altmodischen Leuten, die es tief bedauern würden, sollte es wirklich zutreffen, dass die Ritterlichkeit auf der Verlustliste des «totalen» Krieges steht. Aber Gott sei Dank ist die Ritterlichkeit nicht so leicht umzubringen, und wie andere Kapitel dieses Buches zeigen werden, kommt sie bisweilen unversehens zum Vorschein – oft zur wunderlichen Stunde und an Orten, wo man es nie erwartet hätte.

*

St. Valery kapitulierte am 12. Juni. Am 17. Juni, an dem Tage, da Pétain um Waffenstillstand bat, drei Tage nach dem deutschen Einzug in Paris, rückte die 7. Panzerdivision auf der Cotentin-Halbinsel vor, um Cherbourg anzugreifen. Eine Kolonne marschierte an der Küste entlang durch Coutance. Eine andere Kolonne nahm den Weg über St. Lö, einen Ort, den damals gewiss nur wenige sofort auf der Karte hätten finden können, der heute aber vielen Amerikanern genau so ein Begriff ist wie etwa Detroit. Völlig auf sich selbst gestellt war die Division etwa 240 km vorgerückt, ohne auf nennenswerten Widerstand zu stoßen. Doch am 17. Juni kurz vor Mitternacht prallte ein Bataillon auf eine starke französische Stellung bei Les Fosses. Durch starkes Artillerie- und

Pakfeuer wurde das Bataillon zurückgetrieben. Auch hier fand sich wieder ein unbekannter Franzose, der noch einen Funken Kampfgeist in sich hatte.

Rommel, der immer vorsichtig operierte, wenn kein Anlass zu gewagtem Vorgehen bestand, brach die Aktion ab und beschloss, den Kampf erst bei Tage wieder aufzunehmen, wenn er sich ein besseres Bild von der Kampfstärke des Gegners machen konnte. Inzwischen brachte er eine Infanteriebrigade nach vorn sowie ein Regiment Artillerie mit einigen leichten und schweren Flakbatterien. Um 8 Uhr früh brach er durch und setzte seinen Vormarsch auf Cherbourg fort. Um 13.15 Uhr, als er nur noch 5 km südwestlich Cherbourg war, stiess er auf Strassensperren, die von starken Kräften gehalten waren. Zugleich geriet er unter schweres Artilleriefeuer aus den Forts der Festung Cherbourg. Doch um 17 Uhr war Anhöhe 79, genau im Westen von Cherbourg, genommen. Gegen Abend eroberte das Infanterieregiment Nr. 7 unter Oberst von Bismarck, unterstützt von zwei Panzerkompanien, die Höhe bei Quercqueville und drang in die Aussenbezirke der Stadt ein. Vor Mitternacht hatten seine Truppen den Bahnhof Cherbourg besetzt. Im Verlaufe der Nacht wurde die Artillerie der Division in Stellung gebracht, um am nächsten Morgen die Bekämpfung der Forts aufzunehmen. Bei Tagesanbruch wurde Feuer eröffnet. Die lästigsten Forts wurden zum Schweigen gebracht, während die Infanterie tiefer in die Aussenbezirke eindrang.

General Collins vom amerikanischen VII. Korps, der Cherbourg 20 Tage nach den Landungen in der Normandie eroberte, erhielt bei seiner Truppe den Spitznamen «Blitzkerl Joe» («Lightning Joe»). Aber Collins musste jedenfalls hart um die Stadt kämpfen. Doch damals im Juni 1940 gab es in Cherbourg bei den höheren französischen Offizieren des Heeres und der Marine keinerlei Kampfwillen mehr. Wir wollen zu ihrer Ehre annehmen, dass sie bereits von Pétains Ersuchen um Waffenstillstand wussten. Sonst liesse sich keine Entschuldigung dafür finden, dass die Festung Cherbourg mit einer Garnison von 30'000 Mann vor einer einzigen Division kapitulierte – und das knapp 12 Stunden, nachdem der

Gegner in den Feuerbereich der schweren Festungsgeschütze gekommen war.

Doch das geschah. Am 19 Juni um 14 Uhr erschienen französische Offiziere der Marine und Offiziere des Heeres und boten die bedingungslose Übergabe an. Die Kämpfe wurden eingestellt. Um 17 Uhr wurde die Kapitulationsurkunde unterzeichnet. Im Hafen befand sich noch der völlig unzerstörte Wagenpark einer britischen motorisierten Division.

Rommels Division wurde aus dem Raum Cherbourg abgezogen, ehe sie die Festung übernehmen und die Beute an Waffen und sonstigem Gerät zählen konnte. Die Gefangenen- und Beuteliste der Division seit Beginn der Operationen am 10. Mai wurde erst später aufgestellt. Auf dieser Liste stehen:

Der Chef der französischen Seestreitkräfte Nord,
4 Admirale,
1 kommandierender General,
4 Divisionskommandeure mit ihren Stäben,
277 Geschütze und 64 Pak,
458 Panzer und Panzerwagen,
4'000-5'000 Lastkraftwagen,
1'500-2'000 Kraftwagen,
1'500-2'000 Transportwagen für Pferde- und Maultier-
bespannung,
300-400 Kraftomnibusse,
300-400 Krafräder.

Dazu kommt noch der grössere Teil von 97'468 Gefangenen, die der Heeresgruppe zugeschrieben wurden, zu der Rommels Division gehörte. Ferner hatte die Division 52 Flugzeuge abgeschossen, 15 am Boden erbeutet und 12 weitere zerstört.

Die Beutemengen waren in Wirklichkeit noch grösser. Nur war eine genaue Erfassung wegen des raschen Vormarsches unmöglich. Aus dem gleichen Grunde liessen sich auch die Verluste an Toten und Verwundeten, die die Division dem Gegner zufügte, nicht einmal schätzungsweise ermitteln. Die Eigenverluste der Division betragen an Gefallenen: 48 Offiziere, 108 Unteroffiziere, 526 Mannschaften; an Verwundeten: 77 Offiziere, 317 Unteroffiziere, 1'252 Mannschaften; an Ver-

missten: 3 Offiziere, 34 Unteroffiziere, 229 Mannschaften. Die Eigenverluste an Panzern betragen: 3 Panzer I, 5 Panzer II, 26 Panzer III und 8 Panzer IV.

Betrachtet man die Erfolge der Division, so sind diese Verluste gering. Bedenkt man jedoch, dass Rommel immer äusserst sparsam mit Menschenleben umging, so sind diese Verluste keineswegs unerheblich. Sie beweisen, dass die Division schwere Kämpfe zu bestehen hatte und nicht nur einen geschlagenen Feind durch Frankreich jagte.

FÜNFTES KAPITEL

«MIT SEHENDEN AUGEN SEHEN SIE NICHT»

Die gute Fee, die über den Engländern wacht, musste 1940 Überstunden machen. Wohl nie hat sie den Engländern einen besseren Dienst erwiesen als damals. Ausnahmsweise hörte sie einmal nicht auf ihren Statthalter im britischen Inselreich, Winston Churchill, und sorgte dafür, dass die Franzosen den Krieg nicht in Nordafrika weiterführten. Hätten sie es getan, so wäre ihnen Hitler gefolgt. Spanien wäre in den Krieg eingetreten oder hätte zumindest deutschen Truppen den Durchmarsch gestatten müssen. Gibraltar wäre gefallen. Die westliche Zufahrt zum Mittelmeer wäre versperrt gewesen. Französische Kolonialtruppen hätten nie den deutschen Panzern standgehalten. Selbst der hasenherzige Graziani hätte mit einigen deutschen Panzerdivisionen als Korsettstangen wieder stramme Haltung angenommen. Er wäre aus seinem Mauselloch gekrochen und *veni vidi vici* so um die Weihnachtszeit in Kairo aufgetaucht. England hätte seinen letzten Stützpunkt in Reichweite Europas verloren. Der Verlust des Suezkanals hätte das andere Ende des Mittelmeers abgeriegelt. Der Zugang nach Syrien, nach dem Irak und Iran, und schliesslich zum Kaukasus wäre weit offen gewesen. Man hätte die Türkei erledigen oder zum Beitritt zur Achse zwingen können. Und wäre auch nur die Hälfte von all dem geschehen, so hätte die gute Fee alle Hände voll zu tun gehabt.

Nur das Oberkommando der deutschen Kriegsmarine sah all diese glitzernden Möglichkeiten in voller Klarheit. Admiral Raeder, der nur wenig Geschmack an der «Operation Seelöwe», der Invasion Englands, fand, wies bereits am 6. September 1940 darauf hin, man könne England nicht empfindlicher treffen, als wenn man es vom Mittelmeer ausschliessen würde. Am 26. September wurde Raeder noch deutlicher. «Die Engländer», sagte er, «haben das Mittelmeer immer als den

Grundpfeiler ihres Weltreichs angesehen ... Italien wird bald das Hauptziel ihres Angriffs werden ... Die Engländer versuchen immer zuerst den schwächeren Gegner zu erledigen. Weisen die Italiener unsere Hilfe zurück, so zeigt das nur, dass sie noch keine blasse Ahnung haben, in welcher Gefahr sie schweben ... *Aus diesem Grunde muss die Mittelmeer-Frage noch in diesem Winter geklärt werden.* Gibraltar muss fallen. Der Suezkanal muss erobert werden. Es ist zweifelhaft, ob die Italiener das allein schaffen können. Deutsche Truppenhilfe wird benötigt werden. Ein Vorstoss von Suez durch Palästina und Syrien bis zur Türkei ist notwendig. Wenn wir so weit sind, wird die Türkei in unserer Macht sein.^{D^n}« *wird das russische Problem in einem anderen Licht erscheinen. Im Grunde hat Russland Angst vor Deutschland. Es erscheint zweifelhaft, ob sich ein Vorstoss gegen Russland vom Norden her als notwendig erweisen wird . . .* Auch die Frage Nordwest-Afrika ist von entscheidender Bedeutung. Alles weist darauf hin, dass England mit Hilfe der Freien Franzosen unter De Gaulle - und möglicherweise auch mit Hilfe Amerikas - diesen Raum in ein Widerstandszentrum verwandeln und hier Luftstützpunkte zum Angriff gegen Italien errichten will... *Auf diese Weise würde Italien geschlagen werden.*» Sollte Admiral Raeder jemals von den Schatten Hitlers, Keitels und Jodls besucht werden, dann kann er sie mit den Worten begrüßen: «Seht Ihr, ich hab's Euch ja gleich gesagt!»

Im Protokoll der Führerbesprechung heisst es: «Der Führer schliesst sich diesen Ausführungen grundsätzlich an». Aber warum handelte er dann nicht entsprechend? Erstens verstand Hitler nichts vom Seekrieg. Zweitens glaubte er auch noch im Spätsommer 1940 halb und halb, England werde nachgeben und sich zu Verhandlungen bereit zeigen. Drittens aber hoffte er, falls England halsstarrig bleiben sollte - so berichtet Ciano nach der Zusammenkunft auf dem Brenner am 4. Oktober - «Frankreich für eine Koalition gegen England gewinnen zu können.» Und viertens ging in seinem Kopf Ende September das russische Rädchen bereits links herum. Von diesen Gründen, die einer Befolgung der Vorschläge Raeders im Wege standen, teilte er den ersten, das Unverständnis für alle marinestrategischen Erwägungen, mit seinen militäri-

schen Ratgebern Feldmarschall Keitel, Generaloberst Jodl und Generaloberst Haider. Der zweite Grund, Englands Verhandlungsbereitschaft, war eine der Illusionen, denen sich Hitler hingab, obwohl sich Churchill nach besten Kräften und in aller Öffentlichkeit bemüht hatte, ihm diese Wahnidee auszutreiben. Was die Einbeziehung Frankreichs in eine antibritische Koalition betrifft, so hätte dieser Coup vielleicht gelingen können, wenn Hitler rasch und in grosszügiger Weise mit Frankreich Frieden geschlossen hätte. Der grösste Teil der französischen Bevölkerung hätte sich, wie man fast mit Sicherheit annehmen kann, allmählich beruhigt und sich wenigstens zeitweilig mit einer deutschen Vorherrschaft in Europa abgefunden. Gegen die deutsche Armee bestand keine sonderliche Feindseligkeit. Im Gegenteil, ob man wollte oder nicht, bewunderte man sie. Und auch heute beschränken selbst ehemalige Mitglieder der Widerstandsbewegung ihren Hass erstens auf Darnand's Miliz und die Kollaborateure, zweitens auf die Gestapo und drittens auf die SS. Ihr Hass ist in dieser Reihenfolge abgestuft. Dann erst folgt in weitem Abstand die deutsche Armee. Noch immer hört man in jener Gegend Frankreichs, in der ich jetzt an diesem Buch schreibe: «*On ne peut pas dire qu'ils n'étaient pas assez corrects, ces gens-la*». Oft sogar wird das Verhalten der deutschen Truppen durchaus zu ihren Gunsten mit dem Verhalten der amerikanischen Befreier verglichen. Und was schliesslich Hitlers «russisches Rädchen» betrifft, das sich immer verhängnisvoller in seinem Kopf drehte, da gab es keine andere Kur als den russischen Winter und die Rote Armee.

Doch so sehr Hitler auch von seinen Plänen gegen Russland besessen war, so vergass er darüber Nordafrika nicht völlig. Reichlich plump bemühte sich Rippentrop, General Franco zum Eintritt in den Krieg zu bewegen. Ein besonderer Plan wurde für die Eroberung Gibraltars ausgearbeitet: «Operation Felix». Göring propagierte seine Lieblingsidee, zur gleichen Zeit drei Stösse gegen Marokko, Tripolitanien und den Balkan zu führen. Der Plan wurde schliesslich erwogen. Überdies wurde General von Thoma (doch das war uns damals noch nicht bekannt) vom Oberkommando des Heeres im Oktober 1940 zu General Graziani geschickt, um mit ihm über die Ent-

sendung deutscher Truppen nach Libyen zu sprechen. General von Thoma war persönlich gegen diesen Plan, der – wie er später erklärte – hauptsächlich politische Ziele verfolgte und Mussolini bei der Stange halten sollte. Er vertrat den Standpunkt, dass man mindestens 4 Panzerdivisionen einsetzen müsse, dass die Versorgung dieser 4 Divisionen nur unter grössten Schwierigkeiten möglich sein werde, wenn überhaupt, da England die Seeherrschaft halte. Ausserdem würde die Entsendung dieser Divisionen bedeuten, dass deutsche Truppen an die Stelle italienischer Truppen träten. Graziani und Badoglio würden sich einem solchen Vorschlag widersetzen, ja tatsächlich wollten sie überhaupt keine deutsche Waffenhilfe haben.

General von Thoma meinte dann weiter, der afrikanische Kriegsschauplatz sei nur für eine Art Kriegsführung geeignet, wie sie General Lettow-Vorbeck im ersten Weltkrieg in Ostafrika angewandt habe. Feldmarschall von Brauchitsch und sein Generalstabschef Haider, so erklärt von Thoma, hätten seine Ansicht geteilt und wären gegen Entsendung deutscher Truppen nach Afrika gewesen. Das klingt durchaus wahrscheinlich. Brauchitsch und Haider waren auch gegen Mansteins Plan, durch die Ardennen in Frankreich einzudringen statt durch Holland und Belgien. Hitler hatte ihre Einwände beiseite geschoben. Auch von Thoma's Einwände gegen die Entsendung deutscher Truppen nach Libyen wurden von Hitler unwillig aufgenommen. Von Thoma ist der Ansicht, nur aus diesem Grunde, nur weil er damals den Zorn Hitlers erregte, habe man ihm erst das Kommando in Afrika gegeben, als der Krieg in diesem Raum bereits verloren war. (Er traf am 20. September 1942 in Nordafrika ein und geriet einige Wochen später bei der Alamein-Schlacht in Gefangenschaft.)

Auch nach Beendigung des Krieges scheint es von Thoma nicht aufgegangen zu sein, dass Hitler recht hatte, gleichgültig ob seine Motive politischer oder militärischer Natur waren, und dass von Brauchitsch, Haider und er selbst unrecht hatten. Hitler hätte sich zweifellos bereits zu diesem Zeitpunkt über die Ansichten seiner militärischen Ratgeber hinwegsetzen sollen, um so mehr als General von Thoma mit einem gewissen Stolz betont, er habe auf Grund seiner Erfahrungen im Spanischen Bürgerkrieg darauf hingewiesen, dass die italienischen

Truppen nichts taugen, dass «ein englischer Soldat so gut ist wie zwölf Italiener», dass die Italiener gute Arbeiter aber keine Kämpfer sind, dass sie den Schlachtenlärm nicht lieben und so fort. Aber wer – natürlich ausser General von Thoma – konnte auch nur vermuten, dass es Wavell wagen würde, einen derart überlegenen Gegner anzugreifen oder dass Grazianis Armee sich so rasch und gründlich verkrümmeln würde, wie es dann tatsächlich geschah?

Erst nachdem man die erste grosse Chance verpasst hatte und Graziani geschlagen war, begann Hitler zu handeln. Nach dem Fall von Sidi-Barrani hatte er Mussolini deutsche Panzerjäger angeboten und vorgeschlagen (eine höchst heikle Sache, wenn Diktator zu Diktator spricht) italienische Truppen unter deutsches Kommando zu stellen. Als nun auch Bardia fiel, erwachte Hitler vollends. Er erklärte seinen Stabschefs, er sei entschlossen, alles in seiner Macht Stehende zu tun, um zu verhindern, dass Italien Nordafrika verliere. «Der Führer ist fest entschlossen, die Italiener zu unterstützen. Deutsche Verbände sollen so rasch wie nur irgend möglich abgezweigt werden. Diese Verbände sollen mit Pak, Minen, schweren Panzern sowie leichter und schwerer Flak ausgerüstet sein... Waffen und Gerät sind auf dem Seeweg zu befördern, die Truppen auf dem Luftwege ... Die Abzweigung von Einheiten kann nicht vor Mitte Februar erfolgen und wird vom Zeitpunkt der Verladung an noch etwa fünf Wochen in Anspruch nehmen.»

Bei einer Besprechung zwischen Hitler und Mussolini am 19. und 20. Januar 1941, an der auch ihre Stäbe teilnahmen, erklärten die Italiener, sie würden ihre drei Divisionen in Tripolis auf volle Kriegsstärke bringen. Ferner würden sie eine Panzerdivision und eine motorisierte Division von Italien nach Nordafrika abzweigen. Die Aktion würde etwa am 20. Februar abgeschlossen sein. Die Entsendung der deutschen 5. leichten Division wurde «dankbar begrüsst». Die Verladung dieser Division, so wurde erklärt, werde in der Zeit vom 15. bis 20. Februar erfolgen. Mit der Überführung des Materials könne bereits früher begonnen werden. Am 3. Februar erklärte Hitler bei einer Führerbesprechung: «Der Verlust von Nordafrika wäre – rein militärisch gesehen – ein Verlust, der sich überwinden liesse. Aber er muss auf Italien eine starke

psychologische Wirkung ausüben. England kann dann Italien die Pistole auf die Brust setzen ... Die englischen Kräfte im Mittelmeer sind dann nicht gebunden. England hat dann ein Dutzend Divisionen frei, die in höchst bedrohlicher Weise in Syrien eingesetzt werden könnten. Das muss unter allen Umständen verhütet werden ... wir müssen den Italienern in Nordafrika wirksame Hilfe leisten.» Weiter heisst es im Protokoll dieser Führerbesprechung: Die Luftwaffe, die bereits Befehl erhalten habe, die Italiener zu unterstützen, müsse noch aktiver als bisher mit Stukas und Jägern eingreifen und mit Bomben schwersten Kalibers gegen die britischen Truppen in der Cyrenaica losschlagen. Im Zusammenwirken mit italienischen Luftstreitkräften müsse die Luftwaffe für die Sicherung der Transporte sorgen. Sie müsse die britischen Nachschublinien zu Wasser und zu Lande bekämpfen und Angriffe gegen die britische Flotte führen. Vor allem aber müsse versucht werden, Malta als Luftstützpunkt auszuschalten.

Aber selbst wenn diese Intervention genügen sollte, fuhr Hitler fort, um den britischen Vormarsch aufzuhalten, so reiche der entsandte «Sperrverband», die 5. leichte Division, immer noch nicht aus und müsse durch eine starke Panzereinheit verstärkt werden. Die Entsendung der deutschen Truppen müsse beschleunigt und notfalls auf dem Luftwege vorgenommen werden.

Soweit war die Planung gut. Doch sie war ausschliesslich auf Abwehr eingestellt. In einem Schreiben an Mussolini erklärte Hitler am 28. Februar: «Gedulden wir uns noch fünf Tage, so möchte ich mit Sicherheit annehmen, dass jeder neue englische Versuch, nach Tripolis vorzustossen, zum Scheitern verurteilt ist. Ich danke Ihnen, Duce, dass Sie Ihre motorisierten Verbände General Rommel zur Verfügung gestellt haben. Er wird Sie nicht enttäuschen. Ich habe das feste Vertrauen, Duce, dass er schon bald die treue Gefolgschaft und – wie ich hoffe – auch die Liebe Ihrer Truppen gewinnen wird. Ich glaube, allein schon das Eintreffen des ersten Panzerregiments wird eine wesentliche Verstärkung Ihrer Position bedeuten.» Zumindest der letzte Teil dieser Voraussage sollte sich bald als richtig erweisen.

Hitler hatte erkannt, wie wichtig es war, Nordafrika nicht zu verlieren. Aber weder er noch sein Stab scheinen an die Möglichkeit einer Eroberung Nordafrikas gedacht zu haben und an die weitreichenden strategischen Auswirkungen einer erfolgreichen Offensive gegen Ägypten. Haider zum Beispiel nahm von Anfang an den nordafrikanischen Feldzug nicht ernst. Für ihn war dieser Feldzug nur ein politischer Schachzug, um die Italiener im Kriege zu halten. Da lohnte es sich schon, drei bis vier Divisionen einzusetzen. «Natürlich waren wir entschlossen, wenn sich die Möglichkeit zum offensiven Vorgehen ergeben sollte, sie auch auszunutzen», sagte Haider bei seiner Vernehmung. «Aber alles in allem kam es uns darauf an Zeit zu gewinnen. Ich sprach über diese Angelegenheit mit Rommel zuletzt im Frühjahr 1942. Damals sagte er mir, er werde Ägypten und den Suezkanal erobern. Dann sprach er von Ostafrika. Ich konnte mich eines leicht unhöflichen Lächelns nicht erwehren und fragte ihn, was er denn für die Durchführung dieser Pläne brauche. Er meinte, er brauche noch zwei weitere Panzerkorps. Ich fragte ihn: «Angenommen wir hätten diese zwei Korps, wie würden Sie den Materialnachschub und die Verpflegung sicherstellen?» Auf diese Frage antwortete er: «Das geht mich nichts an. Das ist Ihre Sache!» Als sich die Lage in Afrika verschlechterte, verlangte Rommel unausgesetzt mehr und mehr Hilfe. Wo diese Verstärkungen herkommen sollten, machte ihm keine Sorgen. Dann fingen die Italiener an, sich über ihre Schiffsverluste bei der Heranschaffung des Nachschubs zu beklagen. Sollte es der Geschichte einmal gelingen, die Fäden der Ereignisse in Afrika zu entwirren, dann wird sie ein wahres Wunder vollbracht haben, denn Rommel richtete ein derart heilloses Durcheinander an, dass wohl niemand mehr imstande sein wird, sich ein klares Bild zu machen.»

Rommel ist tot. Aber die «Entwerrung» ist nicht so schwierig, wie es sich Generaloberst Haider vorstellt. Auch dürfte das Urteil der Geschichte über seine eigene Person nicht so günstig lauten, wie er selbst annimmt. Die Geschichte hat nicht allzuviel für Männer übrig, die sich in entscheidenden Positionen befinden und sich bei ihren Entschlüssen von persönlicher Sympathie oder Antipathie leiten lassen. Schon der

ganze Ton seiner Erklärung zeigt, dass Haider eine Abneigung gegen Rommel hatte. Tatsächlich hatte Rommel auch nicht um zwei Panzerkorps nachgesucht, sondern nur um zwei Panzerdivisionen. Haider spricht von einer Unterhaltung «im Frühjahr 1942». Er erwähnt nicht, dass Rommel bereits am 27. Juli 1941 um die Erlaubnis nachsuchte, eine gegen den Suezkanal ausgerichtete Offensive führen zu dürfen. Als Zeitpunkt für diese geplante Offensive gab Rommel Februar 1942 an. Lassen wir es dahingestellt bleiben, was Rommel «im Frühjahr 1942» forderte. Damals, im Juli 1941, verlangte er nur drei deutsche Divisionen, gemischte Verbände in Stärke einer weiteren Division, sowie drei italienische Divisionen. Das Oberkommando des Heeres war gegen Entsendung der angeforderten deutschen Verbände. Haider oder jemand in seinem Stab schrieb an den Rand des von Rommel eingereichten Planes einige nicht gerade freundlich gemeinte Bemerkungen. Bedenkt man jedoch, dass 200 deutsche Divisionen an der Ostfront eingesetzt waren und dass man nach den alliierten Landungen in Nordafrika im November 1942 in drei Wochen drei deutsche Divisionen nach Tunis warf, so kann man Rommels Ansuchen um vier weitere Divisionen keineswegs als masslos bezeichnen. Hätte er damals diese vier zusätzlichen Divisionen erhalten, so kann man wohl mit ziemlicher Gewissheit annehmen, dass er Anfang 1942 in Kairo einmarschiert und bis zum Suezkanal vorgestossen wäre.

Was den Nachschub betrifft, so erwähnt Haider hier auch nicht, dass Rommel von Anfang an erkannt hatte, wie entscheidend wichtig die Eroberung Maltas für die Lösung aller Versorgungsprobleme war, ja für die Beherrschung des gesamten Mittelmeerraumes. Der deutsche und italienische Generalstab waren wie mit Blindheit geschlagen. Sie kamen erst erheblich später zu dieser Erkenntnis. Und dann war es bereits zu spät.

*

Die Geschichte der Kämpfe in Nordafrika ist die Geschichte eines unablässigen Ringens zwischen Rommel, der die Möglichkeiten eines entscheidenden Erfolges in diesem Kampfraum sah (und durch seine Taten bewies) und einem Oberkommando, das sich beharrlich weigerte, dem afrikanischen

Feldzug irgendwelche besondere Bedeutung beizumessen. Bei diesem Kampf mit Rommel hielt das Oberkommando alle Trümpfe in der Hand. Rommel war irgendwo in weiter Ferne ... in der Wüste. Und der Abwesende hat immer unrecht. Er war im Übrigen ja auch kein Generalstäbler. Die Leute mit den Intelligenzstreifen an der Hose nahmen ihn nicht ganz für voll. Nur selten kam Rommel jetzt mit Hitler zusammen – und auch dann konnte er ihn fast nie allein sprechen. Geschah es aber ausnahmsweise doch einmal, so fand er, dass Hitler begreiflicherweise vollkommen in die Probleme der Ostfront verstrickt war. Hitler klopfte ihm auf die Schulter und versprach Hilfe. Aber Rommel wusste, dass Hitlers Umgebung schon dafür sorgen werde, jeden Eindruck, den er vielleicht auf Hitler gemacht hatte, sofort wieder zu verwischen. Vor allem aber waren Keitel, Jodl und Haider auf ihn eifersüchtig. Nicht ohne Missgunst sahen sie seine Beliebtheit beim Führer und bei der Bevölkerung. Sie waren gewiss auch etwas eifersüchtig auf seine Erfolge an der Front und sicher auch darauf, dass er das grosse Glück hatte, ein selbständiges Kommando ausserhalb der Reichweite des Führers zu haben. Der leichteste Weg nun zum «Ausstechen» Rommels war, dass man erklärte, er möge ja ein guter Truppenführer an der Front sein, aber er sei doch gewiss kein Mann, dessen Ansichten über gesamtstrategische Aspekte des Krieges man irgendwie ernst nehmen könnte.

Umgekehrt hielt auch Rommel nichts von Keitel und Haider. Mit diesem Urteil stand er nicht allein. Fürst Bismarck nannte Keitel einen Schwachkopf. Ulrich von Hassell fand ihn «einfach zu dumm ... völlig urteilslos und sehr unpolitisch ... von einer geradezu knechtischen Gesinnung gegenüber der Partei». Sein dankbarer Führer bezeichnete ihn als einen «Mann mit dem Gehirn eines Kinoportiers». Haider, der wohl mehr dem grantigen und von sich eingenommenen Typ des Generalstäblers entsprach, machte bereits Anfang 1940, wie von Hassell in seinem Tagebuch vermerkt, den Eindruck «eines schwachen, nervlich stark mitgenommenen Mannes». Er und Brauchitsch, so schreibt von Hassell ein Jahr später, sind «weiter nichts als technische Handlanger». Generaloberst Beck, sein Vorgänger als Chef des Generalstabs des Heeres, hielt Haider

für einen «sehr guten Soldaten, aber kaum ein grosses Kaliber». Bei der Verschwörung gegen Hitler stand er immer etwas ängstlich am Rand der Verschwörung, nie bereit, den grossen Sprung zu wagen. Für Jodl, der so viel Intelligenz und Charakter hatte, wie man in dieser Gesellschaft finden konnte, war der Krieg ein Schachspiel. Seine Aufgabe war es, Pläne auszuarbeiten, nicht aber bei Befehlen nach dem Warum zu fragen. Keitel und Jodl identifizierten sich mit Hitlers grauenvoller Kriegführung in Russland und anderen Gebieten. Sie standen in Nürnberg vor Gericht und wurden gehängt. Haider, der – wie von Hassell behauptet – die Befehle «betreffend das Vorgehen in Russland» unterschrieb, hatte mehr Glück. Vielleicht weil er bereits einige Jahre im Konzentrationslager gesessen hatte, vielleicht weil er so offensichtlich ein «technischer Handlanger» war.

Rommel verachtete Keitel und seine Umgebung als «Schreibstubenhelden». Er verachtete sie wegen ihrer Unterwürfigkeit gegenüber der Partei. Als er erfuhr, was auf ihre Befehle hin alles geschehen war, verachtete er sie, weil sie die deutsche Wehrmacht entehrt hatten. Wie wir noch sehen werden, scheute sich Rommel nicht, bei Hitler Einspruch gegen Grausamkeitsakte zu erheben. Beurteilt man einen Menschen nach seinen Feinden, so wirft die Gegnerschaft dieser Generale ein gutes Licht auf Rommel. Für die Alliierten war es ein Glück, dass sie damals eine so feste Position im Führerhauptquartier hatten.

*

Doch alle diese Sorgen und internen Kämpfe lagen noch in weiter Ferne, als Rommel, in voller Gunst beim Führer und bereits ein Held in den Augen der Bevölkerung, am 15. Februar 1941 das Kommando über die deutschen Truppen in Libyen erhielt. Bereits einen Monat vorher war er zum Generalleutnant befördert worden. Bei seiner Abmeldung in Berlin erklärte ihm Feldmarschall von Brauchitsch (Rommel sah Hitler bei dieser Gelegenheit nicht), seine Aufgabe bestände lediglich darin, die Italiener zu unterstützen und einen englischen Vorstoss auf Tripolis zu verhindern. Nach wie vor würde die Operation in Nordafrika unter italienischem Oberbefehl bleiben. Die deutschen Truppen in Libyen seien nur

als eine Art «Sperrverband» gedacht. Wenn er sich an Ort und Stelle über den Stand der Dinge informiert habe, würde es wohl das Beste sein, wenn er zurückkäme, um zu berichten, ob die deutschen Truppen auch wirklich benötigt würden. Ferner teilte ihm Feldmarschall von Brauchitsch mit, dass ihn General Schmudt, Hitlers Chefadjutant, begleiten würde, sicher um dem Führer dann einen eigenen Bericht vorzulegen.

Schmundt erwies sich Rommel gegenüber als guter Freund, wenn es auch vielleicht bedauerlich ist, dass Rommel ihn so schätzte und ihm so stark vertraute. Schmudt war noch ein jüngerer aktiver Offizier, sehr gut aussehend, sehr intelligent, ehrgeizig und in seinem ganzen Wesen sehr «glatt». Auf Vorschlag von Keitels Bruder war er zum Nachfolger von Oberst Hossbach ernannt worden, der als alter preussischer Offizier voll Entrüstung seinen Abschied nahm, als Generaloberst von Fritsch unter dem Vorwand gestürzt wurde, sich gegen den § 175 vergangen zu haben. In seinem engeren Freundeskreis hatte Schmudt früher nie als eifriger Nazi gegolten. Nun aber wurde er es. Vielleicht aus Überzeugung, vielleicht aus opportunistischen Gründen. Das heisst: er wurde ein ergebenere Anhänger Hitlers. In Gesprächen mit Rommel, den er allem Anschein nach aufrichtig schätzte, zog er einen scharfen Trennungsstrich zwischen Hitler und seinen Anhängern, eine Unterscheidung, die auch Rommel selbst rein gefühlsmässig immer gemacht hatte. «Ja, leider», erklärte Schmudt dann, «ist der Führer von einer Bande von Schurken umgeben. Aber die meisten von diesen Parteibullen sind noch Überbleibsel aus der alten Zeit, aus der Kampfzeit der Bewegung. Aber Hitler selbst... Welche Grösse! Was für ein Idealist! Welche Freude, einem solchen Führer zu dienen!»

Kann Schmudt das alles wirklich geglaubt haben, er, der in engstem persönlichem Kontakt mit Hitler lebte, der Zeuge so vieler seiner ungezügelter Temperamentsausbrüche gewesen sein muss? Es scheint kaum glaubhaft. Aber für Rommel, der während seines Dienstes im Führerbegleit-Bataillon Hitler nur von seiner besseren Seite gesehen hatte, erschien es glaubhaft. Auf der Fahrt und während Schmudt's Aufenthalt in Afrika entwickelte sich allmählich zwischen beiden

eine engere Freundschaft, die dann zu einer Art von «Arbeitsgemeinschaft» führte. Wenn Rommel später irgendetwas zur persönlichen Kenntnis des Führers bringen wollte, dann schrieb er direkt an Schmudt. Keitel und Haider argwöhnten, dass sie übergangen wurden. Aber sie hatten keine Beweise. Doch dieser Argwohn trug natürlich nicht dazu bei, ihre Beziehungen zu Rommel freundschaftlicher zu gestalten.

Dieser vertraute Umgang mit Schmudt dürfte die Erklärung sein, warum Rommel so lange an seinen Illusionen über Hitler festhielt. Schmudt duldete nie, dass man auch nur ein Wort gegen den Führer sagte. War etwas nicht so, wie es sein sollte, dann hatten eben Göring, Himmler oder Bormann etwas verbockt. Dann war es eben die Schuld von Keitel oder Jodl oder Haider. Und doch erhielt Rommel nur wenige Tage vor dem Putsch vom 20. Juli, als sich seine Beziehung zu Hitler bereits wegen seiner pessimistischen Auffassung über den Kriegsausgang merklich verschlechtert hatte, ein Telegramm von Schmudt: «Vergessen Sie nicht, dass Sie immer auf mich zählen können!» Schmudt befand sich im gleichen Raum mit Hitler, als die Bombe explodierte. Etwa zwei Monate später starb er. An seinen Verletzungen? So hiess es. Rommel hatte leise Zweifel.

Inzwischen war es Rommel gelungen, der Militärzensur ein Schnippchen zu schlagen. Wie viele jüngere und manche ältere Offiziere, die sich natürlich streng an die Dienstvorschriften halten sollten, hatte Rommel den begreiflichen Wunsch, seine Frau wissen zu lassen, wohin es nun ginge. Er schrieb also gleich nach seiner Ernennung zum Kommando in Afrika: «Nun kann ich endlich etwas gegen meinen Rheumatismus tun.» Der Sinn dieser Worte war nicht schwer zu verstehen, da sich Frau Rommel an den Ausspruch des Arztes erinnerte, der ihren Mann während des Feldzugs in Frankreich wegen Rheumatismus behandelt hatte: «Herr General, was Sie braudien, ist Sonne ... Afrika würde Ihnen gut tun!» Nach seiner Abmeldung in Berlin konnte Rommel doch noch rasch für ein paar Stunden zu seiner Familie fahren. Dann ging es mit Schmudt nach Rom, nach Afrika. «Herr General, was Sie brauchen, ist Sonne!» Der treue und verlässliche Aldinger folgte mit dem Gepäck.

SECHSTES KAPITEL
AUF SAND GEBAUT

I. Rommel gegen Wavell

Rommel war etwas über zwei Jahre in Afrika. Ohne Schwierigkeit können wir seine Glückskurve mit ihrem Auf und Ab verfolgen (und unsere eigene Kurve, die genau entgegengesetzt verläuft). Zunächst steigt die Kurve bei Rommel scharf und dramatisch nach seinen ersten Siegen im April 1941. Dann ein leichter Abfall der Kurve am 1. Mai, als die Eroberung von Tobruk scheitert. Dieser Misserfolg wird mehr als ausgeglichen durch Abwehrerfolge gegen General Wavells kleinere Offensiv-Vorstöße Mitte Mai und Mitte Juni. Dann geht es Ende November und Anfang Dezember in rascher Folge auf und ab, hin und her. Jetzt sehen die Kurven aus wie die Aufzeichnungen auf einem Seismographen, der vor lauter Erdbeben plötzlich den Kopf verloren hat. Und dann fällt die Kurve lang und steil ab. General Auchinleck und General Ritchie haben Rommel nach allen Regeln der Kunst geschlagen und ihn an die Grenze der Cyrenaica zurückgetrieben. Als das Jahr zu Ende geht, steht Rommel wieder an seiner alten Grundlinie. Doch im Januar und Februar 1942 steigt Rommels Kurve erneut rasch und steil. Unerwartet setzt er zum Gegenangriff an. Wir werden bis nach Gazala zurückgedrängt. Nun ist Rommel nur noch ein Drittel hinter der Kurvenspitze zurück, die er im April des Vorjahres erreichte.

Ende Mai, nach einem kurzen anfänglichen Absinken, das nur wenige Tage andauert, aber leicht zu einem Abrutschen in eine Katastrophe hätte führen können, hebt sich die Kurve wieder. Sie steigt... steigt... und steigt. Rommel steht vor Tobruk. Der Vormarsch geht weiter. Die ägyptische Grenze wird überschritten. Der Vormarsch geht über Marsa-Matruch, Bagush und El Daba. Bis nach Alamein. Bis zu den Toren von

Alexandria. Die Kurve hat ihren höchsten Punkt erreicht. Doch Rommel wird bei Alamein von Auchinleck gehalten. Und nun beginnt, fast unmerkbar und doch unheilverkündend, ein allmähliches Abgleiten. Montgomerys Siege bei Alam Haifa im August und bei El Alamein Anfang November treiben die Kurve unaufhaltsam weiter nach unten. Die Kurve fällt... und fällt, bis am 12. Mai 1943 die Überlebenden des Afrika-Korps in Tunesien die Waffen strecken. Zwei Monate zuvor ist Rommel nach Deutschland geflogen, um von Hitler die Erlaubnis zu erwirken, wenigstens seine Soldaten retten zu dürfen. Vergeblich ...

Das Diagramm ist klar und einfach. Die Schlachten sind es nicht. Doch ich glaube, es hätte wenig Sinn, sie in allen Phasen und mit allen Einzelheiten erneut zu schildern. Wer unbedingt wissen will, wo sich die 4. Panzerbrigade in den frühen Morgenstunden des 26. November 1942 befand, der kann alles, was er wissen will, aus amtlichen historischen Publikationen erfahren und aus den Schriften, die sich eingehend mit der Geschichte der einzelnen Divisionen befassen. Wer aber in grossen Zügen ein Bild der Kämpfe gewinnen will, dem rate ich, Alan Moorehead's «African Trilogy» (Afrikanische Trilogie) zu lesen oder die Bücher, die von anderen ausgezeichneten Kriegsberichterstellern geschrieben wurden, die die britischen Streitkräfte in der Westlichen Wüste begleiteten. Ihre Bücher, die unter dem Eindruck des unmittelbaren Erlebnisses geschrieben wurden, haben die besondere Atmosphäre des Wüstenkrieges festgehalten. Und doch können natürlich in diesem Buch, das sich mit «Rommel vom Afrika-Korps» befasst, die Schlachten in Nordafrika nicht völlig übergangen werden. So muss ich den Leser bitten, noch einmal den Marsch über ein Gelände anzutreten, das ihm längst bekannt ist, den Marsdi über die alte Küstenstrasse und über die alten ausgetretenen Wüstenpfade. Doch vielleicht ist es eine Abwechslung für den Leser, dass er nun einen Teil der Wegstrecke in einem deutschen Lastwagen zurücklegen kann.

Als ich Alan Moorehead erzählte, ich hätte die Absicht, dieses Buch zu schreiben, sagte er, es wäre sicher ganz gut, einmal mit dem deutschen Kriegsmaler Wessels zu sprechen.

Wessels war mit Rommel in Afrika und Moorehead hielt seine Wüsten-Aquarelle für die besten, die er gesehen hatte. Leider hatte er seine Adresse verlegt. Ehe er sie finden konnte, war ich bereits auf der Fahrt nach Deutschland, um mich einige Zeit bei den 10. Husaren in Iserlohn aufzuhalten und von dort aus einmal selbst Umschau zu halten. Kaum kam ich in Iserlohn an, da sagte mir der Kommandeur der 10. Husaren, auch einer von den «Stammgästen» unseres alten italienischen Kriegsgefangenenlagers Campo P.G. 29: «Hätten Sie Lust, einen deutschen Kriegsmaler kennenzulernen, einen Herrn Wessels, der mit Rommel in Afrika war? Er lebt hier in Iserlohn.»

Noch am gleichen Nachmittag traf ich Wessels. Er ist wirklich ein ausgezeichnete Maler. Als Mensch äusserst sympathisch. Als ich ihm von meinem Plan erzählte, fragte er: «Wissen Sie, dass General von Eisebeck, eine Zeit lang Kommandeur der 15. Panzerdivision in der Wüste, und General von Ravenstein, Kommandeur der 21. Division, gleich um die Ecke leben nur ein paar Schritte von hier?»

Ich hatte eigentlich nie viel Umgang mit Deutschen, wenn man davon absieht, dass ich in zwei Kriegen gegen sie im Felde stand. Ganz gewiss hatte ich nie einen deutschen General kennengelernt, von Rommel abgesehen. Aber das war gewissermassen «dienstlich» und die ganze Begegnung hatte nur ein paar Sekunden gedauert. Meine Abneigung gegen eine Kaste, die dafür verantwortlich war, dass ich zehn Jahre meines Lebens mit einer geisttötenden und in keiner Weise lohnenden Beschäftigung zubringen musste, ist mindestens so stark wie die anderer Leute. Doch ich muss zugeben, dass mir beide Generale gut gefielen.

General von Eisebeck ist ein ruhiger, älterer Mann, der still für sich im obersten Stockwerk in einem kleinen Raum lebt, der zugleich als Schlafzimmer und Wohnzimmer dient. An den Wänden hingen Bilder aus dem 17. und 18. Jahrhundert, Bilder seiner Vorfahren. Er wirkte auf mich etwas rührend, fast wie ein militärischer «Mr. Chips». Bei Tobruk war er 1941 durch einen Bombensplitter im Gesicht verwundet worden. Nach seiner Genesung kam er an die russische Front. Dann wurde er nach dem Juli-Putsch verhaftet und in ein

Konzentrationslager gebracht. Ob er glücklich ist, mit dem Leben davongekommen zu sein? Vielleicht... Sofern ein General, der vorzeitig gealtert und gebrechlich ist, der keine Pension, keinen Beruf, keine Interessen ausserhalb der Armee hat, glücklich sein kann, heute in Deutschland zu leben.

General von Ravenstein, der gleich gegenüber wohnte, stammte zwar ebenso wie General von Eseebeck aus einer alten aristokratischen Familie. Aber er war ein gänzlich anderer Typ. Straff und rüstig. Hager, doch gut aussehend. Ein richtiger Gardeoffizier, dem man nicht anmerkte, dass er bereits in den Fünfigern stand. Wäre man ihm in London begegnet, hätte man ihn in seinem gutgeschnittenen blauen Anzug, mit auf Glanz polierten Schuhen und einer Perlennadel im Schlips lässig in die Eingangshalle des Gardeklubs oder Kavallerieklubs schlendern sehen, so hätte man ihn gewiss für einen jüngeren erfolgreichen General gehalten. Nach den Katastrophen zweier Kriege wirkte er körperlich und geistig «fit» genug für einen dritten. In beiden Kriegen hatte er sich ausgezeichnet. Im Juni 1918, anderthalb Jahre nach Rommel, erhielt er den Pour le Merite für Tapferkeit vor dem Feinde. Nach dem ersten Weltkrieg nahm er seinen Abschied und wurde Leiter eines Nachrichtenbüros in Duisburg. Dann kamen die Nazis und warfen ihn heraus. 1939 trat er wieder ins Heer ein. Als Oberst. Er befahl eine Panzereinheit in Polen. Im März und April 1941 kämpfte er in Bulgarien und Griechenland. Dann kam er als Kommandeur eines Panzerregiments der 21. Panzerdivision nach Nordafrika. Vor der Schlacht am Hal-faya-Pass und bei Sollum im Juni 1941 wurde ihm das Kommando über die Division übertragen.

Ravenstein war es, der am 24. und 25. November 1941 die Angriffsspitze bei Rommels berühmtem Durchbruch führte. Einige Tage später fand seine Karriere in der Wüste ein etwas jähes Ende. In den frühen Morgenstunden des 28. November fuhr er aus Versehen mitten in die Neuseeländische Division hinein. «Es war eine scheussliche Situation», erzählte er mir. «Ich hatte unsere Stabskarte bei mir, auf der alle Gliederungen unserer Truppen verzeichnet waren. Ich hatte keine Zeit mehr, die Karten zu vernichten! Als ich sah, dass es keinen Ausweg mehr gab, beschloss ich, mich «Oberst Schmidt» zu

nennen. Vielleicht würden sie meine Rangabzeichen nicht beachten. Doch dann wurde ich zu General Freyberg geführt. Sie wissen doch, wie wir Deutsche uns vorstellen? Ich schlug also die Hacken zusammen, machte eine Verbeugung und eh' ich mich versah, hatte ich schon meinen Namen geschnarrt: General von Ravenstein!»

Der General kam dann schliesslich als Kriegsgefangener nach Kanada. Unterwegs versuchte er den Transporter zu kapern. Der Anschlag hätte durchaus glücken können, wurde aber im letzten Augenblick vom Kapitän entdeckt. Als ein «Ex-POW», der selbst einige Zeit das «Ausreisskommando» in einem Lager unter sich hatte, konnte ich von Ravenstein nur meine kollegiale Anerkennung bezeugen. Er kam erst 1948 aus der Gefangenschaft zurück. Doch er habe sich über nichts zu beklagen, sagte er mir. Die Behandlung war muster-gültig. Nach Einstellung der Feindseligkeiten hatte man ihm nahezu unbeschränkte Freiheit gewährt. «Nichts war knapp», sagte er. «Ich kann Ihnen sogar eine gute Importe anbieten. Ein paar Kisten sind noch übriggeblieben.» General von Ravenstein lebt jetzt behaglich in seinem eigenen Haus in Iserlohn, das er allerdings mit zwei anderen Familien teilen muss. Er besitzt einige gute alte Möbel. Auch in seiner Wohnung hängen Familienbilder an den Wänden. Seine Frau, eine portugiesische Gräfin mit grossem Charme, spricht noch besser Englisch und Französisch als ihr Mann. General von Ravenstein hat auch wieder einen Beruf. Er ist wieder Leiter seines Nachrichtenbüros in Duisburg. Alles in allem ist es ihm also nicht gerade schlecht ergangen. Da er kurz vor seiner Gefangennahme der 4. indischen Division (und auch mir) eine höchst unangenehme Zeit in Sidi Omar bereitet hat, will ich ihm ein Foto schicken, das wir damals bei seinem erfolglosen Angriff machten. Auf dem Bild sieht man sieben seiner Panzer in Flammen.

Und wieder ein anderer Typ als von Ravenstein ist General Fritz Bayerlein. Ich lernte ihn auf etwas formellere Art kennen. Durch die liebenswürdige Vermittlung der amerikanischen Historischen Abteilung in Frankfurt. Er ist von unter-setzter Figur, zäh und agil wie ein Foxl, mit Energie geladen, voll Begeisterungsfähigkeit. General Bayerlein ist noch jung,

er ist 50 Jahre alt. Im ersten Weltkrieg kämpfte er bereits mit 16 Jahren als Kriegsfreiwilliger gegen die Engländer. Er nahm im März 1918 an den Ypern-Kämpfen um den Kemmelberg teil. Im Sommer kämpfte er in den grossen Entscheidungsschlachten an der Somme. Bei Bapaume und bei Cambrai. Nach dem Krieg hatte er zunächst nicht die Absicht, Soldat zu bleiben. Aber da er nichts Besseres fand, trat er 1921 wieder ins Heer ein. Von 1932 bis 1935 war er an der Kriegsschule. Dann wurde er zur Panzerwaffe versetzt.

Mit Ausnahme von Rommel hat wohl niemand auf deutscher oder englischer Seite länger aktiv an den Kämpfen in der Westlichen Wüste teilgenommen als General Bayerlein. Er kam im Oktober 1941 nach Afrika, nachdem er vorher unter Generaloberst Guderian bei den Panzertruppen im Osten gestanden hatte. Er verliess Afrika erst im Mai 1943, kurz vor Beendigung des Feldzugs, als er verwundet in die Heimat zurückgeflogen wurde. Diese 19 Monate waren eine Zeit fast pausenloser Kämpfe gewesen. Bis zum Mai 1942 war er ja beim Afrika-Korps. Nach General Gause's Verwundung wurde er stellvertretender Chef des Stabes bei Rommel. (Rommel war zunächst nur Befehlshaber des Afrika-Korps, erhielt dann aber, im Sommer 1941, das Kommando der Panzergruppe Afrika, zu der auch zwei italienische Korps gehörten.) Diese Stellung hielt Bayerlein bis zum Schluss – mit Ausnahme der fünf wirren und wilden Wochen, als er nach Gefangennahme von General von Thoma bei El Alamein das Afrika-Korps während des Rückzugs führte.

Ich hätte wohl kaum einen besseren Fachmann für alle Fragen des nordafrikanischen Feldzugs finden können. Und doch erzählte mir General Bayerlein, als wir in Oberursel in einer Baracke der US-Vernehmungsstelle sassen und die uns so vertraute Karte der Wüste von Agedabia bis Alamein entfalten, es sei nun das erste Mal, dass ihn jemand über Afrika frage. Ich sei der erste englische Offizier «von der anderen Seite», den er getroffen habe. Er wusste auch genau über Rommel Bescheid. Nicht nur hatten sie beide all diese Monate in der Wüste eng zusammengelebt. Er kannte Rommel auch schon von früher. Von der Infanterie-Schule in Dresden. Aus den Jahren 1930–33. Bayerlein und ich waren den ganzen

Tag zusammen. Immer wieder warf einer von uns die Frage ein: «Erinnern Sie sich noch ...?» Ich glaube, ich muss mich entschuldigen, dass ich deutsche Generale gern mag. Wahrscheinlich sollte ich das nicht. Aber als der Tag zu Ende ging, mochte ich General Bayerlein wirklich gern. Von ihm, General von Eisebeck und General von Ravenstein – und nachher noch von anderen – erhielt ich ein Bild des afrikanischen Feldzugs ... «von der anderen Seite».

*

In einem früheren Kapitel dieses Buches habe ich erwähnt, dass sich General Wavell oder sein Stab bei der Zeit-Raum-Berechnung irrten, als sie annahmen, Rommel würde im Frühjahr 1941 nicht so rasch zum Angriff bereit sein, wie er es tatsächlich war. Dieser Irrtum erhöhte nicht gerade die Popularität unseres Oberkommandos. Aber dieser Fehlschluss erscheint verzeihlicher, wenn wir uns vor Augen halten, dass Rommel nicht nur die Offiziere unseres Nachrichtenstabes überraschte, sondern auch seine eigenen Vorgesetzten in Berlin. Rommel griff am 31. März an. Erst am 21. März hatte er vom OKH Weisung erhalten, einen Plan für die Rückeroberung der Cyrenaica auszuarbeiten, der spätestens am 20. April vorgelegt werden sollte. Die Weisungen vom OKH mahn-ten zu grösster Vorsicht bei der Planung. Angesichts starker britischer Kräfte sollte er nicht über Agedabia hinaus vorstossen, ehe nicht die 15. Panzerdivision eingetroffen sei. Haider und sein Stab würden gewiss eine oder zwei Wochen damit verbracht haben, Rommels Plan kritisch und mit unfreundlichem Blick unter die Lupe zu nehmen. Aber sie kamen nicht dazu. Neun Tage, bevor der Plan im OKH fällig war, hatte Rommel die gesamte Cyrenaica zurückerobert. Nur Tobruk hielt noch stand. Rommel stand an der ägyptischen Grenze. Er war viel weiter vorgestossen, als man ihm bei Genehmigung seines Planes durch das OKH erlaubt haben würde. Selbst den Führer hatte Rommel übergangen. Am 3. April erhielt er einen Funkpruch von Hitler. Er solle vorsichtig sein. Er solle vor dem Eintreffen der 15. Panzerdivision keinen Grossangriff führen. Vor allem solle er seine Flanke nicht durch eine Wendung in Richtung auf Bengasi gefährden. Den letzten Teil

des Funkspruches konnte Rommel mit ruhigem Gewissen unbeachtet lassen. An dem Tage, da Hitler ihm funkte, war Bengasi bereits von britischen Truppen evakuiert worden. Und die 15. Panzerdivision? Nun, sie war gerade im Begriff zu landen. Man konnte also sagen, sie sei bereits «eingetroffen».

«Ich glaube mit Bestimmtheit», schreibt ein äusserst fähiger englischer Offizier, der damals beim Nachrichtenstab in Kairo war, «dass man damals bei uns die Lage nach den üblichen militärischen Methoden analysierte. Man verglich die eigene Kampfstärke mit der Kampfstärke des Gegners. Zeit und Raum und alle üblichen Faktoren wurden berücksichtigt. Auf Grund dieser eingehenden Lageprüfung musste Rommels Angriff scheitern. Theoretisch stimmte alles. Aber unglücklicherweise spielte Rommel Hazard – und gewann. Nach militärischer Schulweisheit hätte er nicht so früh angreifen sollen ...»

Dieser Ansicht dürfte Generaloberst Haider sicher zugestimmt haben.

Den gleichen Standpunkt vertritt Brigadegeneral Williams, später Montgomerys Nachrichtenchef, der damals Truppenführer bei den Gardedragonern war, dem Aufklärungsregiment der 2. Panzerdivision. «Ich persönlich bin der Ansicht», erklärt Brigadegeneral Williams, «dass Rommel zunächst einmal vorfühlte. Dann fand er, dass Agheila leicht zu nehmen war. (Daran erinnere ich mich selbst auch nur allzu gut, denn ich befand mich damals in dem Fort und musste mich schleunigst «verdrücken».) Nach Einnahme von Agheila entwickelte sich eine gut geplante Aufklärung zu einer erfolgreichen Offensive ... Unter keinen Umständen hätte es Rommel wagen dürfen, so früh zum Angriff gegen uns anzusetzen, wie es tatsächlich geschah»

Das war Rommels erster Auftritt auf der Kampf Bühne der Wüste. Das Tempo, mit dem er die Cyrenaica überrannte, machte selbst auf «Leute vom Fach» Eindruck. Noch bitterer war der Eindruck, den dieser Vorstoss auf die breite Öffentlichkeit machte, die Erfolge nur nach dem Raumgewinn auf der Karte bewertet. Aber im Wüstenkrieg spielen Raumgewinne nur eine untergeordnete Rolle. Der Wüstenkrieg folgt mehr den Gesetzen des Seekriegs als den Gesetzen des Landkriegs. Nachdem der Panzerschutz des Gegners durchbrochen

war, konnte die siegreiche Panzerflotte so weit und so rasch durch das «Wüstenmeer» vorstossen, wie es die Vorräte an Treibstoff und die Wüstenpfade erlaubten. Weit alarmierender als der Raumgewinn war der Umstand, dass die deutschen Panzer an Gefechtswert überlegen waren. Diese Überlegenheit hielt an, bis – noch vor El Alamein – unsere Sherman-Panzer eintrafen. Die anfängliche Überlegenheit der deutschen Panzer an Gefechtswert wurde weder von unserem Generalstab noch von unserem Kriegskabinett berücksichtigt, die immer davon ausgingen, Qualitätsmängel könnten durch Quantität ausgeglichen werden. Aber zumindest in der Wüste bewährte sich diese Theorie nicht. Rommel hatte nur eine winzige Panzertruppe zur Verfügung, die er mit ungewöhnlichem Mut und Geschick einsetzte. Natürlich verfügte er auch über die grösste Erfahrung. Er hatte bereits eine Panzerdivision in den Kampf geführt und eine Woche Krieg zählt mehr als sechs Monate Manöver. Ihm standen unerfahrene Truppen gegenüber und Kommandeure, die nicht einmal an grösseren Manövern teilgenommen hatten, einfach weil wir damals zu wenig Panzer besaßen. Mit einem Wort, Rommel verstand sich besser auf den Panzerkrieg. Und das galt auch für seine Panzertruppen. So kam es auf die zahlenmässige Stärke nicht an. «Mit besseren Waffen mussten sie uns schlagen». Brigadegeneral Williams erklärt: «Ich glaube nicht, dass wir Rommel damals leicht hätten aufhalten können. Wir hatten nur leichte Pak und einen Haufen ausgeleierter Panzer». Aber selbst frisch vom Fliessband wären sie den deutschen Panzern unterlegen gewesen.

Auf strategischem Gebiet fand Rommel einen ebenbürtigen Gegner in General Wavell. Es war unter den gegebenen Umständen ein kühner Entschluss, Tobruk zu halten. «Die aktive Verteidigung der Garnison von Tobruk bildete eine Gefahr für das rückwärtige Gebiet des Gegners. Es war anzunehmen, dass sein Vormarsch dadurch behindert würde.» Und das war tatsächlich der Fall. Wahrscheinlich wurde Ägypten durch Tobruk gerettet. Rommel sprach zu seinem Sohn immer von Wavell als einem grossen Feldherrn, einem «militärischen Genie». In Rommels Bibliothek sah ich neben vielen, meist noch unaufgeschnittenen, Widmungsexemplaren von Schrif-

ten über Nordafrika, Büchern von Frobenius und anderen Verfassern ein zerlesenes schmales Bändchen: «Der Feldherr» von General Sir A. Wavell. (Die deutsche Übersetzung dieser Schrift war 1942 in Zürich erschienen.)

Auch Rommel erkannte die Bedeutung Tobruks. Kaum waren seine Streitkräfte durch die 15. Panzerdivision verstärkt worden, da setzte er bereits am 1. Mai zum Grossangriff an. Wie Hauptmann Aldinger behauptet, besaßen die Italiener den Gesamtplan der Verteidigungswerke von Tobruk, den sie schliesslich ja selbst entworfen hatten. Aber sie bestritten es. Jedenfalls rückten sie nicht mit dem Plan heraus. Doch ob nun diese Geschichte stimmte oder nicht, auf alle Fälle war die 9. australische Division keine Truppe, die sich von Rommel oder sonst jemandem einschüchtern liess. Diese Art Kampf, wie sie jetzt erforderlich war, wo es auf die Zähigkeit und Entschlusskraft kleiner Kampfgruppen und jedes Einzelnen ankam, war gerade das, was den Australiern am besten lag. Rommel bekam «eins aufs Dach». Er wurde unter schweren Mannschafts- und Panzerverlusten zurückgetrieben. Das OKH nutzte diesen Rückschlag aus, um ihn daran zu erinnern, «vordringliche Aufgabe des Afrika-Korps sei die Besetzung der Cyrenaica, gleichviel ob mit oder ohne Tobruk, Sollum und Bardia». Ein weiterer Vormarsch nach Ägypten sei nur von sekundärer Bedeutung.

Mitte Mai, bevor noch die neuen Panzer aus England ausgeladen werden konnten, glaubte General Wavell, es biete sich «eine einmalige Gelegenheit, die gegnerischen Vortruppen an der ägyptischen Grenze bei Sollum unter günstigen Bedingungen anzugreifen». In einer Aktion, deren Kampfziel von vornherein begrenzt war, wurden unter Einsatz einer kleinen Zahl von Panzern vom Muster «Cruiser» und «I» Sollum und Capuzzo erobert. Am nächsten Tag liess Rommel seine eigenen Panzer im Vollverband anrücken und zwang die britischen Kräfte zum Rückzug. Am 27. Mai drängte uns Rommel aus dem Halfaya-Pass, der einzigen Stelle ausser Sollum, wo Panzer die 60 m hohen Dschebelhänge hinauffahren können, die sich etwa 80 km nach Südosten in die Wüste erstrecken.

General Wavell hatte noch immer die Absicht, die Cyrenaica zurückzugewinnen, zumindest bis Tobruk. Überdies wurde er gedrängt, «ehestens zum Angriff vorzugehen». Es ist nicht schwer zu raten, wer ihn von London aus anstachelte. Wavell verfügte nun über genügend neue Panzer, um die 7. Panzerdivision aufzufüllen, die seit dem Sieg über Graziani nicht mehr im Einsatz gestanden hatte. Die Division hatte so sehr unter dem Mangel an Kampfwagen und Gerät, vor allem Funkgerät, gelitten, dass nicht einmal die Ausbildung der Panzermannschaften fortgeführt werden konnte. Einige der neuen Panzer, mit denen die Division jetzt aufgefüllt wurde, waren von einem Muster, das man bisher im Kampfraum Mittelost noch nicht kannte. Andere Panzer mussten überholt werden. Alle brauchten Sandfilter und neue Tarnfarben. «Die Besatzungen kannten sich untereinander ebensowenig wie sie ihre Panzer kannten.»

Man schätzte, dass die Deutschen über 220 mittelschwere und 70 leichte Panzer verfügten. Wir hatten insgesamt etwa 200 Panzer. So war der Entschluss anzugreifen zumindest ein äusserst kühner Entschluss. Ausserdem musste General Wavell versuchen zwei Panzerbrigaden zusammenzufassen. Die eine Brigade war mit Cruiser-Panzern ausgerüstet, die einen Fahrbereich von 130-160 km bei einer Geschwindigkeit von 24 bis 32 Stundenkilometern hatten. Die andere Brigade bestand aus I-Panzern mit einem Fahrbereich von nur 64 km bei einer Marschgeschwindigkeit von 8 Stundenkilometern. Es war, als ob mau Hase und Igel zusammenspannte. Und obendrein hatten die Deutschen noch eine Überraschung parat: das 8,8 Geschütz, ein Hochleistungsgeschütz zur Flugabwehr, das mit Panzergranaten auch als Pak eingesetzt werden konnte. Diese Granaten gingen durch unsere Panzer wie durch Butter. In Rommels Kriegstagebuch der «Gespensterdivision» wird mit Bestimmtheit erklärt, dass das 8,8 Geschütz bereits bei Arras gegen die Engländer eingesetzt wurde. Mit gleicher Bestimmtheit wird von Seiten des britischen Nachrichtendienstes erklärt, dass dies nicht der Fall war und dass wir zum ersten Mal am 16. Juni 1941 in der Westlichen Wüste auf dieses neuartige Geschütz stiessen. Auf alle Fälle war die 8,8 Flak eine höchst unangenehme Waffe und bis zum Ende des Krieges blieb sie

für Panzerkommandeure – und nicht nur für sie – eine Art Schreckgespenst.

Der Angriff, der bei der Planung mit dem Deckwort «*Operation Battleaxe*» (Operation Streitaxt) bezeichnet wurde, führte schliesslich nach einigem Anfangserfolg zu einem argen Fehlschlag. Wir verloren rund 100 Panzer. Und diesen Verlust erlitten wir zu einer Zeit, da einige von uns ohne Panzer und ohne Fliegersicherung von den Panzern und Flugzeugen der Vichy-Franzosen durch Syrien gejagt wurden. So waren wir naturgemäss etwas verstimmt, als wir erfuhren, man habe bei dieser «*Operation Battleaxe*», die wir als höchst überflüssige Aktion ansahen, 6 Jagdstaffeln, 4 Kampfstaffeln und 200 Panzer eingesetzt. Es war daher besonders interessant für mich, als ich nun von General von Eisebeck, General von Ravenstein und von Aldinger hörte, und zwar unabhängig voneinander, dass Rommel unsere Offensive damals sehr ernst nahm und als überaus gefährlich betrachtete. General von Ravenstein ist der Ansicht, wir hätten damals den Fehler gemacht, «unseren Panzerangriff vor allem gegen die einzige starke Position, den Halfaya-Pass, zu richten.» Auch hätte seiner Ansicht nach die Schwenkung um das Süden der Dschebelhänge viel weiter ausgreifen müssen. Nun, wir hätten damals gewiss den Halfaya-Pass in Ruhe gelassen, wenn wir eine Ahnung von den 8,8-Kampfständen gehabt hätten. Und was die Schwenkung betrifft, so war es eben die unglückliche Zusammensetzung unserer Panzer, die dazu führte, dass unsere I-Panzer mit ihrem begrenzten Fahrbereich scharf nach Norden bereits auf Capuzzo eindrehen mussten, während der Rest der 7. Panzerdivision an ihrer Flanke weiter ausholen konnte. Immerhin können wir nachträglich mit einer gewissen Befriedigung feststellen, dass «*Battleaxe*» dem Gegner einige sorgenvolle Stunden bereitet hat.

Von Aldinger hörte ich eine seltsame Geschichte aus dieser Zeit. Als wir in Syrien einmarschierten, stritten die Franzosen energisch ab, dass sie die Deutschen unterstützten. Sie leisteten unserem Vormarsch nur deshalb Widerstand, so erklärten sie, weil wir in französisches Gebiet eingedrungen seien. Sie würden sich einer Invasion von deutscher oder anderer Seite genau so entgegengestellt haben. Ich kann mich noch genau an

diese Argumente erinnern. Vor Mezza bei Damaskus wurde damals mein Wagen zusammengeschossen. Ich verbrachte drei Tage in der Gefangenschaft und verschiedene Stabsoffiziere im französischen Hauptquartier trugen mir diese Argumente mit grossem Nachdruck und offenbar auch mit voller Aufrichtigkeit vor. Ob die Dinge wirklich so lagen, habe ich nie feststellen können. Uns wurde erklärt, die Franzosen hätten deutsche Flugzeuge aufgetankt, die auf der Fahrt nach dem Irak waren, um Rashid Ali's Aufstandsbewegung zu unterstützen. Damals schien es so, als ob nur ein paar Deutsche in Zivil in Damaskus und Beirut herumspukten. Nun erzählte mir Aldinger, dass ein französisches Flugzeug unmittelbar vor Beginn der «*Operation Battleaxe*» in Bardia landete. Der französische Flugzeugführer wurde sofort zu Rommel geführt. Blieb dort über eine Stunde. Dann flog er wieder ab. Wenn das stimmt – und Aldinger verbürgt sich für diese Geschichte –, dann kam der französische Offizier vermutlich im Auftrage von General Dentz, Oberbefehlshaber der Vichy-Streitkräfte.

*

Der Rest des Sommers verlief ruhig. Beide Parteien suchten ihre Front zu verstärken. Dabei war Rommel im Nachteil. Das OKH hatte die Augen auf Russland gerichtet. Nordafrika interessierte nicht. Vielleicht würde man eines Tages eine Offensive gegen den Suezkanal führen. Vielleicht sogar gegen Iran. Aber das hatte Zeit. Man konnte damit bis zur Niederwerfung Russlands warten. Dann würde man durch Anatolien und den Kaukasus vorstossen. Die deutsche Armee in Libyen würde dabei nur Hilfsstellung geben – und dazu würden sicher keine neuen Divisionen benötigt werden. Inzwischen müsse sich Rommel, da man ohne ein Vorgehen gegen Malta nichts für seine Versorgung tun könne, einstweilen auf die Eroberung von Tobruk beschränken. Bei Erfolg dieses Unternehmens sollte er aber nicht in Ägypten einmarschieren, sondern bei Sollum haltmachen. Bei einem Scheitern der Angriffe auf Tobruk müsse er einen Rückzug nach Gazala ins Auge fassen.

Englische und deutsche Militärsachverständige haben Rommel oft als einen blossen militärischen Opportunisten bezeich-

net, als einen Taktiker, der nichts von strategischen Dingen verstand. Nun mag es wohl zutreffen, dass Rommel mehr ein Meister der «grossen Taktik» als der «grossen Strategie» war. Aber wenn er von strategischen Dingen nichts verstand und unfähig war, selbst strategische Grundgesetze zu erfassen, dann erscheint es doch höchst seltsam, dass man ihn an die Kriegsschule in Potsdam berief. Und noch seltsamer wäre es, wenn er in all den Potsdamer Jahren nichts auf strategischem Gebiet gelernt hätte.

In Nordafrika bewies er jedenfalls grössere strategische Weitsicht als die meisten Berufsstrategen. Wir haben bereits seinen Plan für die Eroberung des Suezkanals erwähnt, den er im Juli 1941 dem OKH unterbreitete. General von Ravenstein erzählte mir nun, dass Rommels Pläne tatsächlich noch weiter gingen. Der Vormarsch zum Suezkanal sollte nur Auftakt zu einem weiteren Vorstoss auf Basra sein mit dem Ziel, die amerikanischen Materiallieferungen für Russland abzustoppen, die durch den Persischen Golf geleitet wurden. Seine eigene Versorgung hoffte Rommel nach der ersten Phase dieser Operation auf dem Weg über Syrien sicherzustellen. Sollte im Übrigen in Russland und in Nordafrika alles planmässig verlaufen, so rechnete er damit, dass man die Türkei dazu bringen könne, auf deutscher Seite in den Krieg einzutreten. Gelang das nicht, dann müsste die Türkei eben angegriffen und besiegt werden.

Ehe man einen solchen Plan als phantastisch verwirft, wie es das deutsche Oberkommando tat, das nur den ersten Teil dieses Planes kannte, empfiehlt es sich, den amtlichen Bericht von General Auchinleck zu lesen (Dispatch Nr. 38177), der sich mit den Ereignissen im Kampfraum Mittelost in der Zeit vom 1. November 1941 bis zum 15. August 1942 befasst. Man wird dann sehen, was wir damals wirklich noch an Kräften hatten, um Syrien zu halten, nachdem die Vichy-Franzosen kapituliert hatten; wie schwach unsere Kräfte im Irak und in Iran waren; wie leicht Cypern vor dem Spätsommer 1942 jederzeit von Fallschirmjägern hätte erobert werden können. Man wird dann sehen, wie General Auchinleck zu dieser Zeit ständig um seine Nordflanke besorgt war. Zwar rechnete er mit einem Angriff aus anderer Richtung. Durch den Kaukasus. Aber

gleichviel aus welcher Richtung der Offensivstoss erfolgte, so waren wir doch damals zu schwach, um einem solchen Angriff standzuhalten, wenn er unter Einsatz starker Kräfte geführt wurde. Bei Beurteilung dieses Rommel-Planes darf man auch nicht vergessen, welche Mengen an Material und Gerät Russland tatsächlich auf der Route über den Persischen Golf erhielt.

Und was Malta betraf, so erklärte Rommel ständig seinem Stab (und später seiner Frau und seinem Sohn), er könne es einfach nicht begreifen, warum in aller Welt das Oberkommando nicht endlich daran ginge, Malta zu nehmen. Im Sommer 1941, glaubte Rommel, wäre die Eroberung Maltas jederzeit möglich gewesen. Durch Luftlandetruppen, die unter Nebelschutz abgesetzt werden. Da im August 1941 bereits 35% seines Nachschubs und seiner Verstärkungen versenkt wurden und im Oktober sogar 63%, hatte Rommel ein persönliches Interesse an der Ausschaltung Maltas. Doch erst Ende 1941, als die Schiffsverluste zu etwa 75% anstiegen, erwachte das OKW aus seinem Dornröschenschlaf. Plötzlich erkannte man Maltas Bedeutung für die Beherrschung des Mittelmeers. Nun wurden U-Boote und leichte Flotteneinheiten eingesetzt. Auf Sizilien wurde die Luftwaffe verstärkt. Das Ergebnis war, dass Anfang 1942, zu dem Zeitpunkt also, für den Rommel seine Offensive geplant hatte, der zentrale Mittelmeerraum nahezu von deutschen See- und Luftstreitkräften beherrscht wurde. (Einen Anteil an diesem Erfolg haben auch die jungen Italiener, die sich ihren Weg in den Hafen von Alexandria bahnten und dort die beiden einzigen britischen Schlachtschiffe, die «Queen Elizabeth* und die «Valiant*, an ihren Ankerplätzen versenkten.)

Doch man hatte bereits zu lange gezögert, Rommel die angeforderten zusätzlichen Divisionen zu senden. Ja, allem Anschein nach hatte man überhaupt nie die Absicht es zu tun. Obwohl man nun Malta neutralisiert und - wie Kesselring glaubte - «als Flottenstützpunkt ausgeschaltet» hatte, wurden doch keinerlei Anstalten getroffen, um Malta zu nehmen. Erst Ende April 1942 gab Hitler auf Drängen Admiral Raeders und nach einer Besprechung mit Mussolini die Erlaubnis, Anfang Juni mit deutschen und italienischen Fallschirmjägern

einen Überraschungsangriff gegen Malta zu führen. («Operation Herkules».) «Wenn auch die Hinausschiebung des Angriffs auf Malta nicht zu begrüßen ist», schrieb damals der Vertreter des Oberkommandos der Kriegsmarine bei dieser Führerbesprechung, «so ist es doch wenigstens erfreulich festzustellen, dass ein zunehmendes Interesse des Führers an diesem wichtigen Kampfraum wahrzunehmen ist... Die Angelegenheit nimmt jetzt festere Formen an, nachdem sie bisher als Nebensache angesehen wurde, wobei man Siege als ein Geschenk des Himmels betrachtete, ohne dass sich irgendjemand ernsthaft um den ‚italienischen Kriegsschauplatz‘ kümmerte!»

Zweimal wurde der Angriff auf Malta abgeblasen. Anfang Juli, als es bereits fünf Minuten vor 12 war, verschob Hitler die Operation Herkules endgültig bis nach der Eroberung Ägyptens. Dabei zog er weder die Italiener noch sein Oberkommando der Kriegsmarine zu Rat. Möglicherweise besprach er die Sache mit Keitel und Jodl.

Bereits im Frühsommer 1941 hatten die höheren Offiziere beim Afrika-Korps, das gerade seine ersten Siege errungen hatte, das Gefühl: das Oberkommando behandelt Nordafrika als eine Art Nebensache ... «Eigentlich sind wir nur dazu da, um für die Italiener die Kastanien aus dem Feuer zu holen.»

Da war zum Beispiel die Frage der Unterstützung durch die Luftwaffe. Warum konnte das Afrika-Korps nicht ein paar Jagdstaffeln mehr erhalten? «Ich erinnere mich noch», sagte mir General von Eisebeck, «wie Feldmarschall Milch, Generalinspekteur der Luftwaffe, im Mai 1941 zu einer Inspektion zu uns herüberkam. Wir beteten damals alle, die Royal Air Force möchte uns doch den Gefallen tun und während seiner Anwesenheit einen «runden Angriff» fliegen. Gott sei Dank tat uns die Royal Air Force diesen Gefallen. Milch trug eine wunderschöne weiße Uniform. Es war ein wahres Vergnügen ihn im Hechtsprung in einem Deckungsloch verschwinden zusehen. Und als er wieder herauskam, war ich noch vergnügter. Er war mit seiner wunderschönen weißen Uniform in die Abfallgrube der Küche gefallen.»

Mit oder ohne Aufmunterung durch das OKH war Rommel zum Angriff entschlossen. Selbstverständlich war Tobruk

das erste Angriffsziel. «Viereinhalb Monate waren wir im Grenzgebiet von allen Störversuchen des Gegners verschont geblieben», erklärte General Auchinleck. «Das verdanken wir vor allem den Verteidigern von Tobruk, die nicht wie eine hartbedrängte Garnison nur Angriffe abwehrten, sondern mit grösstem Kampfgeist stets bereit waren, selbst zum Angriff überzugehen und die eine feindliche Streitmacht banden, die doppelt so stark war wie sie selbst. Ständig hielten sie den Gegner in Atem und zogen von April bis November vier italienische und drei deutsche Divisionen vom Einsatz im ägyptischen Grenzgebiet ab.» Die Entscheidung, Tobruk zu halten, die General Wavell in den wirren, aufregenden Stunden einer raschen und schon halbverlorenen Schlacht gefasst hatte, machte sich nun bezahlt. So lange Tobruk durchhielt, war ein Vorstoss nach Ägypten unmöglich.

Aber selbst die Erlaubnis zum Angriff auf Tobruk war nicht leicht zu erlangen. Rommel wollte Tobruk im Oktober oder November nehmen. Hitler, Jodl und Keitel wollten, dass der Versuch nicht vor Januar 1942 unternommen werden sollte. So lange sie vollauf in Russland beschäftigt waren, wollten sie in Afrika keine grösseren Kämpfe aufflackern lassen.

Die Italiener, deren Nachrichtendienst durch Agenten in Kairo und Alexandria besser informiert war als der deutsche Nachrichtendienst, hatten Kenntnis von General Auchinlecks bevorstehender Offensive. Auch sie waren gegen jede Aktion Rommels, der nominell ihrem Kommando unterstand. Luftaufklärung ergab, dass westlich Matruh die Bahnlinie vorverlegt wurde. General von Ravenstein war dabei, als man Rommel die Luftbilder zeigte. Rommel warf die Bilder auf den Boden. Gereizt sagte er: «Ich will das Zeug nicht sehen». Dann kam ein Bericht von Admiral Canaris. In einem Lazarett in Jerusalem habe ein englischer Soldat einer Krankenschwester, einer Agentin der deutschen Abwehr, mitgeteilt, dass die Engländer nun bald einen grossen Angriff gegen Rommel losschicken würden. Auf Grund dieses Berichtes wandten sich Hitler und Jodl wieder an Rommel. Er solle sich lieber ruhig verhalten, Tobruk vergessen und sich auf die Abwehr der Offensive Auchinlecks vorbereiten. (Dass diese Abwehr mit Tobruk

in englischer Hand doppelt so schwierig sein würde, scheint ihnen dabei nicht aufgegangen zu sein.)

Rommel war fest entschlossen, Tobruk zu nehmen. Er war nicht bereit, sich diesem Befehl zu fügen und flog mit General von Ravenstein nach Rom, um dort die Angelegenheit zu erörtern. Im Büro des deutschen Militärattachés General von Rintelen, dem Verbindungsoffizier zu den italienischen Militärstellen, begann Rommel zu toben. In Gegenwart von Ravenstein nannte er den armen Rintelen einen «Freund der Italiener». Dann ergriff er das Telefon und liess sich mit Jodl verbinden. «Tch höre, Sie wünschen, dass ich den Angriff auf Tobruk aufgebe», sagte er. «Ich bin wirklich ausser mir». Jodl verwies auf die englische Offensive. Rommel sagte, er werde die Offensive mit der 21. Panzerdivision, deren Kommandeur gerade neben ihm stehe, aufhalten, solange er selbst noch mit dem Angriff auf Tobruk zu tun habe. Jodl wollte auf Nummer Sicher gehen. Wie Rommel später erzählt hat, fragte er ihn: «Können Sie garantieren, dass dabei keine Gefahr besteht?» Rommel schrie in den Apparat: «Ich gebe Ihnen mein Wort darauf!» Jodl fühlte sich nun gedeckt und gab nach.

Als Angriffstermin wurde der 23. November angesetzt. Alles war fix und fertig, schon seit langem vorbereitet. Da seine Frau und Frau von Ravenstein nach Rom gekommen waren, beschloss Rommel noch bis zu seinem Geburtstag am 15. November zu bleiben. Die beiden Damen sahen sich Rom an. Von Ravenstein erinnert sich noch, wie sie eines Tages zum Essen ins Hotel Eden zurückkamen, noch ganz erfüllt von den Wundern der Peterskirche. Still sass Rommel da und hörte zu. Dann griff er in das Gespräch ein. «Wissen Sie, Ravenstein», sagte er, «ich habe die ganze Zeit nachgedacht, was wir eigentlich mit diesen Infanterie-Bataillonen ...»

Rommel sah nichts von den Sehenswürdigkeiten Roms. Nur an seinem Geburtstag sah er sich auf Einladung der Italiener den Film «Vormarsch von Bengasi» an, der die Kämpfe vom April 1941 zeigte. Da sah man auf der Leinwand siegreiche Italiener, die mit aufgepflanztem Seitengewehr vorstürmten. Man sah einige reichlich verwildert aussehende britische Offiziere, dargestellt von italienischen Schmierkomödianten,

die in panischem Schrecken vor den Italienern davonliefen. Aber man sah nicht einen einzigen deutschen Soldaten im Kampf. «Sehr interessant und lehrreich», sagte Rommel zu seinen Gastgebern. «Ich habe schon immer wissen wollen, was eigentlich in dieser Schlacht passierte.»

Der Leser wird sich an Berichte aus dieser Zeit erinnern, in denen geschildert wurde, wie Rommel nur durch Abwesenheit von seinem Hauptquartier in Beda Littoria bei Cyrene dem Tod oder der Gefangennahme entging. Ein englischer Kommandotrupp unter Major Geoffrey Keyes war von einem Unterseeboot abgesetzt worden. An der Landungsstelle stiess John Haseldon, ein Offizier von grösster Tapferkeit, der später fiel, auf den Trupp und übernahm die Geländeführung. Als Araber verkleidet, hatte Haseldon hinter den feindlichen Linien gelebt. «Kommt man von Cyrene nach Beda Littoria», schreibt Major Kennedy-Shaw in seinem Buch *«Long-Range Desert Group»*, «dann ist das erste Gebäude auf der rechten Seite ein Getreidesilo. Dann sieht man eine Reihe kleiner Häuser und bald, von der Strasse abgelegen, in einem Zypressenhain ein grösseres zweistöckiges Gebäude, das in seiner dunklen Tönung recht düster und unfreundlich wirkt. Hier, in diesem Hause, lebte Rommel 1941 ... Um Mitternacht standen Major Keyes und seine beiden Begleiter Campbell und Terry vor der Eingangstür und beehrten in deutscher Sprache laut Einlass. Die Wache öffnete. Doch als der kleine Trupp in das Haus eindrang, leistete die Wache Widerstand. Sie wurde überwältigt. Auf den Lärm hin erschienen zwei Offiziere auf der Treppe. Sie wurden niedergeschossen. Nun wurden alle Lichter ausgelöscht. Überall im Haus herrschte Schweigen. Keyes durchsuchte zuerst die Zimmer im Erdgeschoss. Das erste Zimmer war leer. Plötzlich prasselte ihm aus dem Dunkel des zweiten Zimmers ein Feuerstoss entgegen. Tödlich getroffen sank Keyes zu Boden. Auch Campbell wurde getroffen und gefangengenommen. Nur Terry entkam. Major Keyes, dem posthum das Victoriakreuz verliehen wurde, liegt in Beda Littoria auf einem Hügel im Süden des Dorfes begraben. Neben ihm sind vier Deutsche beigesetzt.»

Rommel befand sich damals in Rom. Auf alle Fälle hätte man ihn in diesem dunklen unfreundlichen Gebäude im Schat-

ten eines Zypressenhains nicht gefangen. Denn dieses Gebäude war überhaupt nicht sein Hauptquartier, sondern das des Oberquartiermeisters Oberstleutnant Otto. Rommels eigenes Hauptquartier befand sich in der Wüste westlich Derna. Gelegentlich kam er nach Beda Littoria, blieb aber nie über Nacht. John Haseldons Informationen waren falsch gewesen. Die Araber hatten Rommel entweder bei Tage in Beda Littoria gesehen oder sie hatten ihn mit irgend jemandem verwechselt. Der Leichnam von Keyes wurde zunächst nicht gefunden. Er lag etwa 1'500 Meter vom Hause entfernt. Trotz seiner tödlichen Verwundung – ein Bein war ihm abgeschossen, das zweite verletzt – hatte er es fertiggebracht, sich in der Dunkelheit fortzuschleppen. «Ein tapferer Mann», sagte Aldinger, der mir diese Geschichte von der deutschen Seite aus erzählte.

II. «Operation Kreuzfahrer»

Wenn es uns auch nicht gelang Rommel in seinem Hauptquartier zu überraschen, so war doch die Art, wie General Auchinleck seine Offensive eröffnete, eine völlige Überraschung für Rommel und seine Truppen. Als unsere Panzerbrigaden, einen Schirm von Panzerspähwagen weit voraus, in den frühen Morgenstunden des 18. November durch den Drahtzaun an der Grenze stiessen, marschierten sie in ihre Versammlungsräume am Treck-el-Abd durch eine leere Wüste.

«Operation Kreuzfahrer» war die erste Schlacht der 8. Armee. Sie begann voll hoher Erwartungen. Churchill erwartete sogar einen Sieg wie ihn einst Marlborough bei Höchstädt und Wellington bei Waterloo errangen. Da sich aber nun diese Hoffnungen nicht voll erfüllten und die Ereignisse dieser Tage bald durch die folgenden Niederlagen überschattet wurden, kam es nur wenigen ausserhalb der 8. Armee jemals klar zum Bewusstsein, wie greifbar nahe man damals an einem durchschlagenden Erfolge war. Da immer nur der Enderfolg entscheidet, hat sich kaum jemand die Mühe genommen, die Zahlen dieser Offensive mit den Zahlen der Schlacht von El Alamein zu vergleichen. Im Verlauf der «Operation Kreuzfahrer» verlor der Gegner, der über eine Gesamtstärke von

100'000 Mann verfügte, 60'000 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen, darunter 21'000 Deutsche. Die 8. Armee, deren Stärke 118'000 Mann betrug, verlor nur 18'000 Offiziere und Mannschaften. Bei El Alamein standen 150'000 Mann der 8. Armee 96'000 Deutschen und Italienern gegenüber. Die feindlichen Verluste beliefen sich auf 59'000 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen, darunter 34'000 Deutsche. Die 8. Armee verlor 13'500 Mann. Im November 1941 gingen wir mit 455 Panzern in den Kampf. Rommel hatte 412 Panzer. Bei El Alamein verfügte Montgomery über 1'114 Panzer. Ihm standen etwa 500-600 Panzer gegenüber, von denen mehr als die Hälfte italienische waren. Zahlen allein geben jedoch niemals den vollen Sachverhalt. Von General Montgomerys 1'114 Panzern waren 128 vom Muster Grant und 267 vom Muster Sherman. Sie waren mit 7,5 Geschützen bestückt. Alle Panzer waren «fabrikneu». Im November 1941 hatten wir auch nicht einen einzigen Panzer, der es mit den deutschen Panzern III und IV aufnehmen konnte. Ehe unsere Panzer, die immer Panne hatten und nur mit einem läppischen 3,7 Geschütz bestückt waren, überhaupt daran denken konnten, die Feindpanzer unter wirksames Feuer zu nehmen, mussten sie auf 700 m herankommen. Und während sie auf den Feind zurollten, waren sie bereits ständig dem Feuer der 5 und 7,5 Geschütze ausgesetzt, gegen die ihre Panzerung keinen Schutz bot. Wir hatten damals überhaupt keine wirksame Pak.

Warum griff nun General Auchinleck mit nur anderthalb Panzerdivisionen an, obwohl er selbst drei Panzerdivisionen als notwendig für die Durchführung dieser Operation bezeichnet hatte? Das geschah aus zwei Gründen. Erstens: die Anwesenheit starker Achsenkräfte in der Cyrenaica bedeutete eine ständige Bedrohung für Ägypten und gefährdete zugleich die wirksame Abschirmung der Nordflanke gegen einen möglichen deutschen Vorstoss durch den Kaukasus. Zweitens: die britische Regierung erachtete es für dringend geboten, die Offensive in Nordafrika zum frühest möglichen Zeitpunkt zu führen. «Möglich» ist ein dehnbares Wort, vor allem in London.

Nachdem man nun unter diesen Umständen den Beschluss der Offensive gefasst hatte, lässt sich in der Angriffsplanung selbst kein Fehler nachweisen. Mit Recht hatte man den Ge-

danken fallen lassen, die Hauptkräfte auf Girabub zu konzentrieren und dann durch die Wüste über Gialo vorzustossen, um Rommels Verbindungen abzuschneiden. Ein solcher Vorstoss hätte nahezu unüberwindliche technische Schwierigkeiten bereitet. Ausserdem wäre dabei die Flanke der vorrückenden Verbände ständigen Luftangriffen von den Küstenflugplätzen im Norden ausgesetzt gewesen. Die Luftwaffe hätte die Angriffswucht nach Belieben durch den Einsatz von in Griechenland und Kreta stationierten Luftstreitkräften steigern können. Wir hätten bei einer Angriffsplanung dieser Art unsere eigenen Kräfte, einschliesslich der Royal Air Force, aufspalten müssen. Ein starker Deckungsverband hätte Zurückbleiben müssen, um die Grenze zu halten. Sonst hätte Rommel leicht den Spiess umgedreht und wäre von den Dschebelrändern herabgestiegen und direkt auf Alexandria losmarschiert. Das war auch tatsächlich Rommels Plan für den Fall, dass wir den Angriff vom Süden ansetzen würden. So war der Vorstoss einer englischen Brigadegruppe auf Gialo nichts als ein Ablenkungsmanöver. Die Täuschung glückte. Wie mir General Bayerlein erzählte, rechnete man nun auf deutscher Seite mit einem Hauptangriff vom Süden.

Tatsächlich aber sah der Plan einen Vorstoss in Richtung Tobruk vor, wobei gleichzeitig von der Frontmitte und vom Süden aus Scheinangriffe geführt werden sollten. Kampfziel Nummer Eins war die Zerschlagung der Panzerkräfte Rommels, denn seine beiden Panzerdivisionen, die 15. und die 21., bildeten das Rückgrat seiner Armee. Wie konnte man Rommels Panzer nun auf einem von uns gewählten Gelände zum Kampf stellen? Sicher dadurch, folgte General Auchinleck, dass man einen unmissverständlichen Vorstoss zur Aufhebung der Belagerung von Tobruk unternahm. (Tatsächlich war der Entsatz von Tobruk nur Teil des weitergespannten Planes, Rommel aus der Cyrenaica, und dann in der nächsten Kampfphase aus Tripolitanien zu verdrängen. Ferner wollte man auch durch Einbeziehung Tobruks in die Angriffsplanung der Garnison die Möglichkeit geben, an der Offensive teilzunehmen.) Da unsere Panzer den Panzern Rommels unterlegen waren, mussten wir versuchen mit zahlenmässiger Überlegenheit anzugreifen. Unter keinen Umständen durfte unsere eine

Panzerdivision von den beiden feindlichen Divisionen zugleich gepackt werden. Entscheidend war, den Gegner durch Angriffszeit und Angriffsrichtung zu überraschen.

Der Hauptstoss sollte vom XXX. Korps unter Generalleutnant Willoughby Norrie geführt werden. Zu dem Korps gehörte das Gros unserer Panzerkräfte (7. Panzerdivision und 4. Panzerbrigadegruppe), zwei Brigaden der 1. südafrikanischen Division (Infanterie) und die 22. Gardebrigade (motorisiert). Die Verbände sollten um Gabr Saleh zusammengezogen werden und dann nach Nordosten oder Nordwesten antreten. Nach Zerschlagung der feindlichen Panzerkräfte sollte das Korps Tobruk entsetzen. Die Garnison von Tobruk (70. Infanteriedivision, eine Panzerbrigade und eine polnische Brigadegruppe) sollte einen Ausfall machen, sobald General Norrie den Zeitpunkt für gegeben hielt.

Inzwischen sollte das XIII. Korps unter General Godwin-Austen, zu dem die neuseeländische Division, die 4. indische Division und die 1. Heerespanzerbrigade gehörten, die feindlichen Truppen in den befestigten Stellungen an der Grenze binden und abschneiden. Dann sollte das Korps nach Westen in Richtung Tobruk vorrücken und das XXX. Korps unterstützen. Die 4. Panzerbrigade des XXX. Korps sollte die linke Flanke des XIII. Korps abschirmen. Unterhalb der Dschebelhänge von Sollum sollte die 11. indische Infanteriebrigade und oben auf den Hängen die 5. indische Infanteriebrigade den Feind frontal binden und zugleich unsere Ausgangslinie und unseren Eisenbahndepot decken.

Rommels Streitkräfte bestanden zu einem Drittel aus Deutschen und zu zwei Dritteln aus Italienern. Er verfügte über drei Panzerdivisionen, zwei motorisierte Divisionen und fünf Infanteriedivisionen. Die beiden deutschen Panzerdivisionen, die 15. und die 21., bildeten mit der 90. Leichten (Infanterie) die Panzergruppe Afrika. Die 21. Panzerdivision stand 20 km südlich Gambut hinter dem Treck Capuzzo. Die 15. Panzerdivision war mit der 90. Leichten um El Adern, El Duda und Sidi Rezegh konzentriert. Das XXL Korps, bestehend aus vier italienischen Infanteriedivisionen und abgesteift durch drei deutsche Infanteriebataillone, belagerte Tobruk. Die Panzerdivision Ariete lag mit ihren Geschützen bei El Gubi

in Stellung. Die motorisierte Division Trieste stand bei Bir Hacheim. Die Grenzstellungen am Halfaya-Pass, bei Sollum und Capuzzo waren mit deutscher Infanterie bemannt. Sidi Omar und Libysch Omar wurden von der Division Savona gehalten, die auch über einige deutsche Geschütze verfügte. Bardia hatte eine gemischte Garnison, Deutsche und Italiener.

Die Offensive war mit grösster Sorgfalt vorbereitet worden. Man hatte die Bahnlinie 120 km westlich Matruh vorgeführt. Man hatte von Alexandria eine Treibstoffleitung gelegt und eine Wasserzapfstelle 15 km hinter dem Eisenbahndepot errichtet. Vor Beginn der Schlacht hatte man nahezu 50'000 Tonnen Munition, Treibstoff und Nachschubgut in den frontnahen Gebieten gestapelt. (Diese Vorräte reichten gerade aus, um den Unterschied zwischen den Tagessätzen und dem gesteigerten Verbrauch für höchstens eine Woche auszugleichen!) Seit Wochen hatten die britische Flotte und die Royal Air Force die feindlichen Nachschublinien bekämpft. Die Royal Air Force und unsere Fernaufklärungsgruppe hatten dafür gesorgt, dass General Cunningham, Befehlshaber der 8. Armee, nahezu vollständige Informationen über Gliederung und Schlachtordnung der feindlichen Kräfte hatte. Dank der Royal Air Force und der guten Arbeit unserer rückwärtigen Dienste, dank der Tarnung und der vorsorglichen Massnahmen der «Abwehr» wusste der Gegner nichts über Gliederung und Schlachtordnung unserer eigenen Kräfte. Das Überraschungsmoment war gesichert.

Die Schlacht wurde auf beiden Seiten mit grösster Erbitterung geführt. Bei uns herrschte eine zuversichtlich gespannte Erwartung, ein Wille zum Sieg, wie ich es seit den Endschlachten des ersten Krieges nicht mehr erlebt hatte. Ich sehe noch den verwundeten schottischen Feldwebel vor mir. «Her mit einem anderen Scheibenpanzer», schrie er, als er sich aus seinem Panzer lehnte und auf sein Geschütz zeigte, das nach einem Volltreffer wie ein zerfaserter Spargel herunterhing. «Mensch, wir machen ganze Arbeit hier... wir geben ihnen Saures!» Nur knapp 100 m entfernt stand der Wagen von General Norrie, der das XXX. Korps kommandierte. Sein Gefechtsstand war ihm irgendwo «weggeschwommen». Aber er bemerkte trocken: «Es hat auch seine Vorteile, eine Schlacht

nur mit einem einzigen Adjutanten zu kämpfen. Da spart man wenigstens Papier!» (Etwa um die gleiche Zeit fiel der gesamte Gefechtsstand des Afrika-Korps in die Hände der Neuseeländer.)

Es war eine richtige Soldatenschlacht, ein Kampf Mann gegen Mann, ähnlich den Luftschlachten, wie wir sie 1918 über den Frontlinien zu verfolgen pflegten, bei denen die feindlichen Geschwader ineinander verkrallt waren und Maschine gegen Maschine kämpfte. Das Kampftempo war so gross, so rasch wogte die Schlacht mit wechselndem Glück hin und her, so dicht war der Rauchsleier berstender Granaten und brennender Panzer, Lastwagen rumpelten vor und hüllten den Boden mit Staubschwaden ein, so widerspruchsvoll waren die Kampfmeldungen, die ständig einliefen, dass niemand wusste, was auch nur einen Kilometer von ihm entfernt vor sich ging. Auch heute noch ist es schwierig, dem Kampfverlauf auf der Karte in allen Einzelheiten zu folgen. Von Zeit zu Zeit lichtete sich der Schleier für Minuten. Aus dem Dunkel tauchte dann plötzlich irgendein Mordskerl wie «Jock» Campbell auf, der bei Sidi Rezegh seine Panzer im offenen Wagen führte und sich dabei das Victoriakreuz mindestens ein Halbdutzendmal verdiente. Und es gab viele hundert andere, von deren Taten man heute nichts mehr weiss. Nur wenige wissen, wie Generalmajor Dennis Reid, der die indische Brigadegruppe in Girabub befehligte, Gialo eroberte, indem er allein in das Fort ging und 60 italienische Offiziere beim Mittagessen mit seiner Pistole aushob.

Kernpunkt der Schlacht war Sidi Rezegh, der Schlüssel zu Tobruk. Hier wüteten die härtesten Kämpfe, Panzer gegen Panzer, Mann gegen Mann. Doch Höhepunkt der Schlacht war Rommels stürmischer Vorstoss mit seinen Panzern durch den Grenzzaun bei Bir Sheferzen am Nachmittag des 24. November, Alan Moorehead hat diesen Vorstoss gegen unsere rückwärtigen Verbindungen in seinem Buch *«A Year of Battle»* dramatisch geschildert. Vor dem anrollenden Feind stoben Tausende dünngepanzelter Wagen über die Wüste, gleich einem Schwarm von Makrelen auf der Flucht vor einem Hai.

Warum gab Rommel plötzlich die Hauptschlacht auf? Warum stürzte er sich mit seinen Panzern nach Osten? Verfolgte

er dabei einen bestimmten Plan oder wollte er nur einen Wirbel schaffen? War dieser Vorstoss ein Geniestreich oder ein Akt der Verzweiflung? Generalmajor Füller und Generalleutnant Sir Giffard Märtel haben sich mit dieser Frage befasst. Sie gelangten zu entgegengesetzten Schlüssen. Doch von der Beantwortung dieser Frage hängt die Wertung Rommels als Feldherr entscheidend ab. Und eine zweite Frage: Warum hielten Rommels Panzer bei ihrem Vorstoss nicht an, als sie nur etwa 2-3 km von unseren beiden Hauptnachschieblagern entfernt waren? Warum setzten sie nicht das Felddepot 62, 24 km südöstlich Bir Gubi, und das Felddepot 65, 24 km südöstlich Gabr Saleh, in Brand? Ohne diese Depots wäre die neuseeländische Division erledigt gewesen. Ohne diese Depots hätte sich das XXX. Korps von Sidi Rezegh zurückziehen müssen. Beide Depots waren nur schwach gesichert. Nur durch die Gardebrigade.

Nehmen wir die zweite Frage vorweg. Die Antwort ist einfach. Obwohl die beiden Lager eine Fläche von je 9 Quadratkilometern einnahmen, wusste man auf deutscher Seite nichts von ihrer Existenz. «Du lieber Himmel», sagte General Bayerlein, «das kann doch nicht stimmen?» General von Ravenstein war nicht minder frappiert. «Und wenn man bedenkt», sagte er, «dass ich die Gardebrigade sah und mir überhaupt nicht den Kopf darüber zerbrach, was sie da eigentlich machte! Ich glaube, ich hab' nicht einmal auf sie gefeuert.» Beide erklärten dann, fast mit gleichen Worten: «Ja, hätten wir eine Ahnung von diesen Lagern gehabt, hätten wir die Schlacht gewinnen können.» Das hätten sie allerdings, und wer damals für Geheimhaltung und Tarnung dieser gewaltigen Mengen von Treibstoff, Wasser und anderen Versorgungsgütern verantwortlich war, kann jetzt – wenn auch etwas verspätet – ein besonderes Lob für sich in Anspruch nehmen. Und das gilt auch für die Royal Air Force, die deutsche Aufklärungsflugzeuge von diesem Raum fernhielt.

Was nun die erste Frage, die eigentliche Hauptfrage, betrifft, so wusste General Bayerlein genau, was Rommel beabsichtigte, als er mit seinen Panzern durch den Grenzzaun bei Bir Sheferzen vorstieß. Rommel hatte noch immer den Plan, Tobruk zu nehmen. Doch das war unmöglich, solange er selbst

angegriffen wurde. Würde er sich gegen die 70. Division wenden, die Tobruk verteidigte, so würde sie einfach auf den Verteidigungsgürtel zurückfallen. Der Vormarsch der neuseeländischen Division auf dem Treck Capuzzo war eine unangenehme Überraschung für Rommel. Hätte er alle seine Kräfte gegen die Neuseeländer eingesetzt, so hätte er die Division sicher werfen und den Weg zu seinen vorderen Kräften wieder öffnen können. Aber dann hätte die 7. Panzerdivision – oder was von ihr noch übrig war – Zeit gehabt, sich zu erholen und die Panzer wieder anzukurbeln. Währenddessen gab es noch immer die 70. Division an seiner Flanke. Wandte er sich gegen die 7. Panzerdivision südöstlich Sidi Rezegh (nach Ansicht von General Märtel hätte er das tun sollen), dann hätten sich die Neuseeländer mit der 70. Division vereinigt. Wollte er aber auf Nummer Sicher gehen und auf Gazala zurückfallen, dann bedeutete das die Aufgabe der vorgeschobenen Stützpunkte im Grenzraum mit ihren Garnisonen und Vorräten und den Verlust seiner eigenen Stapelplätze entlang der Küste. Rommels Stärke lag in seinen beiden Panzerdivisionen. Gab es eine Möglichkeit, sie einzusetzen und zwar nicht nur, um sich aus einer prekären Lage zu befreien oder sie wechselvolle Kämpfe führen zu lassen, sondern um selbst wieder die Initiative zu ergreifen und mit einem einzigen Schlag Niederlage in Sieg zu verwandeln? Ja, entschied Rommel, diese Möglichkeit bestand. Er musste überraschend nach Osten in unser rückwärtiges Gebiet vorstossen und unser gesamtes Verbindungssystem derart auseinanderreißen, dass General Cunningham froh sein würde, wenn er die Schlacht abbrechen und sich auf seine Ausgangsstellungen zurückziehen konnte. Dann – einige Tage später als ursprünglich geplant – würde er sich mit Tobruk befassen.

«Sie haben die Chance, den Feldzug heute abend zu beenden», sagte er zu General von Ravenstein, der den Angriff mit der 21. Panzerdivision führen sollte. Ravensteins Panzer sollten direkt auf den Drahtzaun an der Grenze lossteuern und weiter vorprellen «ohne nach rechts oder links zu schauen». Dann sollten sie nach Norden abdrehen zur Küste bei Sollum. Inzwischen sollte eine Kampfgruppe, bestehend aus

einem motorisierten Bataillon und einer Panzerkompanie, General Cunninghams Befehlsstelle bei Maddalena angreifen. Eine Kampfgruppe der 15. Panzerdivision sollte nachfolgen. Sie sollte von den Dschebelhängen in die Ebene vorstossen und den Eisenbahndpunkt bei Bir Habata nehmen, wo grosse Treibstoffvorräte gestapelt waren. Wenn zwischen den Dschebelabstiegen und Alexandria, wie Rommel richtig vermutete, keine nennenswerten Feindkräfte standen, sollte sich die 21. Panzerdivision mit der Kampfgruppe vereinigen und zumindest einen raschen Überfall auf ägyptisches Gebiet durchführen. Mittlerweile wäre dann eine solche Alarmstimmung geschaffen, eine solche Verwirrung angerichtet, dass die 8. Armee auf ihre Ausgangsstellungen zurückfluten würde. (Tatsächlich stand eine Brigade der 4. indischen Division hinter einem grossen Minenfeld am Fuss des Dschebelabstiegs. Das war aber auch alles. Dahinter stand nichts als die nur halb ausgebildete und dürftig ausgerüstete 2. südafrikanische Division. Sie hatte noch keinen Schuss fallen hören. Ihre vordersten Brigaden lagen bei Marsa Matruch.)

Niemand kann die Verwegenheit dieses Planes bestreiten, den Rommel im Gewirr einer erbitterten Schlacht entwickelt hatte. Und doch schlug er fehl. Warum? Die Antwort lautet: Bis zu einem gewissen Punkt klappte der Plan nur zu gut. Bereits am 23. November wollte General Cunningham die Schlacht abbrechen. Das wäre auch tatsächlich am Abend des nächsten Tages geschehen, wäre nicht General Auchinleck von Kairo an die Front geflogen. Er untersagte den Abbruch der Schlacht. In einem Brief, den General Auchinleck im vorgeschobenen Hauptquartier der 8. Armee in der Nacht vom 24. November schrieb, heisst es nach Prüfung der mit einer Fortführung der Schlacht verbundenen Gefahren: «Der zweite Weg, den wir beschreiten können, ist Fortführung der Offensive mit aller Kraft. Es kann auch nicht der geringste Zweifel bestehen, dass dies der einzig richtige Weg ist. Die damit verbundenen Gefahrenmomente müssen wir in Kauf nehmen. Ich ersuche Sie daher, den Gegner weiterhin entschlossen und unerbittlich anzugreifen, unter Einsatz der gesamten Reserven, bis zum letzten Panzer...». General Füller bezeichnet

diesen Befehl mit Recht als ein «Beispiel dafür, wie sich überlegene Feldherrnkunst auf die Operationen auswirken kann».

Rommel dagegen musste von einem seiner Untergebenen, einem Oberstleutnant, bei Durchführung seiner Pläne gebremst werden. Wie üblich war er im vorderen Kampfraum. Gegen Mittag des 25. November erhielt General Ravenstein, der mit 20 oder 30 Panzern, dem Rest seiner 60 Panzer, hinter Halfaya lag, Befehl von Rommel, sich für einen Angriff auf ägyptisches Gebiet bereit zu halten. Um 14 Uhr traf ein Funkgespruch ein: «Bisherige Befehle aufgehoben, 21. Panzerdivision durchbricht indische Stellungen in Richtung Bardia.»

Nach seinen zwei erfolglosen und, wie es schien, ziemlich unnötigen Angriffen, die er am Vormittag und Nachmittag gegen die 7. indische Brigade (und den Gefechtsstand der 4. indischen Division) hinter ihren Minenfeldern bei Sidi Omar geführt hatte, zweifelte General von Ravenstein, ob ihm dieser Durchbruch gelingen würde. Dennoch schickte er einen Offizier mit einer Lastwagenkolonne los. Vielleicht, so hoffte er, würde man die Lastwagen in der Dunkelheit für Panzer halten. Die Kolonne hatte Auftrag, zwischen Sollum und Capuzzo «ein Loch zu bohren». General von Ravenstein zog hinter der Kolonne her. Am nächsten Morgen, am 26. November, war er in Bardia. Dort fand er Rommel, der im Sitzen in seinem Befehlswagen eingeschlafen war. «Ich freue mich, Ihnen melden zu können», sagte von Ravenstein, «dass ich mit meiner Division eingetroffen bin!» Rommel explodierte: «Was soll das heißen ... Sie sind hier? Was haben Sie hier zu suchen? Habe ich Ihnen nicht Befehl gegeben, sich am Halfaya-Pass zum Angriff auf Ägypten bereit zu stellen?» Von Ravenstein zeigte ihm den Funkpruch: «Bisherige Befehle aufgehoben» Wieder explodierte Rommel. «Schwindel!», schrie er. «Der Befehl kommt von den Engländern. Die müssen unsere Verschlüsselung haben!»

Aber der Befehl stammte nicht von den Engländern. Er stammte von Oberstleutnant Westphal, später Generalleutnant im Stabe Feldmarschall Kesselrings, damals aber nur ein Ia, der im rückwärtigen Hauptquartier bei Tobruk geblieben war. Er hatte alle Meldungen der Luftaufklärung gesehen und erkannt, dass Rommels Plan, Ägypten anzugreifen, un-

durchführbar war. So hatte er auf eigene Verantwortung die Befehle widerrufen. Rommel hatte genug Grösse, um später Westphals Verhalten anzuerkennen. «Sie haben richtig gehandelt», sagte er. «Ich bin Ihnen aufrichtig dankbar.» Und «aufrichtig dankbar» war sicher auch General von Ravenstein.

Inzwischen kamen Hilferufe von der 90. Leichten. In erbitterten Kämpfen versuchte sie bei Sidi Rezegh die Neuseeländer abzuwehren, In der Nacht vom 26. zum 27. November wurde Sidi Rezegh von den Neuseeländern genommen. Am Nachmittag dieses Tages hatte die 70. Division El Duda erobert und zum ersten Mal hatte die 8. Armee nun unmittelbare Fühlung mit der Garnison von Tobruk. (General Godwin-Austen verlegte den Gefechtsstand des XIII. Korps nach Tobruk. Wie man sich erzählt, sandte er dann die Meldung: «Tobruk und ich erlöst.») Am 27. November erfuhr General Ritchie, der an die Stelle Cunninghams getreten war, durch einen abgefangenen Funkspruch, dass sich die beiden Panzerdivisionen Rommels in eiligem Rüdemarsch befanden.

So endete der Ausflug nach Osten. Alles in allem hatte er nur wenig Schaden angerichtet – abgesehen von der Unruhe und Krisenstimmung, die er in den rückwärtigen Gebieten hervorrief. (Einige Lastfahrer sollen nie die Bremse angezogen und unentwegt Vollgas gegeben haben, bis sie endlich in Kairo waren. Das mag vielleicht übertrieben sein. Aber viele waren noch «in guter Fahrt», als sie Marsa Matruh erreichten.) Rommel war es nicht geglückt, die Initiative wieder an sich zu reißen. Da er einen guten Teil seiner Panzer verloren hatte, vor allem durch das Artillerieschussfeuer der 4. indischen Division, stand er nun schlechter da als zu Beginn der Operation. Dennoch wirkte sein plötzlicher Vorstoss, wie General Auchinleck zugibt, «gleich einem schweren Schock». Wäre der Vorstoss erfolgreich gewesen, so würden ihn die Militärhistoriker als ein Meisterstück ansehen.

*

Für die Deutschen und auch für uns gab es bei dem Durchbruch Situationen, die nun in behaglicher Rückschau amüsanter wirken als damals im November 1941. Am Abend des 24. November fuhr Rommel mit General Bayerlein und Ge-

neral Cruewell, dem Befehlshaber des Afrika-Korps, durch den Grenzzaun. Rommel steuerte seinen «Mammut», einen erbeuteten englischen Befehlswagen, an dem er mit besonderer Liebe hing. «Mammut» war ein Souvenir an die Kämpfe bei Mechili. Als sie sich an die Rückfahrt machten, war es bereits dunkel. Ringsum war alles vermint. Sie konnten den Durchlass durch den Drahtzaun und die Minenfelder nicht finden. (Auch ich habe einmal in der Dunkelheit diese Lücke im Grenzzaun nicht finden können. Ich gab den Versuch auf, streckte mich friedlich in meinem Wagen aus und schlief. Am nächsten Morgen entdeckte ich, dass ich schon mit zwei Rädern im Grabe oder zumindest mit den beiden Vorderrädern meines Wagens auf dem Minenfeld stand.) Audi Rommel und seine Begleiter legten sich hin und schliefen, vielleicht nicht ganz so friedlich – inmitten indischer Truppen. Bei Tagesanbruch entschlüpfen sie ungesdioren.

Am vorhergehenden Nachmittag hatte Rommel ein Feldlazarett besichtigt. Es war voll mit deutschen und englischen Verwundeten. Wie er noch so zwischen den Bettreihen durchging, dämmerte es ihm auf einmal, dass das Lazarett noch in britischen Händen war. Überall englische Soldaten. Ja, es war ein englischer Sanitätsoffizier, der ihn herumführte. Sicher hält er mich jetzt für einen polnischen General, dachte Rommel. Die deutschen Verwundeten starrten ihn mit ungläubigen Gesichtern an und begannen sich in den Betten aufzurichten. «Ich glaube, jetzt verschwinde ich mal lieber», flüsterte Rommel. Als er in seinen «Mammut» sprang, erwiderte er noch einen letzten militärischen Abschiedsgruss.

General von Ravenstein erzählte mir auch, wie Rommel versuchte, General Cunningham und seinen Stab gefangen zu nehmen. Oder zumindest bestand Rommel darauf, dass es sich dabei um General Cunningham handelte. «Ich hatte keine Zeit gehabt, Gefangene zu machen», sagte von Ravenstein. «Ja, als ich durch einen Haufen englischer Soldaten fuhr, die sich nun beim Heranrollen unserer Panzer ergeben wollten, musste ich ihnen zurufen: «Macht, dass ihr weiter kommt., mir liegt nichts an euch.» Was hätte ich auch mit den Gefangenen anfangen sollen? Dann kam Rommel heran. Auf einer kleinen Anhöhe östlich des Drahtzauns sahen wir durch un-

sere Feldstecher eine Gruppe von Stabsoffizieren mit ihren Karten. ‚Das ist Cunningham... General Cunningham‘, sagte Rommel. ‚Den müssen Sie sich angeln!‘ Während ich mir noch rasch ein paar Panzer zusammensuchte, wurde Rommel ungeduldig. «Lassen Sie nur, ich fahr' mal selbst rüber!»

Und dann zog er ab. Er stand in seinem Wagen, die Sonnenbrille auf die Stirn geschoben. Winkte und gab Befehle. Hinter ihm drei ungepanzerte Wagen und etwa 20 Kräder. Eine Wolke von Staub. Aber General Cunningham, wenn es überhaupt General Cunningham war, sah die Wagen und Kräder heranbrausen, und da er sicher unbewaffnet und ohne Geleitmannschaft auf der kleinen Anhöhe stand, so kletterte er mit seinen Stabsoffizieren rasch in die Wagen und flitzte davon.»

(Noch immer habe ich nicht feststellen können, was aus der Kampfgruppe der 15. Panzerdivision wurde, die Maddalena angreifen sollte. General Neumann-Silkow, Sohn einer schottischen Mutter, führte damals die Division. Aber zehn Tage später fiel er... und sonst scheint niemand etwas über diese Kampfgruppe zu wissen. Wäre sie damals plangemäss aufgetaucht, so hätte sie den vorgeschobenen Gefechtsstand der 8. Armee in einem recht aufgeregten Zustand gefunden. Mit Ach und Krach suchte man rasch aus zusammengewürfelten Mannschaften – und ohne Munition! – einen Panzerverband zur Verteidigung des Gefechtsstandes zu organisieren. Doch die Kampfgruppe erschien nicht. Damit war ein wesentlicher Teil des Rommel-Plans geplatzt.)

In Sidi Rezegh wurde der Nahkampf wieder aufgenommen. Alles hing davon ab, ob es der 1. Brigade der 1. südafrikanischen Division gelingen würde, rechtzeitig zur Unterstützung der Neuseeländer einzutreffen. Die Division hatte noch keine Erfahrung im Wüstenkrieg. Ihre 5. Brigade war eine Woche zuvor bei einem gutgeplanten und mit äusserstem Geschick durchgeführten deutschen Angriff überrollt und fast völlig aufgegeben worden. Generalmajor «Dan» Pienaar, ein erfahrener Frontsoldat aus dem ersten Kriege, marschierte begrifflicherweise mit aller Vorsicht, um nicht von feindlichen Panzern im offenen Gelände gefasst zu werden. So kam er nur langsam vorwärts. Als dann die 15. und 21.

Panzerdivision eintrafeu, die auf dem Rückmarsch gegen die zusammengefassten Panzerkräfte der 7. Panzerdivision gekämpft hatten, konnte General Freyberg mit seinen Neuseeländern nicht länger durchhalten. Die Neuseeländer wurden aus Sidi Rezegh geworfen. Am 1. Dezember war Tobruk wieder abgeschnitten. Doch mit Recht glaubten General Ritchie und General Auchinleck, die sich in Maddalena trafen, dass Rommel nun alle Pfeile verschossen habe. Sie beschlossen, ihm keine Ruhe zu lassen. Aber Rommel liess nicht locker. Er unternahm noch zwei weitere Vorstösse. Er versuchte, mit seinen Grenzgarnisonen wieder Fühlung zu nehmen und sandte zwei starke Panzerkolonnen nach Osten. Eine Kolonne marschierte auf der Küstenstrasse, die andere auf dem Treck Capuzzo. Beide wurden geschlagen. Die erste Kolonne durch die 5. neuseeländische Brigade, die zweite durch die 5. indische Brigade. Am nächsten Morgen, am 4. Dezember, begann Rommel einen Grossangriff auf den Frontvorsprung Tobruk. Fast wäre der Angriff erfolgreich gewesen, der durch 8,8 Flak aus Kernschussweite unterstützt wurde. Wäre Rommel am nächsten Tag wieder angetreten, hätte er vielleicht einen vollen Erfolg gehabt. Schon waren tiefe Einbrüche in unsere Stellungen erzielt worden. Aber in der Nacht begann Rommel mit seinen Truppen abzuziehen. Er wusste, dass die 8. Armee wieder im Anrücken war.

Dieser Rückzug Rommels war keineswegs eine wilde Flucht. Unterstützt durch eine erstaunlich tapfere Verteidigung von El Gobi durch die Italiener wurde der Rückzug mit hinhalten-dem Widerstand abschnittsweise durchgeführt. Dabei wurden die Panzer hinter einem Pakschirm mit grösstem Geschick eingesetzt. Alle Versuche, das Gros zu überflügeln und aufzurollen, wehrten sie erfolgreich ab. Bot sich eine Gelegenheit, dann schlugen sie zurück. Ich erinnere mich noch genau an einen grauen Nachmittag. Es war der 15. Dezember. Damals stand ich neben dem Nachrichtenwagen der 5. indischen Brigade bei Alam Haza. Über den Fernsprecher kam die letzte Meldung des kommandierenden Offiziers der «Buffs» aus Kent, als sein Bataillon von deutschen Panzern überrollt wurde. Und doch wurde Rommel Schritt um Schritt aus allen Stellungen abgedrängt, in denen er einen Halt zu machen ver-

suchte. Das 4. südafrikanische Panzerwagen-Regiment hatte bei El Gobi eines seiner Hauptlager zerstört. So kam zu der beträchtlichen Unterlegenheit an Panzern noch Treibstoffmangel. Rommel konnte also nur noch eine Reihe von Aufhaltaktionen kämpfen. Am 11. Januar 1942 hatte er eine äusserst starke Verteidigungsstellung bei Agheila bezogen, wo «sich ein breiter Gürtel von Salzseen, Sanddünen und zahllosen Klippen 80 km nach Süden erstreckt bis zu dem weiten Gebiet der grossen Wanderdünen». Die 8. Armee verfügte nicht mehr über die Mittel, um Rommel hier «auszugraben».

«Wer die Schlacht mit gespannter Besorgnis aus der Ferne verfolgte», schreibt Oberstleutnant Carver von der 7. Panzerdivision, «dem waren die plötzlichen Wendungen unerklärlich. Wie waren die Aussichten? Man konnte kein klares Bild gewinnen. Immer wieder wurden hochgespannte Hoffnungen vernichtet. Als dann der Sieg kam, als Rommels Widerstand in der Cyrenaica endlich zusammenbrach, da waren jene, die aus der Ferne den Ablauf der Schlacht verfolgt hatten, gar nicht imstande, den hartnäckigen Mut und die unerschütterliche Entschlossenheit zu würdigen, die schliesslich zum Siege geführt hatten. Allen Teilnehmern dieser Kämpfe aber blieb ein bitterer Nachgeschmack zurück. Alle, die in Panzern gekämpft hatten, fluchten auf die Männer, die sie mit unterlegenen Waffen und Gerät in den Kampf geschickt hatten. In Panzern, die ständig zusammenbrachen. Die Infanterie mit ihren paar lumpigen Panzerabwehrgeschützen erwartete von der Panzerwaffe Schutz und war verbittert, dass sie diesen Schutz nicht erhielt. Und die Panzerkommandanten, die hierhin und dorthin rasten, um die Infanterie gegen drohende Panzerangriffe zu schützen – die nicht immer erfolgten – schimpften auf die Infanterie, die durch diese Überbeanspruchung der Panzer und ihrer Besatzungen den vollen Einsatz einer im Wüstenkrieg so entscheidenden Kampfmaschine beeinträchtigt habe.»

Hierzu möchte ich noch eine eigene Anmerkung machen. Obwohl General Auchinleck in seinem amtlichen Bericht bereits darauf hingewiesen hat, kann sich niemand, der nicht selbst in der Wüste war, einen Begriff davon machen, in welchem Ausmass die Spanne zwischen hundertprozentigem Er-

folg und Teilerfolg oft durch den kleinsten – und schlechtesten – Ausriistungsgegenstand bedingt war. Ich weiss nicht, wer unsere Truppen mit dem 18-Liter-Treibstoffkanister in den Wüstenkrieg sandte. Auf alle Fälle hat er für vieles einzustehen. General Auchinleck schätzt, dass dieser «zu leicht und schlecht konstruierte Kanister» auf dem Wege von der Ausladestelle zur Front zu einem Treibstoffverlust von 30% führte. Da die Transportkolonnen, die den Treibstoff nach vorne brachten, bisweilen selbst etwa 800'000 Liter verschlangen, erreichte der Gesamtverlust an Treibstoff durch diese Kanister nahezu astronomische Ziffern. Und wie viele Panzer wurden zerstört, wie viele Soldaten fielen oder gerieten in Gefangenschaft, nur weil es im entscheidenden Augenblick an Treibstoff fehlte! Wie viele Seeleute gingen mit ihren Tankern unter. Der 18-Liter-Kanister führte nicht nur, wie General Auchinleck es schonend formuliert, zu einem «höchst verschwenderischen Einsatz der verfügbaren Transportmittel». Erverführte auch zu einer geradezu masslosen Verschwendung im täglichen Gebrauch. Was sollte man mit einem lecken Kanister anfangen, wenn der Tank bereits voll war? «Also weg mit Schaden!», war die Antwort des von Natur aus immer etwas leichtsinnigen englischen Soldaten. Und der Kanister sauste in weitem Bogen in die Landschaft. Und doch sah ich noch Anfang 1942, als ich nach Indien zurückkehrte, in der Nähe von Kairo eine Fabrik, die diese elenden Kanister erzeugte. Damit war zumindest teilweise das damals umlaufende Gerücht zerstreut, irgend jemand im britischen Versorgungsministerium habe diese Kanister millionenweise in Auftrag gegeben und auf ihrer Lieferung bestanden. Einige Zeit später sprach ich in Neu Delhi mit einem hervorragenden amerikanischen Ingenieur über diese Angelegenheit. Er erzählte mir, in den Eisenbahnwerkstätten in Gwalior habe er Stanzen gesehen, die für die Massenherstellung der «Jerry-cans» geeignet waren. Mit diesem Wort bezeichneten wir damals die ausgezeichneten deutschen Kanister, mit denen sich übrigens schon jeder bei uns selbst ausgerüstet hatte, der irgendwo, irgendwie und irgendwann einen «Jerrycan» organisieren konnte. Als ich nun den Amerikaner fragte, was man also mit den Stanzen mache, da sagte er mir: «Ja, aus den Stan-

Zen, da werden jetzt Öfen für italienische Kriegsgefangene gemacht...» Und während all das geschah, wurde der Vormarsch unserer Panzer zuerst durch feindliche Nachtrupps aufgehalten und schliesslich durch Treibstoffmangel zum Stillstand gebracht. Wie viele Millionen Liter an Treibstoff waren inzwischen wohl in den Sand gesickert?

Unter diesen erschwerenden Umständen hatte die 8. Armee Rommel geschlagen und ihn aus der Cyrenaica vertrieben. Sie hatte diesen Sieg errungen mit einer ganz geringen zahlenmässigen Überlegenheit an schlecht bestückten, «dünnchaligen», unzuverlässigen Panzern. Mit Panzerwerkstätten, die sich nicht mit den deutschen vergleichen liessen. Mit 7,5 Geschützen, die aus Mangel an Pak zur Panzerabwehr eingesetzt werden mussten. Mit einer ihrer Divisionen ohne jede Ausbildung für den Wüstenkrieg. Mit einer Gesamttruppenstärke, die nur wenig mehr betrug als die des Feindes. Hätte die 8. Armee damals 100 Sherman-Panzer gehabt, so hätte sie den Gegner völlig vernichten und mit einem Schlage den Krieg in Nordafrika beenden können. Die Überlebenden dieser Kämpfe tragen auf ihrem Afrikastern keine «8». Aus irgendwelchen Gründen stellten sich die zuständigen Stellen auf den Standpunkt, dass die 8. Armee erst am 23. Oktober 1942 «geboren» wurde, am Tage der Schlacht von Alamein. Doch die Veteranen dieser Schlachten können stolz darauf sein, dass sie mit dieser Armee gekämpft haben. In einigen ihrer schwersten und grössten Stunden.

SIEBENTES KAPITEL

ZU DEN TOREN VON ALEXANDRIA

Wenn Rommel eine hervorstechende Eigenschaft hatte, war es die, dass er bei jedem Anprall sofort wieder zurückprallte. Er war wie ein Stehaufmännchen. Kaum hatte man ihn umgekippt, da stand er wieder auf den Beinen. Am 11. Januar 1942 lag er hinter El Agheila und suchte sich von den schweren Schlägen der letzten Kämpfe zu erholen. Am gleichen Tage eroberten die Südafrikaner – 550 km weiter östlich – Sollum. Anfang Januar war Bardia gefallen. Am 17. Januar kapitulierten auch die deutschen Kräfte am Halfaya-Pass. Ihre Wasserversorgung war abgeschnitten. Sie waren vor Hunger erschöpft. Nach und nach wurden die Stützpunkte an der Küste genommen. Ohne grosse Verluste. An dem Tag, da Rommels Rückzug begann, war ihr Schicksal besiegelt.

Zwei Drittel der Achsenstreitkräfte waren vernichtet. Knapp die Hälfte des Afrika-Korps war dem Tode oder der Gefangenschaft entronnen oder unverletzt aus den Kämpfen hervorgegangen. Bei dem Rest der Truppe kann die Kampfmoral kaum noch sehr hoch gewesen sein. Bei den italienischen Infanteriedivisionen war aller Kampfgeist, den sie überhaupt hatten, während des langen Rückmarsches von Tobruk auf den Nullpunkt gesunken. (Die Deutschen, so erklärten sie, hätten ihnen alle Transportmittel weggenommen.) Die beiden deutschen Panzerdivisionen – oder was von ihnen noch übrig war – wurden abgezogen, um wieder aufgefüllt zu werden. Von Rommels 412 Panzern lagen 386 ausgebrannt, als rauchgeschwärzte Wracks, auf den Schlachtfeldern. Für die nächste Zeit konnten keinerlei neue Verbände erwartet werden. So schien es, dass Rommel nur hoffen konnte, sich bei Agheila so lange zu halten, bis ihn die 8. Armee aus dieser Stellung werfen oder Nachschubmangel ihn zum Rückzug zwingen würde. General Auchinleck schätzte, er selbst werde seine organisa-

torischen Probleme nicht vor Mitte Februar lösen und erst dann genügend Truppen zur Wiederaufnahme der Offensive konzentrieren können.

Am 21. Januar griff Rommel an. «Das Unwahrscheinliche geschah: ohne jede vorhergehende Warnung begannen die Achsenkräfte vorzurücken.»

Wie am 31. März 1941 mag Rommel zunächst vielleicht nur an eine bewaffnete Aufklärung im Vollverband gedacht haben. Doch selbst dazu bedurfte es unter den gegebenen Umständen einer besonderen psychischen und physischen Kraft. Wie unsere eigenen Truppenführer hatte auch Rommel zwei Monate pausenloser Kämpfe hinter sich. Auch er hatte diese ganze Zeit über nur in oder neben seinem Wagen geschlafen – und nie mehr als ein oder zwei Stunden ungestörter Ruhe gehabt. Auch er hatte nur gegessen, was es gerade gab – und nur dann, wenn es sich so einrichten liess. Auch er hatte bittere Kälte ertragen, Regen und Sandstürme. Sogar noch häufiger als die Truppenführer auf englischer Seite, war er Tag und Nacht durch den Kampfraum geflitzt. Und dann war der lange Rückzug gekommen. Es gab nichts, was seine Müdigkeit hätte verscheuchen können. Nicht die innere Spannung, einen geschlagenen Gegner zu verfolgen. Nicht die Aussicht auf Sieg. Als er Agheila erreichte, war er wirklich erschöpft. Und doch gab er den Soldaten vom Afrika-Korps gleich wieder einen neuen Marschbefehl, sogar ohne begrenztes Kampfziel. Sie sollten Marschverpflegung für drei Tage fassen und ihm dann so rasch wie nur irgend möglich folgen. Mit einigen Verstärkungen, aber doch nur mit etwa 100 Panzern, darunter einigen leichten, und nahezu ohne Jägerschutz brach Rommel dann in drei Kolonnen auf. Rasch wurden die schwachen und weit auseinander gezogenen Sicherungsabteilungen des Gegners beiseite gefegt. «Wie üblich», erklärt General Auchinleck, «nutzte Rommel seine Anfangserfolge rasch und geschickt aus.» Sofort wurde aus der bewaffneten Aufklärung eine Offensive. Die 1. Panzerdivision, die auf englischer Seite gerade die kampferprobten «Wüstenratten» von der 7. Division abgelöst hatte, war ohne jede Erfahrung im Wüstenkrieg. Sie verlor 100 von ihren 150 Panzern und viele Geschütze. Rommel hatte die 8. Armee überrumpelt. Am 7. Februar hatte er sie bei

einem Eigenverlust von nur 30 Panzern auf die Linie Gazala-Bir Hacheim zurückgedrängt. Welchen Massstab man auch anlegt, das war kühne und beste Feldherrnkunst.

*

Und nicht nur in der Cyrenaica stand für die Engländer das Barometer auf Sturm. Vom Fernen Osten wehte ein eisiger Wind. Drohendes Unheil lag in der Luft. Mit affenartiger Geschwindigkeit hetzten die Japaner durch das «undurchdringliche Dschungel» des malaiischen Archipels. Schon drohte der Angriff auf das «uneinnehmbare Bollwerk» Singapur – und er drohte von einer Seite, auf der man nie mit einem Angriff gerechnet hatte. In Burma standen zwei schwache Divisionen, die nun versuchen mussten, sich nach Norden durchzuschlagen, wenn es überhaupt noch möglich war. Im europäischen Kampfraum war dem Oberkommando der Achse endlich die strategische Bedeutung Maltas und des Mittelmeers aufgegangen. In nicht abbreissender Folge wurde die Insel von der Luft aus bekämpft – mit dem Ergebnis, dass Rommel im Januar auch nicht eine einzige Tonne an Versorgungsgütern verlor. Flugzeuge und U-Boote sperrten unseren Geleitzügen den Zentralraum des Mittelmeers. Unsere Seestreitkräfte erlitten schwere Verluste. Admiral Cunningham blieben nur noch drei Kreuzer und ein paar Zerstörer. Sein Flaggschiff lag im Hafen von Alexandria ... auf dem Meeresgrund.

Diese Ereignisse lösten zwangsläufig eine ganze Kette von Reaktionen aus. So wie General Wavell seinerzeit Truppen für den von vornherein zum Scheitern verurteilten griechischen Feldzug hatte abzweigen müssen, so wurde nun General Auchinleck durch angeforderte Verstärkungen für den Fernen Osten daran gehindert, seine Kräfte neu aufzubauen. Bereits im Dezember 1941, noch ehe Rommel aus seiner Stellung bei Gazala geworfen wurde, war die 18. Division vom Kampfraum Mittelost nach Malaya abgezogen worden. (Sie landete in Singapur unmittelbar vor der Kapitulation und zwei ihrer Brigaden wanderten, ohne einen Schuss abgefeuert zu haben, in japanische Gefangenenlager). Zur gleichen Zeit hatte man die Entsendung der 17. indischen Division abge-

stoppt. Auchinleck brauchte Panzer, Jagdflugzeuge, Geschütze. Auch sie mftssten an andere Fronten gehen.

Da man aber der festen Überzeugung war, dass Malta nicht gehalten werden konnte, wenn es uns nicht gelang, die Flugstützpunkte der westlichen Cyrenaica sicherzustellen und der Insel und unseren Geleitzügen wirksamen Fliegerschutz zu bieten, bestand das Kriegskabinett darauf, eine Offensive zum frühest möglichen Zeitpunkt zu eröffnen. Was war nun der frühest mögliche Zeitpunkt? Der Premierminister: «Heute – spätestens gestern.» General Auchinleck: «Wenn eine gewisse Erfolgchance gegeben ist.» Auchinleck brachte vor, dass eine vorzeitige Offensive zur stückweisen Aufreibung der neuen Panzerkräfte führen könne, die er gerade wieder aufzubauen versuche. Es könne auch so kommen, dass man bei dem Rettungsversuch für Malta Ägypten und den gesamten Mittelosten verliere. Und der *Circulus vitiosus* schloss sich vollends. Mit je-dem Tag, der verstrich, ohne dass Malta Rommels Nachschub behindern konnte, schwanden unsere Aussichten, Rommel mit Erfolg angreifen zu können. Im Februar hatte bereits ein grosser Geleitzug mit einer beträchtlichen Panzerladung Tripolis erreicht.

Nun begann ein «Ferndiskutieren am laufenden Draht», das einen fast ebenso zur Verzweiflung brachte wie Ferngespräche in Indien und das bei allen Beteiligten immer den Eindruck hinterliess: «Um Gotteswillen ... der Mann am anderen Ende der Strippe ist aber ein Halbidiot.» Und diese Wirkung war natürlich erst recht unausbleiblich, wenn beide Gesprächspartner von ihrem besonderen Standpunkt aus recht hatten. Glücklicherweise konnte man Sir Stafford Cripps und den Stellvertretenden Chef des Empire-Generalstabs, General Nye, veranlassen nach Kairo zu fahren, da General Auchinleck nicht dazu zu bringen war, den Mittelosten zu verlassen und nach London zu fliegen. In Kairo konnte General Auchinleck nun Sir Stafford Cripps und General Nye überzeugen, dass seine Panzer- und Luftkräfte zu schwach waren, um bei einer sofortigen Offensive auch nur halbwegs mit Erfolg rechnen zu können.

So einigte man sich, die Offensive erst für Mitte Mai anzusetzen. Inzwischen aber erhielt Rommel einen solchen Panzer-

nachschub, dass es höchst zweifelhaft erschien, ob wir bis Mitte Mai eine zahlenmässige Überlegenheit erreichen konnten. Doch das Kriegskabinett war fest entschlossen, Malta zu retten - auch auf die Gefahr hin, Ägypten zu verlieren. General Auchinleck erhielt die Weisung, seine Offensive spätestens Mitte Juni zu eröffnen. Doch Rommel kam dieser Offensive zuvor. Am 27. Mai trat er zum Angriff an. Zahlenmässig hatte er etwa die gleiche Menge an Panzern wie Auchinleck. Aber der Gefechtswert seiner Panzer war besser. Sie waren auch den neuen amerikanischen Panzern vom Muster «General Grant» überlegen. Die Flugplätze der westlichen Cyrenaica wurden nicht erobert. Malta fiel nicht, da Hitler törichterweise den Angriff der Fallschirmtruppen auf Malta verschoben hatte. Aber um ein Haar hätten wir Ägypten verloren.

*

Die Katastrophe des Juni 1942 übte eine niederschmetternde Wirkung auf die englische Öffentlichkeit aus. Nichts erschütterte sie mehr als der Fall von Tobruk, obwohl man tatsächlich nie die Absicht gehabt hatte, Tobruk bei ungünstigem Verlauf der Kämpfe zu halten. Gleiche Niedergeschlagenheit herrschte in Südafrika und Australien. Südafrikanische Truppen hatten in Tobruk kapituliert. Australische Truppen hatten in früheren Kämpfen Tobruk verteidigt. Auch die 8. Armee, die in den ersten Kampftagen den Sieg bereits in greifbarer Nähe sah, konnte es nicht fassen, wie dieser Sieg plötzlich ihrem Zugriff entglitten war. So wurde sich die breite Öffentlichkeit nie bewusst, wie nah Rommel der Niederlage war - und der Kapitulation.

«Alles hing von dem Stützpunkt der 150. Brigade in Got-el-Ualeb ab», sagte mir General Bayerlein. «Wir hatten keine Ahnung von diesem Stützpunkt. Unsere ersten Angriffe scheiterten. Hätten wir ihn nicht am 1. Juni genommen, dann hätten die Engländer das gesamte Afrika-Korps geschnappt. Am Abend des dritten Tages waren wir eingeschlossen und fast ohne Treibstoff. Es war ein wahres Wunder, dass wir noch beizeiten unseren Nachschub durch die Minenfelder heranschaffen konnten.»

Die Gazala-Stellung bestand vor allem aus Minenfeldern. Sie reichte von der Küste bei Gazala bis nach Bir Hacheim, 65 km weiter südlich im offenen Wüstengebiet. Minenfelder allein halten natürlich Panzer nicht ab. Rasch können Fahrinnen durch die Minenfelder gebahnt werden. Es muss also auch noch etwas dahinter geben. Aber es war unmöglich, sich «einzubuddeln» und ein Grabennetz zu schaffen wie im ersten Weltkrieg. Im Übrigen wäre ein solches Stellungssystem auch nutzlos gewesen, gleichgültig wie weit es sich erstreckt hätte, denn seine linke Flanke hätte immer in der Luft gehangen. General Auchinleck und General Ritchie schufen daher eine Reihe besonderer Rundstellungen, die wir «boxes» nannten. Die erste «box» lag bei Gazala, die letzte bei Bir Hacheim. Diese «boxes» waren durch Drahtverhau und Minen geschützt. Sie boten Verteidigungsmöglichkeiten nach allen Seiten und waren tatsächlich kleine Festungen. Ihre Besatzungen waren mit allem Nötigen versehen, um eine längere Belagerung aushalten zu können. Sie verfügten sogar über eigene Artillerie.

Die «boxes» hatten eine doppelte Aufgabe. Zunächst sollten sie die Minenfelder überwachen und verhindern, dass sich der Feind in aller Seelenruhe eine Gasse durch den Minengürtel bahnte. Dann aber waren die «boxes» – wie die Burgen des Mittelalters – Widerstandsnester, die ein vorsichtiger Gegner erst einmal aus dem Wege räumen musste. Sonst bestand die Gefahr, dass die Besatzungen der «boxes» Ausfälle machten und ihn im Rücken fassten oder Störangriffe auf seine Nachschublinien führten. Während sich der Gegner mit den «boxes» befasste, konnten unsere Panzerkräfte, die weit ausserhalb dieser Rundstellungen angesetzt waren, über ihn herfallen. Hatte man so den Gegner gezwungen, zum Panzerkampf auf einem von uns gewählten Gelände anzutreten, so konnten wir im gegebenen Zeitpunkt selbst zur Offensive schreiten. Man hoffte daher auf englischer Seite, die Stellung bei Gazala würde ein gut ausgebautes Verteidigungssystem bilden, das uns die Möglichkeit gäbe, Angriffe zu führen und notfalls auf die «boxes» zurückzufallen. Man hoffte, die Stellung bei Gazala würde für die 8. Armee eine Art Scapa Flow sein.

Wie General Audiinleck richtig vermutete, musste Tobruk wiederum Rommels erstes Kampfziel sein. Ohne Tobruk erobert zu haben, konnte er es nicht wagen, in Ägypten einzufallen. Dieses Ziel konnte Rommel auf zweierlei Art erreichen. Er konnte sich einen Weg durch die Minenfelder und Rundstellungen bahnen und direkt auf Tobruk losgehen. Oder er konnte die Gazala-Stellung umgehen, bei Bir Hacheim durchbrechen und dann nach Norden vorstossen. Rommel wählte die zweite Möglichkeit. Die italienische Panzerdivision Ariete sollte Bir Hacheim, wenn möglich, schon in der ersten Nacht nehmen. Auf jeden Fall sollte das Afrika-Korps direkt zur Küste vorstossen. Tobruk sollte vom Afrika-Korps bereits am dritten Tage genommen sein, nachdem man vorher die britischen Panzerverbände zerschlagen hatte! Die italienischen Divisionen sollten die Front halten und unseren Ausbruch aus der Gazala-Stellung nach Westen verhindern. Eine dieser Divisionen, die Division Trieste, sollte sich am Treck-el-Abd eine Gasse durch das Minenfeld bahnen, um die eigene Nachschublinie für den Fall zu verkürzen, dass Bir Hacheim nicht sofort genommen würde. Hinter diesem Minenabschnitt aber lag die «box» der 150. Brigade.

«Ich habe für diesen Plan nie viel übrig gehabt», sagte mir General Bayerlein. «Als Chef des Stabes des Afrika-Korps habe ich Rommel immer wieder auf meine Bedenken hingewiesen. Es schien mir viel zu riskant vorzustossen, ohne vorher Bir Hacheim beseitigt zu haben. Sechs Wochen früher hatte mich Rommel gefragt: ‚Was würden Sie mit Ihren Panzern tun, wenn Sie General Ritchie wären?« Ich sagte: ich würde die Panzer irgendwo weit östlich halten, etwa bei El Adern, zunächst jede Schlacht vermeiden und dann, wenn wir innerhalb der Gazala-Stellung wären, an unserer Flanke losschlagen. ‚Unsinn«, sagte Rommel, ‚das werden die Engländer nie machen«, obwohl es genau das war, was er selbst gemacht haben würde. Übrigens bin ich der Ansicht, dass General Ritchie's Dispositionen ausgezeichnet waren. Auch die amerikanischen ‚General Grant'-Panzer mit ihren 7,5 Geschützen waren eine böse Überraschung für uns. Unsere 15. Panzerdivision verlor am ersten Tage 100 Panzer.»

«General Cruewell, der Befehlshaber des Afrika-Korps, wurde abgeschossen und machte eine Notlandung in der «box» der 150. Brigade. Er wurde gefangengenommen. General Gause, Chef des Stabes bei Rommel, wurde verwundet. General Nehring übernahm das Afrika-Korps. Ich selbst übernahm Gauses Stellung. Nachdem es uns nicht gelungen war, Bir Hacheim zu nehmen und das Minenfeld zu durchstossen, baten wir beide Rommel, die Schlacht doch abzubrechen. Aber er wollte nichts davon hören. Wenn ich mich recht erinnere, war das am Abend des 51. Mai. Unsere Lage war wirklich verzweifelt. Wir standen mit dem Rücken gegen das Minenfeld. Wir hatten keine Verpflegung. Kein Wasser, keinen Treibstoff, nur wenig Munition. Es bestand keine Möglichkeit unsere Kolonnen durch das Minenfeld zu schleusen. Bir Hacheim hielt immer noch aus und verhinderte unseren Nachschub vom Süden. Die ganze Zeit wurden wir aus der Luft bekämpft. Noch 24 Stunden ... und wir hätten kapitulieren müssen.»

Diese Darstellung General Bayerleins bestätigte eine Geschichte, die ich nur wenige Tage später im Gefangenenlager in Barce hörte. Am ersten Angriffstag war die 3. indische motorisierte Brigade überrannt worden. Einem Freund von mir, Offizier bei den 10. Husaren, wurde kurze Zeit später sein Panzer abgeschossen. Er geriet unter die indischen Gefangenen und befand sich nun in der Nähe von Rommels Gefechtsstand östlich der Minenfelder. Zur Abwehr unserer Panzer hatte Rommel einen Ring mit seiner 8,8 Flak gezogen-. Mit allen Mitteln versuchte er, die «box» der 150. Brigade zu nehmen und seinen Nachschub heranzubekommen. Die indischen Gefangenen waren dem Verdursten nahe. Sie kämpften um jeden Tropfen Wasser, das an die Verwundeten ausgeteilt wurde. Major Archer-Shee, ein Offizier, dessen Äusseres schon Respekt einflösste, verlangte Rommel zu sprechen. Zu seiner Überraschung wurde er tatsächlich zu Rommel geführt. Er sprach ein paar Brocken Deutsch. Sie reichten aus, um seinen Protest vorbringen zu können. Wenn nicht genug Verpflegung und Wasser für die Gefangenen da sei, dann hätten die Deutschen kein Recht, die Gefangenen noch länger zu halten. Man sollte sie dann zu den englischen Linien zurückschicken. Rommel hörte sich alles ruhig an, ja sogar mit Teilnahme. «Sie

bekommen genau so viel Wasser wie das Afrika-Korps», sagte er. «Genau so viel wie ich: einen halben Becher. Aber ich stimme Ihnen zu. Es kann so nicht weitergehen. Wenn nicht heute Abend eine Transportkolonne durchkommt, werde ich General Ritchie bitten müssen, mir seine Bedingungen für eine Waffenstreckung mitzuteilen. Sie können ihm dann einen Brief von mir mitnehmen ...»

So verzweifelt scheint die Lage also damals gewesen zu sein, wenn man sich Rommel auch nur schwer vorstellen kann, wie er mit eingezogenem Schweif und in sein Schicksal ergeben in die Gefangenschaft abzieht. Aber General Auchinleck, der wieder nach Kairo zurückgekehrt war, erkannte noch vor General Ritchie, dass die Einnahme der «box» der 150. Brigade die gesamte Lage umwarf. Er schrieb am 3. Juni: «Ich freue mich, dass Ihrer Ansicht nach die Lage noch immer günstig ist und sich verbessert. Dennoch sehe ich mit einiger Besorgnis, dass die 150. Brigade geschlagen wurde und dass es dem Gegner gelang, einen breiten und tiefen Keil mitten in Ihrer Stellung zu konsolidieren. Gelingt es ihm, sich weiter zu festigen, dann wird unsere Gazala-Stellung, einschliesslich Bir Hacheim, unhaltbar werden, selbst wenn der Gegner seine Offensive nicht erneuern sollte. In seiner jetzigen Lage hat der Gegner die Möglichkeit, rasch wieder die Initiative ergreifen zu können, die Sie ihm in den Kämpfen der vorigen Woche entrissen haben ...»

Was war schief gegangen? Es ist immer leicht, hinterher den weisen Mann zu spielen, der alles vorausgeahnt hat. Aber in diesem Fall kann ich es schwarz auf weiss belegen, dass ich damals die Dinge richtig sah. In seinem Buch «*A Year of Battle*» berichtet Alan Moorehead, dass ich ihm am 2. oder 3. Juni sagte: «Unsere grosse Chance war, mit der 5. indischen Division unter General Briggs zum Angriff anzutreten, als Rommel gegen das Minenfeld gedrückt war. Diese Chance haben wir nun verpasst.» Tatsächlich war ein solcher Plan auch schon erörtert worden. Verschiedentlich kam ich am 2. Juni mit General Briggs zusammen, dessen ruhige, fast schon milde Art leicht über sein wahres Wesen hinwegtäuscht – und darüber, dass er sich höchste militärische Auszeichnungen erworben hat. Beide beklagten wir den Aufschub und das ständige Hin und Her.

Bald hiess es: So, jetzt wird angegriffen. Dann wieder sollte die ganze Division südlich um Bir Hacheim schwenken und in Eilmärschen nach Derna vorstossen. Und schliesslich sassen wir mit unserer Division völlig untätig da. Als der Angriff endlich am 5. Juni losging, kam er bereits drei Tage zu spät. Die «box» der 150. Brigade war gefallen. Durch das Minenfeld war eine Gasse gebahnt. Das Afrika-Korps hatte sich wieder gefangen. Es hatte sich im Frontvorsprung eingekrallt. Es hatte wieder Treibstoff, Verpflegung, Wasser und Munition. Genügend 8,8 Geschütze waren aufgefahren. Dahinter standen die Panzer. Bei dem verspäteten Angriff hatte die 10. Brigade der 5. Division zunächst einigen Erfolg, den unsere Panzer aber nicht ausnutzten. Abends gelang es deutschen Panzern und motorisierter Infanterie, sich rückwärts an die Brigade heranzuschieben. In englischen Beutewagen überrannten die Deutschen das einzige Bataillon, das zum Flankenschutz eingesetzt war, noch ehe man sie ausgemacht hatte. Dann folgten die Panzer und die motorisierte Infanterie. Der Brigade-Gefechtsstand und die Gefechtsleitung der Division gingen in Flammen auf. Zelte und Lastwagen brannten. General Briggs und General Messervy, die gerade von einer Erkundung kamen, konnten noch eben entschlüpfen. Der Chef der Brigade, Brigadegeneral Boucher, der gerade auf der Rückfahrt zu seinem Gefechtsstand war, und ich, der ich auf ihn wartete, waren weniger glücklich.

Wenn man wie ich in dieser Nacht mitten unter deutschen Panzern sass, musste man kein Prophet sein um zu wissen: Rommel war wieder auf dem Marsch. Er hatte tatsächlich die Initiative wiedererlangt, die ihm General Ritchie entrissen hatte und er hatte nicht die Absicht, diese Initiative wieder aufzugeben. Der 5. Juni war der Wendepunkt der Schlacht, obwohl wir die Chance auf einen vollen Sieg bereits drei Tage vorher verloren hatten.

Rommel tat nun, was er gleich von Anfang an hätte tun sollen. Er schickte General Bayerlein los, um Bir Hacheim endlich aus dem Wege zu räumen. Dazu bedurfte es einer Woche pausenlosen Artilleriekampfes. Stukas mussten eingesetzt werden. Und auch dann leisteten die tapferen Freien Franzosen noch Widerstand. Aber lange konnten sie nicht

mehr (durchhalten. So erhielt General König Befehl von General Ritchie, Bir Hacheim in der Nacht vom 10. Juni zu räumen und einen Durchbruch zu versuchen. Er entkam mit einem grossen Teil seiner Truppen. Sein eigener Wagen wurde von einer jungen englischen Fahrerin gesteuert.

Nun, nachdem Bir Hacheim gefallen war, hatte Rommel den Rücken frei. Sofort griff er wieder auf seinen ursprünglichen Plan zurück, Tobruk zu nehmen. Gegen Mitternacht am 11. Juni stand die 90. Leichte einige Kilometer südlich El Adern. An ihrer linken Flanke waren die Panzerdivisionen gestaffelt. Es folgten zwei Tage schwerer entscheidender Panzerkämpfe. Rommel warf alles, was er an Panzern hatte, in die Schlacht. Doch die Panzer operierten hinter einem Schirm von Pak – und er hatte mehr Pak als man je vermutet hatte. Die britischen Panzerbrigaden, die durch den Verlust der meisten ihrer «General Grants» geschwächt waren, mussten nun versuchen, die Feuerwand zu durchbrechen, um die deutschen Panzer packen zu können. Dabei erlitten sie schwere Verluste. Über den Rest fielen die deutschen Panzer her. Bei Einbruch der Dunkelheit am 13. Juni hatten wir den grössten Teil unserer Panzerkräfte eingebüsst. Vor allem aber war das Schlachtfeld in der Hand des Gegners. Er konnte seine ausgefallenen Panzer bergen. Wir nicht.

Nun stand es fest, dass die Gazala-Stellung geräumt werden musste. Doch General Auchinleck und General Ritchie konnten sich noch nicht an den Gedanken gewöhnen, daß die 8. Armee geschlagen war. Sie hatte ihre Panzer verloren. Doch die Masse der Infanterie war noch intakt. Die neuseeländische Division war von Syrien abgezweigt worden. Eine neue Panzerdivision, die 10. Division, war auf dem Marsch zur Front. In den Werkstätten wurden etwa 150 Kampfwagen instandgesetzt. Bald mussten wir wieder mehr Panzer als Rommel haben. Während der ganzen Kämpfe waren unsere Luftstreitkräfte überlegen gewesen. Sie waren es auch jetzt noch. So beschloss man, Gazala aufzugeben, doch eine Linie vom westlichen Verteidigungsgürtel von Tobruk bis El Adern und Belhamed zu halten. Gleichzeitig sollten bewegliche Kräfte ostwärts dieser Linie bereitgestellt werden. Nahe der Grenze sollte eine neue Kampfgruppe aufgebaut werden. Das be-

deutete, dass Tobruk nun wieder – oder zumindest ein Teil der Abwehrzone von Tobruk – blockiert sein würde. Das war durchaus nicht «plangemäss», da die Flotte erklärt hatte, die Versorgung Tobruks nicht übernehmen zu können. Immerhin war eine vorübergehende und teilweise Abschnürung ja etwas anderes als eine Dauerbelagerung.

Nach Ansicht General Bayerleins war dies eine verhängnisvolle Entscheidung. «Nachdem wir Bir Hacheim genommen hatten und in der Gazala-Stellung standen, hätte General Ritchie sofort auf die Grenze zurückfallen müssen. Unter keinen Umständen hätte er den Versuch machen sollen, Tobruk in dem Zustand, in dem sich seine Verteidigung befand, und mit einer zusammengewürfelten Garnison halten zu wollen. Wenn er es aber halten wollte – und wir nahmen an, er würde es tun –, dann hätte er die Verteidigung von Anfang an vorbereiten, Minenfelder legen, Geschütze in Stellung bringen müssen usw. Vor allem aber hätte er das Kommando in Tobruk einem erfahrenen General übergeben müssen. Vielleicht wäre alles anders gekommen, wenn jemand wie General Morshead, General Gott oder General Freyberg in Tobruk gewesen wäre. Immerhin haben sich ein paar Einheiten tapfer geschlagen. Da war ein schottisches Hochland-Regiment (die *Cameron Highlanders*), das noch weiter kämpfte, längst nachdem General Klopper kapituliert hatte. Aber man hatte den Eindruck, dass es überhaupt keinen klaren Verteidigungsplan gab.

Der Beschluss Tobruk zu halten, erwies sich tatsächlich als verhängnisvoll. Nachdem Rommel Sidi Rezegh am 17. Juni genommen und unseren Panzerkräften am gleichen Tage eine schwere Niederlage bereitet hatte, griff er Tobruk von El Duda aus am 20. Juni an. Der Angriff folgte genau dem Plan, den er einige Monate früher, am 23. November 1941, vorgeschlagen hatte. Er setzte seine Stukas zum Sturzangriff auf die Minenfelder ein, um sich eine Gasse zu bahnen. Dann brach er in raschem Ansturm von Südosten in die Festung ein. In Tobruk herrschte schon bald grösste Verwirrung. General Klopper war aus seinem Gefechtsstand ausgebombt worden. Seine Nachrichtenverbindungen waren unterbrochen. Er hatte jeden Überblick und jede Kontrolle verloren. Als die deut-

schen Panzer ihren Keil durch den Verteidigungsgürtel vortrieben, dann ausfächerten und direkt zum Hafen vorstießen, leisteten einige Truppen Widerstand. Andere brachen nach Osten aus, darunter auch ein Bataillon der Coldstream-Garde, das sich natürlich in guter Ordnung vom Feinde absetzte. Die Südafrikaner, die den westlichen und südwestlichen Abschnitt des Abwehrgürtels hielten, wussten kaum, was vor sich ging, bis sie plötzlich von der 90. Leichten im Rücken gefasst wurden. Mürrisch leisteten sie am frühen Morgen des nächsten Tages dem Kapitulationsbefehl General Kloppers Folge. Noch Monate später, in der Gefangenschaft, erweckte der Gedanke an diese Kapitulation in ihnen ein Gefühl tiefster Bitterkeit und Scham. Die Festung Tobruk, die 1941 neun Monate standgehalten hatte, war in einem Tage gefallen. Es war unvermeidbar, dass man sie für dieses Debakel verantwortlich machen würde. Es war unvermeidbar, dass sie General Klopfer dafür verantwortlich machten.

Während der letzten Stunden vor der Kapitulation – und noch geraume Zeit nachher – breiteten sich schwere düstere Rauchschwaden über Tobruk. Unmittelbar vor der Waffensreckung hatte man die Lager in Brand gesetzt. Treibstoff und Versorgungsgüter im Wert von vielen Millionen Pfund Sterling gingen in Flammen auf. Und doch blieb noch genügend zurück, um Rommel den Vormarsch nach Ägypten zu ermöglichen.

Jetzt war es zu spät, um einen Halt an der Grenze zu machen. General Ritchie ersuchte um Genehmigung, auf Marsa Matruh zurückfallen zu dürfen. Widerstrebend und nur mit grossen Bedenken gab General Auchinleck diesem Ersuchen statt, denn ohne Panzerschutz war Marsa Matruh nicht leichter als die Grenze zu halten. Am Abend des 23. Juni stand Rommel wieder am Grenzzaun.

Sollte er seinen Vormarsch fortsetzen? General von Thoma behauptet, Rommel habe einen ausdrücklichen Befehl Mussolinis nicht befolgt, der ihm von Marschall Badoglio übermittelt wurde, nach Einnahme von Tobruk an der Grenze haltzumachen. General Bayerlein bestreitet das. Am 22. Juni, so erklärt er, wurde westlich Bardia eine Besprechung abgehalten. Er selbst nahm nur am Schluss an dieser Besprechung teil.

Aber Rommel sagte ihm nachher, General Bastico, sein unmittelbarer Vorgesetzter, habe die Ansicht vertreten, man solle lieber nicht den Versuch machen, nach Ägypten vorzustoßen. Es lag aber kein diesbezüglicher Befehl vor. Weder vom italienischen noch vom deutschen Oberkommando. So gab General Bastico nach, als Rommel ihm mitteilte, Kesselring habe ihm allen benötigten Nachschub zugesichert. Zur Klärung dieser Frage tragen zwei Auszüge aus Cianos Tagebüchern bei. Am 22. Juni schreibt Ciano: «Aus Rom bereits Telegramm abgegangen, um Rommel zu dämpfen. Er soll nicht über die Linie Fort Capuzzo-Sollum vorstoßen.» Am nächsten Tage schreibt Ciano: «Aus abgefangenen Funksprüchen des amerikanischen Beobachters in Kairo, Fellers, erfahren wir, dass Engländer geschlagen sind und dass Rommel, falls er Vorstoß fortsetzt, gute Aussichten hat, bis zur Kanalzone zu gelangen. *Selbsterständlich drängt Mussolini auf Weiterführung des Angriffs..* *

So waren es die anderen, die sich nicht entscheiden konnten. Die Entscheidung lag bei Rommel. Für einen Mann seines Wesens gab es hier keine Wahl. Die 8. Armee war auf dem Rückzug. Sollte er haltmachen und dem Gegner Zeit lassen zur Neuformierung seiner Kräfte? Sollte er dann wieder von vorn anfangen? Wieder von der Linie anfangen, wo er vor 14 Monaten gehalten hatte? Ägypten lag als glitzernde Beute vor ihm. Der Suezkanal war greifbar nahe. Nun mussten doch auch das deutsche und italienische Oberkommando einsehen, was auf dem Spiele stand. Nun mussten sie ihm doch die Unterstützung und Nachschubhilfe gewähren, die er brauchte. «Niemand hätte vermuten können», erklärte General Bayerlein, «dass die Engländer so rasch wieder die Herrschaft im Mittelmeer an sich reißen und so erfolgreich unsere Seetransporte unterbinden würden.» Und noch weniger hätte man vermuten können, dass Hitler mit seiner berühmten «Intuition» und Keitel, Jodl und Haider als geschulte Strategen die Möglichkeiten überhaupt nicht sehen würden, die sich nun vor ihnen ausbreiteten. Natürlich gab es für Rommel nur eine Entscheidung. Nur die Entscheidung, weiter vorzustoßen. Wohl war das Afrika-Korps erschöpft. Doch für Rommel mit seiner unbeugsamen Lebenskraft war kein Soldat zu er-

schöpft, um nicht noch die letzte Runde einer siegreichen Schlacht bestehen zu können – oder sogar einer schon halb verlorenen Schlacht.

Das Afrika-Korps marschierte. Mit beschleunigtem Tempo. Am Abend des 24. Juni, vier Tage nach dem Fall von Tobruk, stand Rommel bei Sidi Barrani. Am nächsten Tage waren seine Abteilungen nur noch 65 km von Marsa Matruh entfernt. An diesem Tage übernahm General Auchinleck selbst den Oberbefehl über die 8. Armee. Sofort beschloss er, nichts an Truppen in Marsa Matruh zu belassen, da er diese Abwehrstellung doch nicht genügend bemannen konnte. Der Fehler von Tobruk durfte nicht wiederholt werden. Man musste Rommel halten. Wenn möglich im Gebiet zwischen Matruh und El Alamein. Doch als Vorbeugungsmassnahme sollte das XXX. Korps die Alamein-Stellung besetzen. Am Abend des 26. Juni durchstießen deutsche Panzer die Minenfelder südlich «*Charing Cross*». Am nächsten Tage stiessen sie auf die neuseeländische Division, die ausgeruht und wie immer voll Kampfgeist war. Die deutschen Panzer erlitten schwere Verluste. Aber sie prellten an der Küste weiter vor. Es gelang ihnen, die Küstenstrasse 30 km östlich Matruh abzuriegeln. Die 50. Division und die soeben neu eingetroffene 10. indische Division mussten sich nachts unter Zurücklassung eines grossen Teils ihrer Munition und ihres Geräts nach Westen durchschlagen. Es gab keine andere Wahl als den Rückzug auf die von General Auchinleck seit langem vorbereitete Stellung. Am 30. Juni erreichte Rommel die Alamein-Linie. Alexandria war nur 100 km entfernt. Wie mir General Bayerlein versicherte, hatte das Afrika-Korps noch 12 Panzer.

SO WAR DER FEIND

I. «Wüstenfest».

Am Morgen des 21. Juni hatte Rommel den Fall von Tobruk melden können. Am nächsten Tage erfuhr er durch Funk-spruch aus dem Führerhauptquartier seine Beförderung zum Generalfeldmarschall. Er war mit 49 Jahren der jüngste Feldmarschall der deutschen Armee. Zur Feier des Tages gab es abends Büchsen-Ananas und ein Gläschen Beute-Whisky aus den Beständen der NAAFI-Marketenderei in Tobruk. Nach dem Abendessen schrieb Rommel einen Brief an seine Frau: «Hitler hat mich zum Feldmarschall gemacht. Mir wäre lieber gewesen, er hätte mir eine Division geschickt.» Aber er war an jenem Abend in ungewöhnlich guter Stimmung. Er dachte zurück an die zweimal sieben mageren Jahre als Hauptmann. Er konnte mit dem Aufstieg während der folgenden zehn Jahre zufrieden sein.

Er hatte jetzt den Höhepunkt seiner militärischen Laufbahn erreicht. Auch den Höhepunkt seiner Erfolge in Nordafrika. Nur 16 Monate waren vergangen, seit er in Tripolis mit dem begrenzten Auftrag gelandet war, die Eroberung Tripolitaniens durch die Engländer zu verhindern. In diesen 16 Monaten hatte er sich einer neuen Art der Kriegführung anpassen müssen, einer neuen Lebensweise, die fremd und beschwerlich war. Man kann wohl kaum sagen, dass die Wüste sein «natürliches Element» war. Aber schon bald wurde er «wüstenfest»* wie ein alter Beduine. «Mag sein», sagte General Bay-erlein, «dass Rommel kein grosser Stratege war. Doch er war bestimmt in der ganzen deutschen Armee der beste Mann für den Wüstenkrieg.»

*) «Wüstenfest» war ein Wort, das wir zunächst für Fahrzeuge gebrauchten, die den besonderen Anforderungen der Wüste entsprachen. Dann wurde dieses Wort im übertragenen Sinn auf Verbände, Einheiten, ja sogar auf Einzelpersonen angewandt.

Der Wüstenkrieg war ein Krieg für junge Soldaten. Rommel war nicht mehr der Jüngste. Doch da er viele Jahre Ski gelaufen und im Gebirge herumgekraxelt war, hatte er sich seine körperliche Frische voll erhalten. «Er hatte Mumm in den Knochen, war stark wie ein Pferd», sagte ein junger Offizier von den Fallschirmjägern, der selbst ein hervorragender Skiläufer war. «Ich habe nie einen Mann wie ihn gesehen. Er konnte ohne Essen auskommen. Ohne Trinken. Ohne Schlaf. Er konnte mehr aushalten als Leute, die zwanzig oder dreissig Jahre jünger waren. Man konnte höchstens von ihm sagen: er verlangte zu viel von sich, zu viel von anderen.»

Ja, er war in seinem ganzen Wesen spartanisch. Er war stolz darauf, gegen Entsagungen und Strapazen gefeit zu sein. Er war unempfindlich gegen Hitze und Kälte. Ein hartes Lager machte ihm nichts aus. Selbst den Ghibli, den Sandsturm der Wüste, der den Flugsand aufwirbelte und in alle Poren peitschte und jeden in der Wüste – auch Araber und Kamele – in ein kleines Häuflein Unglück verwandelte, betrachtete er nur als eine «etwas übertriebene Unannehmlichkeit». Bei seiner ersten Wüstenschlacht bestand er darauf, bei einem Sandsturm in seinem Fieseier Storch aufzusteigen. Fast hätte er sich beim Landen das Genick gebrochen. Sicht war gleich Null. Als er den Storch aufsetzte, sagte er nur: «Es war verdammt schwierig zu sehen, wo die Engländer eigentlich stecken.» Wahrscheinlich steckten sie bis über die Ohren im dichten Flugsand.

Wie Napoleon konnte Rommel gleichsam auf Kommando ein paar Minuten Schlaf erhaschen. In seinem Befehlswagen oder am Arbeitstisch. Erwachte er dann, war er völlig erfrischt. Ich fragte Herrn Günther, Rommels Ordonnanz, der jetzt als Konditor in Garmisch lebt, ob er sich etwas daraus machte, wenn seine Nachtruhe gestört wurde. «Aber kein Gedanke», sagte Günther, der Rommel vier Jahre begleitet hatte. «Er schien sich nichts daraus zu machen. In einer Sekunde war er wieder ganz wach. Er hielt beim Schlaf gewissermassen ein Auge offen. Kam eine Meldung, war er meist schon munter, ehe ich ihn weckte.» Günther erzählte mir dann noch weiter, Rommel sei immer sehr ruhig und ausgeglichen gewesen und habe seine Ordonnanz nie abgehetzt. «Nein, er

war sehr leicht zufriedenzustellen.» (Seine Generale kannten ihn allerdings von einer anderen Seite.)

Aus Essen hat sich Rommel nie viel gemacht. Fuhr er für einen ganzen Tag in die Wüste hinaus, so genügten ihm ein paar Brote oder eine Büchse Ölsardinen. Eines Tages lud er einen italienischen General zu einem kleinen Wüsten-Picknick ein. «Es war eine etwas peinliche Situation», erzählte er später. «Alles, was ich hatte, waren drei Scheiben Brot – und die waren obendrein noch vertrocknet. Macht aber nichts, die Herren lassen sich ja sonst nichts abgehen.» Da man in der Wüste immer durstiger wird, je mehr man trinkt, so nahm er immer nur etwas kalten Tee und Zitrone mit – und oft kam er zurück, ohne den Tee auch nur angerührt zu haben.

Abends pflegte er mit seinem alten Freunde Aldinger allein im Wohnwagen zu essen. Er bestand darauf, die gleiche Verpflegung wie seine Truppen zu erhalten. Und diese Verpflegung war nicht gerade besonders gut. «Einer der Gründe, warum wir so viele Krankheiten und vor allem Gelbsucht hatten», meinte der Kriegsberichterstatter von Eisebeck (ein Vetter des Generals), «lag in unserer Verpflegung, die für die Wüste viel zu schwer war. Unser Schwarzbrot in seiner besonderen Verpackung war ja recht nützlich. Aber wie wir uns danach sehnten, mal eine englische Feldbäckerei zu erbeuten und das frische Weissbrot zu schmecken. Und dann die englische Marmelade! In den ersten Monaten sahen wir überhaupt kein Obst oder Frischgemüse. Wir lebten die ganze Zeit von italienischem Büchsenfleisch mit dem Aufdruck ‚A.M.‘. Die Truppen taufte es daher *asinus Mussolini*.»

Ein junger Offizier des Afrika-Korps sagte einmal, er sei an sich mit allem zufrieden, aber das Essen sei nicht gerade allzu schmackhaft. Rommel schmunzelte: «Und glauben Sie, es schmeckt mir besser?» Aber wahrscheinlich merkte er überhaupt nicht, wie es schmeckte. Wir wissen nur, dass er eine ausgesprochene Abneigung gegen Tee oder Kaffee hatte, der mit Salzwasser aufgebrüht war. (Sicher hatte er sich in Girabub nicht wohl gefühlt. Das Wasser dort hat die gleiche Konsistenz wie Bittersalz. Doch mindestens so bitter wie Bittersalz waren die Witze unserer Soldaten über das Wasser in

Girabub. ER war auch wirklich nur «*cum grano salis** geniessbar.)

Beim Abendessen, das höchstens zwanzig Minuten dauerte, trank Rommel ein Glas Wein. Nach dem Essen stellte er den Rundfunk an, hörte aber nur die Nachrichten. Dann schrieb er täglich einen Brief an seine Frau. Hatte er während der Kämpfe keine Zeit, so musste seine Ordonnanz Günther ein paar Zeilen an Frau Rommel richten. Auch mit seinen alten Kameraden von den württembergischen Gebirgsjägern stand er in dauerndem Briefwechsel. Er liess keinen ihrer Briefe unbeantwortet. Den Rest des Abends befasste er sich dann mit dienstlichen Vorlagen. Wenn er überhaupt etwas las, so war es gelegentlich eine Zeitung. Hin und wieder auch ein Buch über militärische Dinge. Er zeigte ein gewisses Interesse an der Geschichte Nordafrikas. Die Ruinen des antiken Cyrene auf dem Hochland von Barka erweckten seine Neugier. Aber es ist nichts als eine fromme Propaganda-Legende, dass er weiter Griechisch und Latein betrieb und ein eifriger Archäologe war, der jede freie Minute damit zubrachte, nach römischen Altertümern zu graben. «Eines Tages», so erzählte mir von Eisebeck, «hatten wir ein wenig in der Erde gebuddelt und einige alte römische Tonscherben gefunden. Wir sahen uns gerade die Scherben an, da kam Rommel vorbei. Wir zeigten ihm unsere Funde.» Während sich Rommel die «Altertümer» ansah, wurde die ganze Szene geknipst. Das Bild ging durch die Presse. Vielleicht mit der Beschriftung: «Rommel als Altertümforscher». Wer konnte auch nur ahnen, dass Rommel gerade in diesem Augenblick sagte: «Was zum Teufel wollen Sie denn mit all diesem Trödelkram anfangen?»

In der Frühe war Rommel schon um 6 Uhr wieder auf den Beinen. Wenn er auch bei Paraden immer fast schon pedantisch darauf achtete, dass seine Soldaten nicht wie der «Krähwinkler Landsturm» aussahen, so liess er doch in der Wüste jeden auf seine eigene Façon selig werden. Die meisten im Afrika-Korps folgten der «australischen Mode». Sie trugen Schuhe, kurze Hosen und Feldmützen. Er selbst war immer vorschriftsmässig gekleidet – und immer rasiert. Bisweilen trug er kurze Hosen. Meist aber Breeches und Schafstiefel. Und immer einen Waffenrock. Schon bald nach seiner An-

kunft warf er – wie die meisten von uns – seinen Tropenhelm fort. Er trug nie einen Stahlhelm. Das einzig Exzentrische in seiner Kleidung war im Winter ein kariertes Halstuch. Vielleicht hatte er diese Mode von uns übernommen. Er war also in seinem Äusseren erheblich korrekter als unsere eigenen Kommandeure, die in kurzen Kamelhaarjacken mit Reissverschluss und in Manchesterhosen herumliefen und nur an ihrer roten Mütze und an den Rangabzeichen als Generale erkenntlich waren, vorausgesetzt, dass sie überhaupt Mütze und Rangabzeichen trugen. (General Messervy geriet, als er die 7. Panzerdivision befehligte, vorübergehend in Gefangenschaft. Er gab sich mit Erfolg als gemeiner Soldat aus. Ein deutscher Offizier fragte ihn: «Na, Sie sind doch schon etwas reichlich alt?» General Messervy erwiderte: «Viel zu alt. Ich bin Reservist. Man hatte gar kein Recht, mich einzuziehen.»)

Um 6.30 Uhr früh begann Rommel seine tägliche Frontfahrt. Bisweilen im Flugzeug, das er selbst steuerte. Er hatte zwar keinen Flugzeugführerschein. Doch er war ein sicherer Flieger, verstand sich ausgezeichnet auf Navigation.

Bei Kämpfen benutzte er fast immer seinen englischen Befehlspanzer «Mammut». Oft kutscherte er auch allein in einem Volkswagen herum. Von Anfang an fand er sich in der Wüste zurecht. Auch die entferntesten Aussenposten wurden aufgesucht. Gnade Gott dem Offizier im rückwärtigen Gebiet, den er bei diesen Fahrten noch nach 7 Uhr früh in der Klappe fand. «Verdammte Schlafmütze», fuhr er einen unglücklichen Obersten an, der ihm im Pyjama entgegenkam. «Sie haben wohl darauf gewartet, dass ich Ihnen das Frühstück ans Bett bringe?» Zu Aldinger sagte er später: «Wissen Sie, das ist grossartig ... Feldmarschall zu sein und noch wie ein Feldwebel reden zu können.»

Seine Frontbesuche waren keineswegs nur flüchtige Inspektionen. Mit seinem scharfen Blick für Gelände und seinem ausgeprägten Sinn für alle taktischen Gegebenheiten entging ihm nichts. Da war ein MG in schlechter Feuerstellung. Fahrkolonnen parkten im falschen Wadi. Minen waren zu augenfällig gelegt. Ein Beobachtungsstand war schlecht oder überhaupt nicht getarnt. War er mit einer Stellung nicht zufrieden, so fuhr er allein ein oder zwei Kilometer «mitten

in die Landschaft» hinein, um die Stellung nun selbst mit den Augen des Feindes abzutasten. Häufig zog er dabei das Feuer auf sich. Dann kehrte er auf Umwegen zurück, um die Stellung nicht zu verraten. Als er sich an das Fort Acroma heranschlich, geriet er ins Feuer, als er gerade mitten im Minenfeld war. «Das kommt davon, wenn man es gar zu eilig hat,» sagte er. «Ich hätte mich langsamer vorschieben sollen.» Die jungen Offiziere und Soldaten hingen an ihm, weil er Verständnis für ihre eigenen kleinen Sorgen hatte. Er hatte immer neue taktische Einfälle. Er fand sich immer in der Wüste zurecht. Er war einer von ihnen. Ein richtiges «Frontschwein».

Vor allem fand er immer den richtigen Ton. Er liebte die Jugend und wusste mit ihr umzugehen. Von Esebeck erzählte mir: «Es machte ihm Freude, mit jungen Menschen zu reden. Für jeden, der seine Pflicht tat, hatte er ein freundliches Lächeln und einen Scherz. Und nichts machte ihm mehr Spass, als mit einem Landsmann zu schwäbeln. Er hatte wirklich das Herz auf dem rechten Fleck.» Und nach einer Pause sagte von Esebeck: «Er hatte mehr Charme als irgend jemand, den ich kannte.» Diese Bemerkung aus dem Munde eines Mannes, der mehr von der Welt und der «Gesellschaft» gesehen hatte und viel belesener war als Rommel, kam für mich überraschend.

Doch erst auf dem Schlachtfelde war Rommel ganz in seinem Element. Er war der geborene Führer. Aus Instinkt und Verstand vertraute er auf persönliche Wirkung. Er war der erste, der den Krieg in der Wüste als eine Art Seekrieg sah. «Kein Admiral», so erklärte er, «hat jemals eine Seeschlacht an seinem Schreibtisch in der Flottenstation gewonnen.»

Rommel hatte eine ungewöhnlich rasche Auffassungsgabe, einen raschen, sicheren Blick für jede militärische Situation. Doch der Grund, warum es ihm gelang, so oft eine flüchtige Chance auszunutzen, das Geheimnis seiner ersten Erfolge, lag einfach darin, dass er nicht erst auf Meldungen zu warten hatte, die allmählich auf dem üblichen Befehlsweg zu ihm gelangten. Er verschaffte sich immer selbst sein Bild. Er war immer selbst unterwegs, vorn an der Front. In seinem Flugzeug, in seinem Panzer, in seinem Befehlswagen, im Volkswagen oder zu Fuss. So konnte er im April 1941 und im Januar 1942 ohne Zeitverlust durch langwierige Planung Aufklär-

rungsvorstösse in siegreiche Offensiven verwandeln. So konnte er Ende Mai 1942 eine Niederlage überstellen, die fast schon das Ausmass einer Katastrophe angenommen hatte, und nach Sicherung seines Nachschubweges die entscheidende Wendung herbeiführen. Soweit es überhaupt im modernen Kriege für den Einzelnen möglich ist, versuchte er «mit der Windsbraut zu reiten und die Winde zu lenken.»

Hauptmann Liddell Hart und auch andere haben Rommel den Vorwurf gemacht, er habe sich «zu viel auf dem Schlachtfeld herumgetrieben» und sei nur zu oft ohne richtigen Kontakt mit seinem Hauptquartier gewesen. An diesem Einwand ist sicher manches Wahre. Aber auch Liddell Hart gibt zu, dass Rommel «eine erstaunliche Gabe hatte, plötzlich zur rechten Zeit am rechten Ort aufzutauchen und dem Kampf eine entscheidende Wendung zu geben». Generalmajor Füller äussert sich noch positiver. «An rascher Entscheidungskraft und in ihrem Bewegungstempo», schreibt er, «waren die Deutschen ihrem Gegner weit überlegen, vor allem deshalb, weil Rommel das Kommando nicht seinen Untergebenen überliess, sondern meist das Kommando seiner Panzerkräfte selbst übernahm ... Die britischen Generale waren nicht unfähiger als die deutschen. Aber ihre militärische Ausbildung war veraltet. Es war eine Ausbildung, die auf dem Stellungskrieg der Jahre 1914-18 fusste und nicht auf dem Bewegungskrieg mit Panzern, den sie nun zu führen hatten.» Zweimal wurde Rommel geschlagen, als General Auchinleck das Frontkommando selbst übernahm. Er entging der sicheren Niederlage im Juni 1942, weil auf unserer Seite die militärische Führung und die Befehlsübermittlung zu schwerfällig war.

Niemand in der Wüste bezweifelte, dass es sich immer lohnte, selbst das Kommando zu übernehmen, statt die Befehlsgewalt zu delegieren. Man muss sich Rommel nun aber nicht als einen modernen Prinz Ruprecht vorstellen, der sich immer mit munterem Hutschwenken und «jauchzend vor Panzerlust» auf den Feind stürzte. Im Gegenteil, er war ein vorsichtiger Kämpfer, der, häufiger als unsere eigenen Generale, Schlachten nur annahm, wenn alle von ihm gestellten Kampfbedingungen Vorlagen. Sein Hauptbeitrag zur Taktik des Panzerkrieges war, dass er seine Panzer hinter einem Schirm

von Pak auf Selbstfahrlafetten einsetzte. Hinter diesem Schirm rückten seine Panzer vor. Hinter diesem Schirm konnten sie sich zurückziehen oder auftanken. Durch diesen Schirm brachen sie vor, sobald die Pak unseren eigenen Panzern hart zugesetzt hatte. Oft wurden unsere anrollenden Panzer in eine Falle gelockt und dann gegen die Pakwand gedrückt. Oft gelang es ihm, mit der zusammengefassten Wucht seiner Panzerkräfte unsere eigenen über den Kampfraum verstreuten Panzer zu packen. Auch sonst war er erfindungsreich, voller Einfälle. Kaum war er in Tripolis gelandet, gab er Befehl zum Bau von Panzerattrappen. Ständig liess er seine Transportkolonnen Staub aufwirbeln, um so die Anwesenheit seiner Panzerdivisionen vorzutäuschen. Zunächst liess er hinter den Lastwagen Zeltbahnen nachschleppen. Aber schon bald verfiel er auf die Idee, hinten an den Lastwagen Propeller zum Staubaufwirbeln zu montieren. Seine nächtlichen Kaskaden bunter Leuchtraketen waren oft nur für uns bestimmt. Sie sollten uns irreführen. Zum gleichen Zweck benutzte er auch häufig Beutewagen. Nicht nur weil er knapp an Fahrzeugen war, sondern vor allem, um bei einem Vormarsch den Gegner zu verwirren.

Auch die Art seiner Kommandoführung war keineswegs so ziellos und leichtsinnig, wie man vielfach angenommen hat. Er raste nicht einfach auf dem Schlachtfeld herum und erteilte frei vom Fleck und frisch drauflos seine Befehle an einzelne und kleinere Verbände. Hätte er das getan, so hätte er eine Kampftruppe von 100'000 Mann nicht so erfolgreich führen können. Oft gab er seine Befehle mündlich. Oft funkte er sie in Klartext, wenn er glaubte, der Gegner werde in der Hitze der Schlacht keine Zeit mehr haben, aus den aufgefangenen Befehlen Nutzen zu ziehen. Aber Hauptmann Aldinger versicherte mir, dass jeder mündliche Befehl immer in Kurzschrift aufgezeichnet und, sofern es möglich war, später schriftlich bestätigt wurde. Immer waren diese Befehle knapp in der Form, eindeutig im Inhalt. Rommel wusste immer genau, was er wollte. Da gab es keine Zweifel. Weder bei ihm, noch bei seinen Untergebenen.

Bei dieser Kommandoführung war es unvermeidlich, dass er sich selbst grossen Gefahren in der Schlacht aussetzte. Ein-

mal wurden sein Fahrer und der Ersatzfahrer neben ihm getötet. Er musste sich selbst ans Steuer setzen. Rommel war gewiss ein ungewöhnlich tapferer Mann, den in einer Schlacht nichts aus der Fassung bringen konnte. Unsere eigenen Befehlshaber hätten allerdings genau so tapfer und unerschütterlich den Kampf an der Spitze ihrer Truppen geführt, wenn eine solche Kommandoführung bei uns üblich gewesen wäre. Niemand konnte, wenn auch auf einer niedrigeren Rangstufe, tapferer sein als General Freyberg, General «Jock» Campbell oder General «Strafer» Gott. Wie Napoleon und Wellington setzte sich Rommel Gefahren aus, weil diese Gefahren einfach unvermeidlich waren, wenn er die Schlacht persönlich leiten wollte. Diese Gefahren gehörten eben zum Handwerk. Und er nahm sie um so leichteren Herzens auf sich, als er der festen Überzeugung war, dass er nicht auf dem Schlachtfelde fallen werde.

Auch seine Untergebenen hielten ihn für immun. Nur führten sie diese Immunität auf sein «Fingerspitzengefühl» zurück, auf seinen sechsten Sinn, alles genau im Voraus zu wissen, was der Gegner tun werde. «Um die Mittagszeit am 25. November», so erzählte mir General Bayerlein, «standen wir beim Gefechtsstand des Afrika-Korps in Gasr-el-Abid. Plötzlich wandte sich Rommel zu mir und sagte: ‚Bayerlein, ich möchte Ihnen eigentlich raten, von hier abzuhausen. Die Sache gefällt mir nicht.* Eine Stunde später wurde der Gefechtsstand völlig unerwartet angegriffen und überrannt. Am gleichen Nachmittag, als wir wieder irgendwo standen, sagte er: ‚Kommen Sie, lassen Sie uns ein paar hundert Meter zur Seite gehen. Ich glaube, hier kommen wir bald unter Feuer.*

In der Wüste ist schliesslich ein Fleck Erde so gut wie der andere. Aber kaum hatten wir unseren Standort gewechselt, vielleicht fünf Minuten später, schlugen Granaten genau an der Stelle ein, wo wir eben noch gestanden hatten. Jeder, der mit Rommel im ersten oder zweiten Krieg gekämpft hat, kann Ihnen ähnliche Geschichten erzählen.» Jeder tat es auch.

Wenn man sich rein theoretisch mit Rommels Kommandoführung befasst, kann es leicht geschehen, dass man dabei den Hauptzweck und die Hauptwirkung dieser besonderen Art der Kommandoführung übersieht: die Truppe anzufeuern

und in ihr einen Willen zum Sieg zu entfachen. Letzten Endes hängt davon der Ausgang aller Schlachten ab. Schlachten können durch schlechte Führung oder unzulängliche Arbeit des Stabes verloren werden. Aber mangelnde Kampfmoral einer Truppe kann selbst durch beste Führung nicht ausgeglichen werden, noch weniger durch gute Planung des Stabes. «*A la guerre les trois quarts sont des affaires morales*», sagte Napoleon. Andere haben den Wert der Kampfmoral einer Truppe sogar noch höher angesetzt. Sicher waren Rommels Kommandeure über sein ständiges Auftauchen in den vorgeschobenen Stellungen nicht immer begeistert. Vielleicht hat es sie sogar bisweilen irritiert. Möglich, dass es bisweilen auch besser gewesen wäre, er hätte sein Hauptquartier nicht verlassen und Karten und Meldungen studiert, statt sich vorn an der Front in einen Nahkampf zu stürzen, wobei sich kein klares Bild vom Gesamtverlauf der Kämpfe gewinnen liess. Aber es besteht kein Zweifel, dass sein persönlicher Einfluss das Afrika-Korps formte und zu dem machte, was es wurde. Ja, schon der blosse Anblick der untersetzten, Zuversicht ausstrahlenden Gestalt gab der Truppe neuen Mut.

Damals glaubten wir, das Afrika-Korps sei eine Elite-Truppe. Eine Truppe aus Freiwilligen, die man hundertfach gesiebt und besonders für den Wüstenkrieg gedrillt habe. Das war nicht der Fall. Die Soldaten des Afrika-Korps waren keine Freiwilligen. «Sonst hätte sich die gesamte deutsche Armee freiwillig für das Afrika-Korps gemeldet», sagte mir General von Ravenstein. Die Soldaten des Afrika-Korps waren auch nicht besonders gesiebt. Sie kamen auf dem üblichen Wege aus den Ersatzformationen und aus anderen Einheiten und es ist wohl kaum anzunehmen, dass deutsche Dienststellen dabei gewissenhafter waren als unsere eigenen und gerade ihre besten Leute hergaben. Das Afrika-Korps hatte auch keine Sonderausbildung erhalten, wenn man davon absieht, dass einige Offiziere die Ehre und das Vergnügen hatten, zu den Italienern abkommandiert zu werden, um dort den richtigen Wüstenschliff zu bekommen. Im Übrigen war das Afrika-Korps das übliche Produkt der deutschen Wehrmacht. Der junge deutsche Soldat war körperlich kräftig, willig und im Gebrauch seiner Waffen gut ausgebildet. Er war diszipliniert,

patriotisch und tapfer. Doch für die Wüste war er physisch nicht sonderlich geeignet. Die ganz jungen oder sehr blonden Soldaten konnten die Hitze nicht vertragen. Und die alten Soldaten aus dem ersten Krieg konnten es auch nicht. Alles in allem passten sich die Deutschen nicht so leicht den Bedingungen der Wüste an wie die Australier, Neuseeländer, Südafrikaner, Inder oder Engländer. Denn die meisten von ihnen, gleichviel ob Offiziere oder Mannschaften, waren nie aus Europa herausgekommen. Sie verstanden Afrika nicht.

So konnten sie zum Beispiel nur schwer begreifen, dass man nicht alles Wasser ohne Weiteres trinken konnte. «Sie hatten», wie mir von Eisebeck erzählte, «kein richtiges Wasserreinigungssystem. Wir litten viel unter Darmstörungen und Gelbsucht. Unsere Ärzte hatten nicht annähernd die Tropenerfahrung wie Ihre englischen Ärzte. Auch die deutschen Feldlazarette waren in tropenmässiger Ausrüstung unterlegen. Zunächst gab es kein Plasma für Bluttransfusionen. Wir brauchten ziemlich lange, bis wir lernten, in der Wüste auf uns selbst aufzupassen.»

Und nun nach dem Soll auch das Haben. Das Afrika-Korps hatte bessere Waffen, wenn auch weniger Transportmittel. Es verstand seine Waffen besser einzusetzen als wir. Auch die Urlaubsregelung war besser. Das Afrika-Korps war auch besser mit Zeitungen versorgt, ja es hatte sogar seine eigene Zeitung «Qase». Es war einheitlich in seiner Zusammensetzung, während die 8. Armee immer bunt zusammengewürfelt war. Die Stimmung der Truppe war gut, als sie in Afrika landete. Und doch war es erst Rommel, der gleichsam von der ersten Minute an durch persönliche Einflussnahme und durch sein Vorbild, durch die Stärke seines Charakters und dadurch, dass er mehr wagte als seine Soldaten, das Afrika-Korps zu der uns bekannten zähen, elastischen und gefährlichen Kampftruppe machte. Rommel war das Afrika-Korps. Er war es für seine eigene Truppe. Und auch für den Feind. Er war es, der die Soldaten des Afrika-Korps in der Schlacht kühn und zuversichtlich machte, ja sogar überheblich. Er war es, der das Afrika-Korps dazu brachte, alle Kräfte und jeden Nerv anzuspannen und sich nie geschlagen zu geben. Und weil das Afrika-Korps eben das Afrika-Korps war, marschierten seine

Soldaten sogar noch als Gefangene mit einem gewissen Stolz und mit einer gewissen Überheblichkeit zum Hafen von Suez und piffen: «Denn wir fahren gegen Engeland.» Noch heute tragen sie in Deutschland in ihrer Briertasche oder bei ihren Ausweispapieren den Ärmelstreifen mit der Palme. Fragt man sie, ob sie in Nordafrika waren, dann antworten sie stolz: «Ja, ich war beim Afrika-Korps ... ich kämpfte unter Rommel!» Nun, ich wünsche diesen Soldaten des Afrika-Korps alles Gute. Sie haben sich tapfer geschlagen und ein deutsches Sprichwort lautet: «Gleich nach einem guten Freund kommt ein guter Feind.»

*

Das Afrika-Korps vergötterte Rommel. Seine Generale vergötterten ihn nicht. Sie respektierten ihn. Alle berichten: er war hart. Es war nicht leicht, mit ihm umzugehen. In der Schlacht reagierte er höchst empfindsam auf jede Regung beim Feinde. Im Umgang mit seinen höheren Offizieren war er weniger empfindsam. Er liess seiner Zunge freien Lauf. Er konnte brutal sein. Er war ungeduldig. Was er nicht sehen wollte, sah er nicht. An seinen Befehlen durfte nicht gerüttelt und gedeutelt werden. Man durfte ihm nicht sagen: dies oder das ist unmöglich. Er hatte die schlechte Angewohnheit, seine Kommandeure zu übergehen und direkte Befehle an untere Truppenführer zu erteilen. Noch schlimmer war, dass er seinen Chef des Stabes immer mit sich herumschleifte und niemanden im Hauptquartier mit Befehlsgewalt zurückliess. Mitten im Kampf befasste er sich oft mit Dingen, die nicht gerade zu den Aufgaben eines Oberbefehlshabers gehörten, wie zum Beispiel die versuchte Gefangennahme von General Cunningham, «wenn es überhaupt General Cunningham war». Ausserhalb des Schlachtfeldes war er unzugänglich und ungesellig. «Natürlich hatte er nicht die gesellschaftlichen Vorteile genossen wie die meisten Feldmarschälle», sagte mir einer seiner Generale mit einem leisen Ton der Missbilligung, durch die noch die Erinnerung an Kasinofeste, Rittergüter, Paradeuniformen, Galabälle und an den grossen Tag hindurchklang, da Serenissimus das Bataillon mit seinem Besuch beehrt hatte.

Diese Kritik an Rommel war in seiner Person begründet und in den Methoden seiner Kommandoführung. Er bestand

darauf, die Zügel selbst zu halten. So war es unvermeidbar, dass er sieb oft über die Ansichten der ihm unterstehenden Kommandeure hinwegsetzte. Das geschah kurz und bündig, wie es seiner Natur entsprach. Ebenso unvermeidbar war es, dass die höheren Offiziere, die unter ihm dienten, nur wenig Sinn für eine Kommandoführung hatten, wie sie Napoleon ausübte, die aber nicht mehr in einen modernen Krieg passte, einfach deshalb, weil in einem modernen Krieg die unmittelbare und persönliche Kommandoführung nur selten möglich ist. Aber auch diese Einwände gegen Rommel wurden immer sofort wieder eingeschränkt. Man rühmte seine Tapferkeit, seinen sechsten Sinn, seine wunderbare Art mit den Soldaten umzugehen. Wenn er sich beruhigt hatte, liess er immer mit sich reden. Hatte er irgend einen Offizier bei der Erteilung von Befehlen übergangen, so entschuldigte er sich hinterher. Er hielt mit seinem Lob nicht zurück. Gab es unumwunden zu, wenn er sich geirrt hatte. Ich fragte, ob sie irgendeinen General nennen könnten, der sich besser auf den Wüstenkrieg verstanden habe? Nein, lautete die Antwort. Keiner, der halb so gut gewesen wäre.

II. Nostr'alleati Italiani

Das Afrika-Korps war ein einheitlicher Truppenkörper. Die Achsen-Streitkräfte in Nordafrika waren nicht ganz so einheitlich. Da gab es auch die Italiener. Arme Italiener! In der militärischen Legende haben sie unseren «ältesten Bundesgenossen» im ersten Weltkrieg fast den Platz streitig gemacht. Rommel hatte natürlich mancherlei Erfahrungen mit den Italienern gemacht. Er hat Manfred viel über sie erzählt. Hauptmann Aldinger hat dann diese Geschichten ergänzt. Da war zum Beispiel der Angriff auf Tobruk, den die Italiener führen sollten. Sie traten zum Angriff an. Kaum waren sie aus dem Blickfeld der Deutschen verschwunden, da warfen sie die Waffen fort und hoben die Hände hoch. Plötzlich machten sie kehrt und liefen wieder zurück: «*Mamma, mia!*», riefen sie ganz ausser Atem. «Das sind ja keine Engländer ... das sind ja Australier!» Eines Tages besuchte Rommel die italienischen

Stellungen, als die Australier gerade einen örtlichen Angriff führten. «*Santa Maria!*», riefen die Italiener und sanken auf die Knie. «Ich will Ihnen einen guten Rat geben», sagte Rommel zum italienischen Kommandeur. «Sagen Sie Ihren Leuten: schießen ist besser als beten .. Und damit: Auf Wiedersehen!»

Dann ist da noch die Geschichte von den Australiern. Sie sollen italienische Gefangene mit ausgeschnittenem Hosenboden zurückgeschickt haben – und mit der Bitte, die Italiener doch durch eine gleiche Anzahl von Soldaten des Afrika-Korps zu ersetzen. Aber diese Geschichte klingt nicht allzu wahrscheinlich. 1918 hat man dieselbe Geschichte von den Deutschen erzählt. Nach einem missglückten Stosstruppunternehmen bei Merville sollen sie «unsere ältesten Bundesgenossen» unter ähnlichen Umständen zurückgeschickt haben. Aber damals bei Merville hatte man sie hinten blau angepinselt und die Botschaft der Deutschen lautete: Die Engländer sollten sich doch keine Mühe machen, ihnen noch weitere «Exemplare dieser Art» zu schicken. Wenn sie mehr davon haben wollten, würden sie schon selbst kommen und sie sich holen. Beide Geschichten weisen eine höchst verdächtige Ähnlichkeit auf. Ja, ich würde mich nicht wundern, wenn sie bereits von Methusalem nach seinem ersten Kriege erzählt worden sind.

Im Allgemeinen stimmte Rommel mit dem italienischen Soldaten überein, der ihm sagte: «Warum überlassen Sie nicht den Deutschen das Kämpfen und uns Italienern den Strassenbau?» Dennoch war Rommel keineswegs der Ansicht, dass alle Italiener Feiglinge waren. Die Panzerdivision Ariete schlug sich tapfer bei El Gobi und auch sonst. Auch die Division Brescia kämpfte gut. Ein vorzügliches Bataillon wurde von Major Montemuro geführt. Die italienischen Pioniertruppen waren ohne Ausnahme gut. Selbst unter Feuer. Mit guten Offizieren, anständiger Ausrüstung, von Zeit zu Zeit mit etwas Heimaturlaub hätte man nach Rommels Ansicht aus den Italienern durchaus brauchbare Soldaten machen können. (General Speidel erzählte mir: die norditalienischen Divisionen der 8. italienischen Armee unter General Italo Gariboldi, dessen Chef des Stabes er war, haben sich in Russland unter weit schlechteren Bedingungen gut geschlagen.) Doch abge-

sehen von den Offizieren war es ihre Ausrüstung, die nichts taugte. Die ersten italienischen Panzer waren lediglich «Sardinienbüchsen». Viele Panzer und Panzerwagen hatten nicht einmal Funkgerät. Die Nachrichtenübermittlung musste durch Flaggensignale erfolgen. Da Mussolini von diesen Missständen gewusst haben muss, da er – wie Cianos Tagebuch zeigt – für seine unglücklichen Landsleute und alle seine Generale nur tiefste Verachtung empfand, bleibt es etwas rätselhaft, wie er von ihnen erwarten konnte, «gleich Löwen zu kämpfen». Aber wenn sie auch keine Löwen waren, so hegten doch einige von ihnen eine etwas rührende Bewunderung für Rommel. Am 7. Februar 1942 hatte Mussolini seinen Ministerrat einberufen. Er begann mit dem üblichen Angriff auf seine Generale. Dann schilderte er die Begeisterung der Bersaglieri für Rommel. «Sie geben ihm ihren Federbusch, tragen ihn im Triumph auf den Schultern. Sie rufen: Wenn wir mit Rommel marschieren, wissen wir, dass wir nach Alexandria kommen!»

Dieser Vorfall mag von Mussolini *ad usum* seiner Generale etwas aufgebauscht worden sein. Aber Rommel hatte dem einfachen italienischen Soldaten gegenüber eine nette, väterliche Art, die ihn «*simpatico*» machte.

Dem italienischen Oberkommando und den italienischen Offizieren war er keineswegs so «*simpatico*». Für die italienischen Offiziere in ihrer Gesamtheit empfand er nichts als Verachtung. Diese Verachtung steigerte sich noch, als er erfuhr, dass es bei ihnen in der Wüste eine abgestufte Verpflegung gab: Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften hatten verschiedene Verpflegungssätze. Dass sich die Offiziere nicht um ihre Leute kümmerten, führte Rommel auf mangelnde militärische Tradition zurück. Aber das war in seinen Augen keine Entschuldigung dafür, dass sie wenig Neigung zeigten, sich allmählich eine zu erwerben. (Nur bei der italienischen Luftwaffe, die kühne Jagdflieger stellte, machte Rommel eine Ausnahme.) Auch die italienischen Offiziere liebten Rommel nicht. Sie fanden ihn schroff und grob. Immer verlangte er das Unmögliche.

Da Rommel die ganze Zeit über nominell unter italienischem Befehl stand, waren Zusammenstöße mit den höheren Kommandostellen unvermeidlich. Zunächst arbeitete Rommel

mit General Italo Gariboldi zusammen. Er war ein netter älterer Herr, ein recht guter Soldat. Noch wichtiger war: er liess Rommel machen, was er wollte. Schwieriger war General Ettore Bastico, den Rommel «Bombastico» taufte. General Bayerlein schilderte ihn mir als eine «glatte Null». Aber auf alle Fälle hatte Bastico seinen eigenen Schädel. Nach der Schlacht bei Sidi Rezegh im Dezember 1941 kam er mit Kesselring nach Gazala. Es kam zu einer scharfen Auseinandersetzung, als Rommel erklärte, auf Agedabia zurückzugehen. Unmöglich, erklärte Bastico. Das würde in Italien einen schlechten Eindruck machen. Möglicherweise würde es sogar zu einer Revolution führen. Rommel erwiderte, er könne nur das eine garantieren, dass er das Afrika-Korps zurücknehmen werde. Wenn die Italiener bleiben wollten, wo sie waren, dann sei das ihre Sache. Umgekehrt versuchte Bastico sich dem Vormarsch Rommels nach Ägypten zu widersetzen, wie wir bereits im vorigen Kapitel gezeigt haben.

Und dann gab es noch General Ugo Cavallero, der nach Badoglio's Rücktritt im Dezember 1940 Chef des Vereinigten italienischen Generalstabes geworden war. Da Cavallero perfekt Deutsch sprach und den Eindruck eines erfahrenen Generalstäblers machte, glaubte Rommel zunächst, er könne ihm voll vertrauen. Überdies hing sein Nachschub von ihm ab. Graf Ciano hat uns ein Bild Cavalleros mit der Liebe gezeichnet, die ein italienischer «bandito» immer für andere «banditi» in seinem Busen hegt: «Ein gerissener Hausierer ... ein Mann, der die Geheimpforte zu Mussolinis Herz gefunden hat. Ein Mann, der zu jeder Lüge, zu jeder Intrige, zu jedem Schwindel bereit ist. Man muss auf ihn aufpassen. Ein Mann, der uns noch viel zu schaffen machen kann ... Unter den vielen unaufrichtigen Kreaturen, die auf Gottes weiter Welt herumlaufen, gebührt Cavallero ganz gewiss die Ehrenpalme .. Mit seinem verlogenen, erheuchelten und servilen Optimismus erschien er mir heute unerträglich. Ein schamloser Lügner .. Er würde sich vor einem Pissoir verbeugen, wenn es seiner Karriere nützlich wäre ... Ein gefährlicher Narr ... immer bereit, nach der Pfeife der Deutschen zu tanzen... Er ist den Deutschen hörig ... Er hintergeht den Duce auf Schritt und Tritt.» Als Mussolini nach Rommels Ernennung zum Feldmarschall

vorschlug, auch Cavallero zum Marschall zu befördern, da er sonst «zwischen Kesselring und Rommel wie Christus zwischen den Dieben hänge», erhob Ciano Protest. «Über Basticos Ernennung», sagte er, «wird man lachen. Cavalleros Ernennung wird allgemeine Entrüstung auslösen.»

Und schliesslich hatte Rommel noch mit Mussolini zu tun. Wer immer noch glaubt, dass nur unter einer Diktatur etwas erreicht werden kann, weil nur Diktatoren genau wissen, was sie wollen, für den dürfte es ganz lehrreich sein, einmal Mussolinis Einstellung zu Rommel genau zu studieren, wie sie Ciano aufgezeichnet hat. Mai 1941. Mussolini hat einen Tagesbefehl Rommels gelesen, in dem er gedroht haben soll, die italienischen Divisionskommandeure beim Kriegsgericht anzuzeigen. Mussolini erwägt eine persönliche Beschwerde bei Hitler. Einige Monate später. Am 5. Dezember 1941 berichtet Ciano: «Mussolini ist so stolz darauf, dass er den Deutschen den Oberbefehl gegeben hat...» Am 17. Dezember, als die Schlacht eine unglückliche Wendung genommen hat, schiebt er die Schuld auf Rommel, der seiner Ansicht nach die Lage durch sein «unvorsichtiges Draufgängertum» verdorben hat. Am 7. Februar 1942, nach Rommels erfolgreichem Gegenangriff, berichtet Ciano: «Mussolini rühmt Rommel, der immer in seinem Panzer an der Spitze der angreifenden Kolonnen vorrückt». Am 26. Mai 1942 notiert Ciano: «Mussolini interessiert sich zurzeit nur für die bevorstehende Offensive in Libyen. Duce ist in jeder Hinsicht optimistisch und fest davon überzeugt, dass Rommel zum Nildelta vorstossen wird. Die Engländer werden diesen Vormarsch nicht verhindern können. Höchstens unsere eigenen Generale.» Am 22. Juni ist Mussolini, wie Ciano schreibt, «in bester Stimmung und entschlossen, nach Afrika zu gehen. Tatsächlich hat er den entscheidenden Angriff durchgesetzt. Sogar gegen die Meinung des Oberkommandos. Nun befürchtet er, man werde im Oberkommando die Grösse des Erfolges nicht erkennen und ihn daher nicht voll ausnutzen. Der Duce vertraut nur auf Rommel» Vier Tage später ist Mussolini «über den Fortschritt der Operationen in Libyen hochofret, aber verstimmt, dass die Schlacht mit Rommel identifiziert wird und so mehr wie ein deutscher Sieg als ein italienischer Sieg erscheint. Auch

Rommels Ernennung zum Feldmarschall, die Hitler offensichtlich vornahm, um den deutschen Charakter der Schlacht zu betonen, bereitet dem Duce viel Kummer. Natürlich schiebt er alle Schuld auf Graziani, der die ganze Zeit immer tief unter der Erde in einer römischen Felsengrabkammer in Cyrene sass, während Rommel immer in seinem Panzer lebt und weiss, wie ein General durch persönliches Beispiel auf seine Truppe wirken kann.» Am 21. Juli 1942 ist Mussolini in bester Stimmung. Er ist so zuversichtlich, nun das Nildelta zu erreichen, dass er sein persönliches Gepäck in Libyen lässt. Aber natürlich, so schreibt Ciano, «hat das Anti-Rommel-Gerede des italienischen Oberbefehlshabers in Libyen auf ihn gewirkt». Am 23. Juli ist Mussolini «zu der Erkenntnis gelangt, dass auch Rommels Strategie ihr Auf und Ab hat». Am 9. September ist Mussolini «verärgert über Rommel», der gegen italienische Offiziere die Anschuldigung erhoben hat, dem Gegner militärische Geheimnisse verraten zu haben. Am 27. September schreibt Ciano: «Mussolini ist überzeugt, dass Rommel nicht zurückkommen wird. Er sei körperlich und seelisch gebrochen.» Am 5. Januar 1943 spricht Mussolini in schärfster Weise «über Cavallero und den Tollhäusler Rommel, der keinen anderen Gedanken im Kopf hat als einen Rückzug nach Tunesien.»

Rommel war kein Cavallero. So verstand er es nur schlecht, mit Diktatoren umzugehen. Bei der ersten Begegnung hatte ihm Mussolini gefallen. Er schien ein Mann zu sein, der wusste, was er wollte. Ein Mann, der befehlen konnte. Etwas naiv bildete sich Rommel ein, Mussolini sei sein Freund. Er erkannte nicht, wie rasch der Duce mit jeder leichten Schwungung des Glücksrades seine Freundschaften änderte. Gott sei Dank hatte Rommel Sinn für komische Situationen, auch wenn er der Leidtragende war. 1942 wurde er nach Rom beordert, um dort Nachschubfragen zu besprechen. Als er das riesengrosse Arbeitszimmer des Duce im Palazzo Venetia betrat, sah er auf dem gewaltigen Schreibtisch die Insignien des italienischen Tapferkeitsordens. Aha, vermutete Rommel mit Recht, dieser Orden ist für mich bestimmt. Die Aussprache wurde allmählich immer erregter. Als Rommel sich in Hitze geredet hatte und etwas unbesonnen eine abfällige Bemerkung

kung über die italienische Flotte machte, starrte ihn Mussolini an. Dann ergriff er den Orden. Eine Schreibtischlade wurde aufgerissen. Peng flog der Orden in die Lade.» Er sah wirklich schön aus», sagte Rommel später etwas geknickt. «Ach, warum konnte ich meine Zunge nicht noch zehn Minuten im Zaum halten? Er hätte mir doch nachher den Orden nicht wieder abnehmen können.»

Doch auch für die Italiener liess sich mancherlei Vorbringen. Takt war nie Rommels starke Seite. Als er seinen grossen Gegenangriff im Januar 1942 vorbereitete, informierte er das italienische Oberkommando nicht über seine Pläne aus Furcht, es könne etwas durchsickern. Er gab lediglich die Anweisung an seinen Oberquartiermeister, nach Angriffsbeginn die Befehle in den italienischen Kasinos der rückwärtigen Gebiete anzuschlagen. Da der italienische Generalstab erst auf diese Weise von dem Gegenangriff Kenntnis erhielt, waren die Italiener begreiflicherweise empört. Rommel wurde vorgeladen. Aber er erwiderte, er sei vorn an der Front. Er würde sich freuen, wenn ihn General Bastico dort aufsuchen würde. General Bastico erschien nicht. Einige Tage später liess er Rommel mitteilen, dass er den Abzug aller italienischen Truppen beabsichtige. Rommel erklärte, das mache ihm nichts aus. Dieser Zwischenfall kostete Rommel seine erste italienische Auszeichnung – und das Wohlwollen General Basticos.

Auch die heikle Frage der Beuteteilung führte zu Reibungen mit den Italienern. Es gab eine Vereinbarung, die vermutlich Cavallero entworfen hatte. Danach sollten die Italiener alles, was sie in Russland erbeuteten, den Deutschen überlassen. Umgekehrt sollten die Deutschen ihre Beute in Nordafrika den Italienern aushändigen. Es ist nicht gerade wahrscheinlich, dass die russische Beuteklausel oft zur Anwendung kam. Aber über Nichtbeachtung der Afrikaklausel wurde von den Italienern bitterste Beschwerde geführt. «Über das Verhalten der Deutschen in Libyen herrscht grosse Empörung», schreibt Ciano im Sommer 1942. «Sie haben die ganze Beute an sich gerissen, ihre Hand auf alles gelegt. Bei jedem Beutestapel stehen deutsche Posten. Zutritt verboten.» Niemand schreit lauter «Haltet den Dieb», als der Dieb selbst. Zum Glück war Rommels Position und seine Rückendeckung

zu stark, um ihm etwas am Zeuge flicken zu können. Doch am meisten war Ciano darüber verärgert, «dass es nur Cavallero gelungen ist, einen guten Schnitt in Afrika zu machen und seine Taschen zu füllen ...»

So waren die Achsenpartner nicht die besten Bettgenossen. Gleichwohl fasste Rommel sein Urteil über die Italiener in ein paar Worten zusammen, die erfrischend undeutsch klingen und zeigen, dass Rommel weder engherzig noch engstirnig war. «Gewiss taugen sie als Soldaten nicht viel», sagte er zu Manfred. «Aber schliesslich darf man die Menschen nicht nur nach ihren militärischen Fähigkeiten bewerten. Sonst gäbe es keine Kultur.»

III. Ritterlicher Krieg

Dem Feinde stand Rommel in wohlwollender Gegnerschaft gegenüber, die bisweilen mit einem Tropfen Argwohn vermischt war. Wie alle Deutschen verübelte auch er zunächst den Einsatz indischer Divisionen. Doch er befreite sich von diesem Vorurteil, als er auf die 4. indische Division stiess und feststellte, dass sich der indische Soldat mindestens so diszipliniert und «korrekt» benahm, wie jeder andere Soldat in der Wüste. Aus Propagandagründen spottete er zwar über die «farbigen Engländer», die die Südafrikaner begleiteten, obwohl er ganz genau wusste, dass sie nicht zur kämpfenden Truppe gehörten. Die Australier hielt er für rauh und ruppig, vor allem den Italienern gegenüber. Aber es war eine Rauheit, die ihm gefiel, eine Ruppigkeit, die nicht roh und böswillig war. Als Einzelkämpfer schätzte er die australischen Soldaten hoch ein. Nur fand er, dass sie leicht über die Stränge schlügen. Er hätte gern selbst eine australische Division gehabt. Aber eine ganze australische Armee? Das musste kein allzu leichtes Kommando sein. Die Südafrikaner? Gutes Menschenmaterial, aber zu ungehobelt. Doch ihre Panzer waren gut. Bei Alamein haben sie sich vorzüglich geschlagen. Grösste Bewunderung hegte Rommel für die Neuseeländer. Immer wieder sagte er zu Manfred, Aldinger und anderen: «Das sind die besten Truppen auf englischer Seite.»

Die Engländer achtete er als «vielversprechende Amateure». Er gab sogar zu, dass sich die Engländer für Sonderunternehmen, die grosse eigene Entschlusskraft erforderten, besser als die Deutschen eigneten, die weit hinter den feindlichen Linien wohl kaum soviel Selbstvertrauen und Unternehmungsgeist aufgebracht hätten. In diesem Zusammenhang verwies er vor allem auf die *Long Range Desert Group* (Fernerkundungstruppen in der Wüste) und den *Special Air Service* (Sonder-Luftkommando). Die *Long Range Desert Group* enthielt zwar einen hohen Prozentsatz von Neuseeländern. Doch Organisation und Befehl dieser Truppe lag in den Händen von Offizieren der regulären englischen Armee. Die englischen regulären Verbände hielt Rommel für zäh und tapfer im Abwehrkampf. Aber sie waren seiner Ansicht nach nur ungenügend ausgebildet. Doch das galt nicht für die 7. Panzerdivision, vor allem nicht für die beiden Schützenbataillone der *Support Group* (Unterstützungstruppen). Es galt auch nicht für die 11. Husaren und die Artillerie. Dennoch fand Rommel, dass unsere Panzereinheiten und auch einzelne Panzer viel zu sehr dazu neigten, auch ohne den erforderlichen Feuerchutz anzugreifen. Rommels Kritik, dass wir unsere Panzer «pfennigweise» einsetzten und dadurch zu ihrer Vernichtung Panzer um Panzer geradezu einluden, ist auch von englischen Militärschriftstellern vorgebracht worden. Natürlich hielt Rommel die Art der englischen Kommandoführung für zu langsam und kompliziert, zu bürokratisch. Ob er sich jemals über diesen oder jenen englischen General im Einzelnen geäußert hat, habe ich trotz vieler Nachfragen nicht ermitteln können. Mir ist nur bekannt, dass er von General Wavell sagte, sein Feldzug gegen die Italiener werde stets ein Musterbeispiel dafür bleiben, wie man mit geringen Mitteln kühn planen und wagemutig handeln kann. So war das Urteil, das er sich über seine Gegner bildete, rein sachlicher Natur. Ein Soldat urteilte über Soldaten, nicht ein Feind über Feinde. Er hasste den Gegner nicht. Ja, sogar Abneigung war ihm fremd. Und die Neuseeländer hatte er fast schon gern.

«Der Krieg in Afrika war ein ritterlicher Krieg», sagte der letzte Befehlshaber des Afrika-Korps, General Johann Cramer, zu einem Korrespondenten der *Times*, als alles vorbei

war. Auch Rommel war stolz auf das makellose Verhalten seiner Truppen (und unserer Truppen). Schon immer hatte er streng auf einwandfreie Führung und genaue Befolgung des soldatischen Ehrencodex geachtet. Das war in keiner Weise etwas Ungewöhnliches. So dachte auch die grosse Mehrheit des deutschen Offizierkorps, vor allem die Offiziere, die schon vor 1933 gedient hatten. Unter der Generalität gab es nur wenige Ausnahmen: die Keitels und Jodls, die sich Hitler mit Leib und Seele verkauft hatten und bereit waren, auch seine schmachlichsten Befehle weiterzuleiten, selbst wenn sie diese Befehle nicht billigten.

«Der Krieg in Nordafrika war ein ritterlicher Krieg.» Für uns kam diese Ritterlichkeit überraschend. Wir wussten nichts von der Fehde zwischen Partei und Wehrmacht. Wir ahnten nichts von der Eifersucht der Nazis auf die Armee und von der Verachtung der Offiziere für die «braune Pest». Wir wussten nichts von der langjährigen, wenn auch knochenweichen Opposition vieler Generale gegen Hitler. So warfen wir begreiflicherweise alle Deutschen in einen Topf. Und im Kriege war das vielleicht ganz gut so. Alles in allem kann man wohl sagen: jedes Volk hat die Regierung, die es verdient. Wer sich mit Hitler oder Mussolini einlässt, muss auch die Folgen tragen. Man kann vom Feind nicht verlangen, dass er die Spreu vom Weizen scheidet und feine Unterschiede macht zwischen Leuten, die – mit verschiedenen Schulterklappen und Kokarden – alle die gleiche Uniform tragen. Und doch können wir jetzt erklären: Was auch in Polen und Russland geschehen ist, an anderen Fronten hat die deutsche Armee sauber gekämpft. Seltsamerweise kämpfte sie sogar sauberer als 1914/18. Vielleicht weil es in diesem zweiten Krieg weniger Nahkämpfe gab. Vielleicht weil die Offiziere ein engeres Verhältnis zu ihren Soldaten hatten. Vielleicht weil General von Seeckt und seine Nachfolger eine bessere Tradition begründet hatten. Es gab in diesem Kriege keine Erschiessungen von Gefangenen, wie sie im ersten Weltkrieg auf beiden Seiten vorgekommen sind. (Das mag vielleicht auch damit Zusammenhängen, dass man in diesem Kriege – auch ohne eigenes Verschulden – so viel leichter in Gefangenschaft geraten konnte.)

Jedenfalls entdeckten die Engländer bald, dass das Afrika-Korps bereit war, sich an die Spielregeln des Krieges zu halten. Das Verdienst hierfür wurde Rommel zugeschrieben. Da das Afrika-Korps in allem Rommel als Vorbild nahm, ist diese «ritterliche Kampfführung» gewiss zum grossen Teil auf das Konto von Rommel zu setzen. Aber vor allem hatte er Glück. «Gott sei Dank hatten wir keine Einsatzkommandos in der Wüste», sagte mir General Bayerlein. «Weiss der Himmel, was sonst geschehen wäre. Wir hätten bestimmt eine andere Art von Krieg erlebt.» Und dann erzählte er mir, was ich bisher nicht gewusst hatte, dass ein General wohl während der Kampfhandlungen Befehlsgewalt über die SS-Truppen hatte – aber keinerlei Disziplinarstrafgewalt. Alles, was ein General machen konnte, selbst wenn es sich um einen einfachen SS-Mann handelte, war eine Meldung auf dem üblichen Dienstweg an Himmler. Das Ergebnis war zumeist unbefriedigend. Ein General, der auf einem Bahnhof sah, wie SS-Männer mit dem Gewehrkolben auf russische Gefangene einschlugen, versuchte den SS-Oberscharführer zu stellen, der ihn aber prompt und unverschämt fragte: «Wer sind Sie eigentlich?»

– «Ein General des Heeres!»

– «Wir nehmen keine Befehle von Generalen entgegen. Wir sind die SS. Wir empfangen unsere Befehle ausschliesslich von Himmler!»

Der Oberscharführer war an den Falschen geraten. «In diesem Fall muss ich Sie ersuchen», sagte der General, «sich zu dem Baum da drüben zu begeben. Ich werde Sie in drei Minuten aufhängen lassen.» Da der General eine ganze Wagenladung seiner Soldaten bei sich hatte, musste sich der Oberscharführer entschuldigen. «Und eine Woche später», sagte der General, «erfuhr ich unter der Hand, dass mein Name auf Himmlers Schwarzer Liste stand.» Der Name des Generals war übrigens Fritz Bayerlein. «Hätte der Putsch vom 20. Juli Erfolg gehabt», fügte er hinzu, «so hätte es in Italien einen Kampf auf Leben und Tod zwischen den SS-Divisionen und dem Heer gegeben.»

Beim Afrika-Korps wurden Kriegsgefangene nicht misshandelt. Nach einem ersten, etwas rauhen Empfang wurden

sie mit einer fast unzeitgemässen Höflichkeit behandelt. Bald nach Beginn der Kämpfe im Mai 1942 traf ich in Gambut einen Heeres-FilmBerichter, einen Schotten, der gerade nach ein oder zwei Stunden Gefangenschaft entwischt war. Er war soeben aus England gekommen und hatte nun seine ersten «wüsten» Erfahrungen gemacht. Er war aufs Tiefste empört.

- «Gottverdanzig ... was für Leute sind das eigentlich ... diese verdammten Deutschen?», fragte er mich. «Nun schlägt's dreizehn ... nein sowas ... ich denke, mir bleibt die Spucke weg. Kommt da ein deutscher Offizier ... ich sage Ihnen ein richtiger Offizier ... und haste nicht gesehen, nimmt er mir meinen Kurbelkasten weg und will ihn mir nicht zurückgeben ...»

Dann beruhigte er sich wieder und sagte: «Na, macht aber nichts ... ich hab' mir eine Quittung geben lassen.»

Tatsächlich hatte er eine Empfangsbestätigung. Sie stand auf der Rückseite eines Briefumschlags. Da war alles vermerkt: Name, Dienstgrad und Datum. Der gute Schotte hoffte zuversichtlich, nach dem Kriege seine Kamera wieder einzulösen.

Diese Geschichte war meine Lieblingsgeschichte, bis ich unglücklicherweise selbst in Gefangenschaft geriet. Nun erlebte ich selbst eine viel schönere Geschichte. Ich wurde von einem jungen deutschen Soldaten durchsucht. Nachdem er damit fertig war, gab er mir das goldene Zigaretten-Etui zurück, das er in einer Tasche meines Busch-Hemdes gefunden hatte. Er entschuldigte sich dann. Es täte ihm leid, mir meinen Feldstecher abnehmen zu müssen. Aber, fügte er erklärend hinzu, das sei «Militärgut». Das Etui jedoch sei «Privateigentum». Ich habe dann im Gefangenenlager meine eigenen Erlebnisse mit denen meiner Kameraden ausgetauscht. Niemand hatte sich ernstlich über irgend etwas zu beklagen, bevor er an die Italiener ausgehändigt wurde. Ich persönlich muss wohl mit den Italienern besonderes Glück gehabt haben, denn ich besitze mein Zigaretten-Etui noch immer. Ich habe mich allerdings schwer gehütet, sie in Versuchung zu führen.

Von Zeit zu Zeit kam es zu Missverständnissen zwischen Rommel und uns, die sich dann für die Gefangenen unerfreulich auswirkten. Es waren tatsächlich nur Missverständnisse.



ROMMEL, HAUPTMANN HELMUTH LANG UND GENERAL SPEIDEL



ROMMEL IN DER NORMANDIE



R O M M E L - EINIGE TAGE VOR SEINEM TOD

Die Schuld lag keineswegs immer auf deutscher Seite. So erliessen wir zum Beispiel einen Befehl, dass Gefangene vor ihrer Vernehmung keine Mahlzeit erhalten sollten. Wir verfolgten dabei keineswegs dunkle Absichten. Unmittelbar nachdem er geschonappet wurde, ist ein Gefangener meist ein wenig aus dem Gleichgewicht und wenn man ihn sofort vernimmt, besteht eine grössere Wahrscheinlichkeit, dass er mit wichtigen Informationen herausrückt. Hat er aber erst einmal eine richtige Mahlzeit gehabt, vielleicht sogar eine Zigarette, dann hatte er Zeit, sich zu sammeln. Der Befehl bedeutete also nichts anderes als dass die Essensausgabe bis nach der Vernehmung verschoben werden sollte. Man nahm an, dass dies eine Verzögerung von ein oder zwei Stunden bedeuten würde.

Dennoch war es höchst unweise, einen solchen Befehl schriftlich auszugeben und erst recht unweise, ihn vorn im Frontgebiet herumgehen zu lassen, wo er in die Hände der Deutschen fallen konnte. Dock wie unweise das alles wirklich war, wurde mir erst klar, als ich auf dem Flugplatz von Tmimi ankam. Ich hatte zwölf Stunden bei praller Hitze in einem Lastwagen gestanden. Ohne etwas zu essen. Ohne einen Schluck Wasser. Seit meiner Gefangennahme waren nun vierundzwanzig Stunden vergangen. Im Übrigen war es sechs oder sieben Stunden vor der Gefangennahme gewesen, dass ich zuletzt etwas gegessen und getrunken hatte. Natürlich wartete ich sehnlichst auf ein Abendessen. Vor allem auf Wasser. Wir wurden zusammengerufen. Ein deutscher Offizier hielt eine kurze Ansprache. Auf Englisch. «Meine Herren», sagte er, «leider kann ich Ihnen nichts zu essen oder trinken geben. Da Sie Befehle erlassen haben, dass die Gefangenen hungern und kein Wasser erhalten sollen, bis sie in Kairo vernommen worden sind, sehe ich mich genötigt, Sie genau so zu behandeln. Sie werden nichts erhalten, bis Sie nach Bengasi kommen und dort vernommen worden sind, es sei denn die britische Regierung entschliesst sich zu einem Widerruf dieses Befehls. Eine diesbezügliche Aufforderung ist bereits ergangen.» Vermutlich wurde der Befehl von der britischen Regierung widerrufen, denn am nächsten Morgen erhielten wir in Derna eine Mahlzeit – und Wasser.

Schlimmere Folgen hätte ein Befehl haben können, der bei

einem englischen Kommandotrupp-Offizier gefunden wurde, der bei einem erfolglosen Unternehmen gegen Tobruk im August 1942 in Gefangenschaft geraten war. Gleichviel welche Absicht man mit dem Befehl verfolgte, in der italienischen Übersetzung erweckte er den Eindruck, dass Gefangene erschossen werden sollten, die aus irgendwelchen Gründen nicht mitgenommen werden konnten. Ich habe den Originaltext dieses Befehls nicht gesehen. Ich kann nur annehmen, dass der Befehl mit besonderem Nachdruck betonte, es sei wichtiger, dem Feinde Verluste zuzufügen als Gefangene einzubringen.

Das ist auch im Englischen eine etwas subtile Unterscheidung. Stabsoffiziere, die solche Befehle entwerfen, sollten sich immer bewusst sein, dass feinere Schattierungen in der Bedeutung eines Wortes leicht in der Übersetzung verloren gehen. Sie sollten sich auch bewusst sein, dass alle Befehle dem Feind in die Hände fallen können und dass es dann ihre eigenen Landsleute sind, die in der Gefangenschaft diese Befehle ausbaden müssen. Viele von uns wurden nach dem Kommando-Angriff auf Dieppe für Monate in Handschellen gelegt, als unsere eigenen Befehle zur Fesselung deutscher Gefangener erbeutet wurden.

Hitlers berühmter oder berüchtigter Befehl vom 18. Oktober 1942 war zumindest nicht zweideutig:

«Von jetzt ab», heisst es in Absatz 3, «sind alle bei sogenannten Kommandounternehmungen in Europa oder in Afrika von deutschen Truppen gestellte Gegner, auch wenn es sich äusserlich um Soldaten in Uniform oder Zerstörertrupps mit und ohne Waffen handelt, im Kampf oder auf der Flucht bis auf den letzten Mann niederzumachen. Es ist dabei ganz gleich, ob sie zu ihren Aktionen durch Schiffe und Flugzeuge angelandet werden oder mittels Fallschirmen abspringen. Selbst wenn diese Subjekte bei ihrer Auffindung scheinbar Anstalten machen sollten, sich gefangen zu geben, ist ihnen grundsätzlich jeder Pardon zu verweigern ...»

«Diese Anordnung gilt nicht», heisst es in Absatz 5, «für die Behandlung derjenigen feindlichen Soldaten, die im Rahmen normaler Kampfhandlungen (Grossangriffe, Grosslandungsoperationen und Grossluftlandeunternehmen) im

offenen Kampf gefangen genommen werden oder sich ergeben.»

«Ich werde für die Nichtdurchführung dieses Befehls», lautet der Schlussabsatz, «alle Kommandeure und Offiziere kriegsgerichtlich verantwortlich machen, die entweder ihre Pflicht der Belehrung der Truppe über diesen Befehl versäumt haben oder die in der Durchführung entgegen diesem Befehl handeln.»

Der Befehl war unterzeichnet «Adolf Hitler» und war damit ein Befehl der obersten Kommandostelle.

Am 18. Juni 1946 wurde General Siegfried Westphal in Nürnberg zu diesem Befehl vernommen.

Frage: Sie standen an der Front in Afrika?

Antwort: Mehr als anderthalb Jahre.

Frage: Wie wurde der Krieg dort geführt?

Antwort: Ich kann diese Frage mit einem Satz beantworten: er wurde in ritterlicher, untadelhafter Art geführt.

Frage: Wer war Ihr Oberbefehlshaber?

Antwort: Generalfeldmarschall Rommel.

Frage: Hat er jemals eine Verletzung der Kriegsgesetze befohlen oder gebilligt?

Antwort: Niemals.

Frage: Welche Stellung hatten Sie bei ihm?

Antwort: Ich war Leiter der Operationsabteilung und später hin Chef des Stabes.

Frage: Sie standen also stets in enger Verbindung mit ihm?

Antwort: Ich habe ständig Verbindung mit ihm gehabt, und zwar sowohl persönlich wie dienstlich.

Frage: Kennen Sie Hitlers Befehl vom 18. Oktober 1942?

Antwort: Ja.

Frage: Erhielten Sie diesen Befehl?

Antwort: Ja, wir erhielten ihn durch einen Verbindungsoffizier in der Wüste unweit Sidi Barrani.

Frage: Wie verhielt sich Feldmarschall Rommel als er diesen Befehl erhielt?

Antwort: Feldmarschall Rommel und ich lasen ihn, neben unserem Fahrzeug stehend. Ich schlug dann so-

fort vor, den Befehl nicht bekanntzugeben. Wir verbrannten ihn an der Stelle, wo wir standen. Unsere Gründe waren folgende: Die Motive, die zum Erlass dieses Befehls geführt hatten, waren völlig klar. Ich glaube, Sie finden sie im ersten Absatz dieses Führerbefehls.* Wir kannten die englischen Befehle für den Nahkampf. Wir kannten die Losung von El Alamein: «Schlagt die Deutschen tot, wo Ihr sie trifft» und verschiedene andere Befehle, die den Krieg verschärften. Wir hatten auch den Befehl einer englischen Panzerbrigade erbeutet, der besagte, dass Gefangene nichts zu trinken erhalten sollten. Gleichwohl wollten wir nicht, dass dieser Befehl an unsere Truppen weitergeleitet würde, denn das hätte zu einer Verschärfung des Krieges geführt, deren Folgen nicht absehbar waren. Aus diesem Grunde wurde der Kommandobefehl zehn Minuten, nachdem er bei uns eingetroffen war, verbrannt... Diese krasse Nichtbefolgung eines Befehls konnten wir uns jedoch nur leisten, weil wir auf dem afrikanischen Kriegsschauplatz eingesetzt waren. Ich halte es für ausgeschlossen, dass man sich eine solche Gehorsamsverweigerung an der Ostfront oder an der Westfront hätte leisten können.»

Tatsächlich war Rommel keineswegs der einzige deutsche General, der diesen Befehl und ähnliche Befehle nicht beachtete.

General Westphal wurde dann über den seltsamen Fall des «Neffen von Feldmarschall Alexander» vernommen:

*) «Schon seit längerer Zeit bedienen sich unsere Gegner in ihrer Kriegführung Methoden, die ausserhalb der internationalen Abmachungen von Genf stehen. Besonders brutal und hinterhältig benehmen sich die Angehörigen der sogenannten Kommandos, die sich selbst, wie feststeht, teilweise sogar aus Kreisen von in den Feindländern freigelassenen kriminellen Verbrechern rekrutieren. Aus erbeuteten Befehlen geht hervor, dass sie beauftragt sind, nicht nur Gefangene zu fesseln, sondern auch wehrlose Gefangene kurzerhand zu töten im Moment, in dem sie glauben, dass diese bei der weiteren Verfolgung ihrer Zwecke als Gefangene einen Ballast darstellen oder sonst ein Hindernis sein könnten. Es sind endlich Befehle gefunden worden, in denen grundsätzlich die Tötung verlangt worden ist.» (Geheime Kommandosache / Der Führer / Nr. 003830/42 g. Kdos. OKW/WFST.)

Frage: Können Sie uns kurz die Kommandounternehmung schildern, an der der Neffe von Feldmarschall Alexander teilnahm?

Antwort: Im Herbst 1942 wurde hinter den deutschen Linien ein naher Verwandter von Feldmarschall Alexander gefangen genommen. Er trug eine Mütze des Afrika-Korps und war mit einer deutschen Pistole bewaffnet. Damit hatte er sich selbst ausserhalb der kriegsrechtlichen Bestimmungen gestellt. Feldmarschall Rommel gab Befehl, ihn wie alle anderen Kriegsgefangenen zu behandeln. Der Feldmarschall meinte, er sei sich der Tragweite seiner Handlung nicht bewusst gewesen.

Tatsächlich sagte Rommel jedoch, als jemand den Vorschlag machte, den jungen Mann zu erschiessen, was keineswegs völkerrechtswidrig gewesen wäre: «Was, Sie wollen General Alexanders Neffen erschiessen? Sind Sie wahnsinnig? Wollen Sie der englischen Armee ein Geschenk von ein paar Divisionen machen?» In Wirklichkeit war der betreffende Offizier überhaupt kein Neffe von Feldmarschall Alexander (damals noch General). Wenn er es jedoch behauptete, dann haben Rommel und Westphal zweifellos seine Erzählung für bare Münze genommen. Sonst hätte Rommel wohl kaum seiner Frau und seinem Sohn über diesen Zwischenfall berichtet.

Endlos sind die Anekdoten über Rommel und seine Gefangenen. Soweit ich sie kenne, sprechen sie alle für Rommel. Vielleicht die beste Geschichte hat mir Brigadier G.H. Clifton erzählt, der bei seiner Gefangennahme Kommandeur einer neuseeländischen Brigade war.

Er hatte den Spitznamen «der fliegende Kiwi». Clifton war wirklich ein geborener Ausreisser. Als er zu uns ins Campo PG 29 kam, entwickelte er sofort einen äusserst kühnen Plan, der auch fast geglückt wäre. Nachts liess er sich aus einem Fenster des zweiten Stockwerks herunter. Er landete unten auf der einzigen stockdusteren Stelle im Hof, unmittelbar im Schatten einer Mauerecke. An dieser Mauer ging ein Posten auf und ab. Mit dem Gesicht zur Mauer wartete Clifton,

bis der Posten vorbei war. Dann kroch er auf allen Vieren über den Hof und durch einen Drahtverhau. Nun rannte er, so schnell ihn die Beine trugen, querfeldein und erreichte die nächste Bahnstation Ponte d'Olio. Mit dem Frühzug fuhr er nach Mailand. Vom Mailänder Hauptbahnhof ging es mit der Strassenbahn zum Nordbahnhof. Ehe er noch beim Morgenappell vermisst wurde, war er bereits in Como. Hier machte er seinen verhängnisvollen Fehler. Er wollte – genau wie ich es später tat – der Strasse folgen, die an der Villa d'Este vorbeiführt, und dann über die Berge in die Schweiz entkommen. Um Zeit zu gewinnen, nahm er sich am Bahnhof einen Wagen. Beim Bezahlen kam es jedoch zu einem Palaver über den Fahrpreis. Zwei Karabinieri hatten ihn bereits mit einigem Argwohn beobachtet. Nun kamen sie näher. Am Abend war Clifton wieder in unserem Lager.

Er wurde dann nach Campo PG 5 versetzt, ein Straflager für unverbesserliche Ausreisser. Man erzählte sich bei uns, plötzlich habe man ihn eines Tages auf dem Lagerdach entdeckt. Von allen Seiten hätten die Wachen auf ihn gefeuert. Dann brachte man ihn nach Deutschland. Im Zuge sass er eingekleimt zwischen zwei Wachen. Plötzlich machte er einen Hechtsprung durch das Fenster. Im Sturz brach er sich die Hüfte. Das war das Ende seiner Flucht. Doch am 22. März 1945 entkam er abermals aus der Gefangenschaft. Im April war er wieder in der Heimat: in Auckland, Neuseeland. Als ich Frau Rommel kennenlernte, war fast die erste Frage, die sie an mich richtete: «Kannten Sie Brigadier Clifton? Wo ist er jetzt? Ist ihm die Flucht gelungen? Mein Mann hoffte immer, er würde aus Italien davonkommen. Er hielt grosse Stücke auf ihn.»

Und hier ist nun die Geschichte von Brigadier Clifton:

«In den frühen Morgenstunden des 4. September 1942 fuhr ich in das Niemandsland südlich des Alameyil-Kamms. Irgend jemand hatte da ein Nachtgefecht geführt. Es war schief gegangen. Nun wollte ich mal nach dem Rechten sehen. Es war noch vor Sonnenaufgang. Alles war in ziemlichem Durcheinander. Ich wollte zu einer Kompanie meiner Brigade, die irgendwo vorn sein musste. Statt auf meine Kompanie stiess ich auf italienische Fallschirmjäger der Division Folgore. Ein

paar Minuten sah es so aus, als ob wir mit 50 Italienern zurückkehren würden. Aber während wir noch mit den Italienern verhandelten, kam ein deutscher Artillerieoffizier, dessen Feuerleitungsstand etwa 100 m entfernt war. Er sagte den Italienern, sie sollten doch Himmel Arsch und Zwirn endlich mit dem Palaver aufhören. Auf alle Fälle «rutschten wir nun in den Sack».

Etwa zwei Stunden später war ich wieder in meinem alten Gefechtsstand im Kaponga-Stützpunkt. Er war nun von einem Schwarm von Italienern besetzt. Ein deutsches Fallschirmjäger-Bataillon stand in Reserve. Es war erst 7 Uhr früh. Doch seit meinem Aufbruch schien eine Ewigkeit vergangen zu sein. Und ich hatte zum Frühstück zurück sein wollen.

Zehn Minuten später war alles in grösster Aufregung. Ein Nachrichtenoffizier kam zu mir. «Rommel kommt», sagte er. Und da flitzten auch schon drei oder vier Spähwagen um die Ecke. Voran ein mächtiger Stabskraftwagen. In diesem Wagen sass Rommel. Er stieg aus. Man stand stramm. Man grüsste. Man schlug die Hacken zusammen. Ich sah, wie er sich zuerst an den italienischen Obersten wandte, den rangältesten Offizier am Platze.

Ein kurzes Gespräch. Dann rief er den Major der deutschen Fallschirmjäger. Einige Minuten später wurde ich gerufen. Nun stand ich also dem berühmten Rommel zum ersten Mal gegenüber. Seine Figur war unersetzlich, gedrunken. Er war auch schon ein wenig gepolstert und wusste es. Aber er wirkte selbstsicher und forsch. Sicher verstand er auch Englisch. Doch er redete mich auf Deutsch an. Sofort begann er, mir eine lange Standpauke über die Gangster-Methoden der Neuseeländer zu halten. Wir sollten bei Minqarqaim in einem Nachtgefecht hinter Matruch deutsche Verwundete bajonettiert haben. Rommel erklärte, dieses Verhalten habe ihn aufs Äusserste empört. Wenn wir hart und brutal kämpfen wollten, so sollten wir uns merken: auch seine Truppen könnten hart und brutal zuschlagen. Bei einer Wiederholung dieser Art von Kampfführung würde er unverzüglich zu Vergeltungsmassnahmen greifen.

Es war eine Sache, die mich höchst persönlich anging. Für derartige «Vergeltungsmassnahmen» war ich ja der nächste

Neuseeländer, an den man sich halten konnte. Doch ich hatte nun Gelegenheit, die Vorkommnisse bei diesem berühmten Nachtangriff von unserem Standpunkt aus darzustellen. Unsere erste Angriffswelle, die nachts durch die Dunkelheit vorsties, packte die Deutschen völlig überraschend. Nachdem unsere erste Kompanie bereits weiter vorgestossen war, hatten einige von ihnen, die an der Erde lagen, plötzlich geschossen oder Handgranaten geworfen. Das führte nun dazu, dass die Unterstützungstruppen mit dem Seitengewehr auf jeden einstachen, der sich nicht vom Boden erhob und sich ergab. Es war durchaus möglich, dass dabei einige deutsche Soldaten von den nachrückenden Truppen mehrfach bajonettiert wurden.

Ich berichtete ganz einfach, was geschehen war. Ob nun die Art, wie ich diese Vorkommnisse schilderte, auf Rommel Eindruck machte, weiss ich nicht. Aber Rommel sagte: «Nun, das klingt durchaus glaubhaft... Bei einem Nachtgefecht kann so etwas schon vorkommen, aber ...» Er schilderte mir dann, wie man einen verwundeten deutschen Offizier in einen brennenden Wagen geworfen habe.

Nachdem wir einige Zeit über diesen angeblichen Vorfall gesprochen hatten, fragte mich Rommel plötzlich: «Warum kämpft Ihr Neuseeländer eigentlich? Dieser Krieg ist ein europäischer Krieg. Es ist nicht Euer Krieg. Seid Ihr nur zum Sport herübergekommen?» Mir wurde klar, dass er wirklich ernsthaft meinte, was er sagte. Noch nie zuvor hatte ich in Worte fassen müssen, was mir so selbstverständlich erschien, dass auch wir kämpften, wenn Grossbritannien kämpfte. Ich sagte: «Das Britische Commonwealth kämpft zusammen. Wer England angreift, greift auch Neuseeland und Australien an.» Sofort fiel Rommel ein: «Und wie steht es mit Irland?» Auch auf diese Frage hatte ich die Antwort parat. Vor ein oder zwei Wochen war bekanntgegeben worden, wieviel Freiwillige aus Südirland in den drei Waffengattungen kämpften. Im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung stand Südirland, wenn ich mich recht erinnere, niemandem in der britischen Völkerfamilie nach.

Rommel äusserte sich hierzu nicht. Er wünschte mir alles Gute. Dann zog er wieder ab. In die Schlacht. Zu seiner letzten

Offensive in Ägypten, bei der man ihm hart zusetzte. Sechs Tage später entkam ich wieder aus Matruh. Doch das ist eine andere Geschichte. Die Geschichte einer endlosen Klotzerei durch die Wüste, die mit viel Pech am 15. September endete, als ich 15 km westlich der Alamein-Front auf drei junge deutsche Panzeroffiziere stieß, die gerade Gazellen jagten - und mich fingen. Bei unserem Rückmarsch zu den deutschen Linien kam es noch zu einem höchst unangenehmen Zwischenfall. Hurricane-Jagdbomber nahmen uns unter Beschuss. Dann wurde ich wieder in Rommels Gefechtsstand abgeliefert.

Der Feldmarschall geruhte, mich wiederzusehen. Zusammen mit den drei Panzeroffizieren, die mich geschnappt hatten und die nun zur Belohnung auf eine Woche Sonderurlaub nach Deutschland hofften (aber die Armen wurden leider enttäuscht!). Wieder begann Rommel das Gespräch. Wieder äusserte er sich in aller Schärfe über unsere «Gangster-Methoden». Diesmal war es eine Fliegende Festung, die einen Hochangriff auf ein Lazarettschiff geführt hatte, das gerade Tobruk verliess. Dann sagte er: «Ich mache Ihnen keinen Vorwurf, dass Sie auszurücken versuchten. Es ist Ihre Pflicht. Ich hätte dasselbe getan, wenn ich in Ihrer Lage gewesen wäre.»

Mit einem unmerklichen Seitenblick auf seine Figur, auf seine engen Stiefel und enganliegenden Breeches sagte ich: «Sicher hätten Sie es versucht. Aber ich glaube nicht, dass Sie beim Marschieren auch so weit gekommen wären.» (In knapp fünf Tagen war ich über 160 km mit einem einzigen kleinen Wasserkanister gewandert.) Rasch erwiderte Rommel: «Sicher nicht! Ich hätte mehr Grips gehabt und mir ein Fahrzeug organisiert.» Ich zahlte mit gleicher Münze. «Das hätte ich auch getan! Aber ich hatte nur 20 Sekunden für den Start. Ein passender Wagen war bereits vorgemerkt.» Rommel sagte dann, ich sei eine richtige Landplage. Bei jedem weiteren Ausbruchversuch würde man sofort auf mich schießen. Und das würde dann mein Ende bedeuten. Er beschloss jedoch, mich möglichst rasch loszuwerden. Früh am nächsten Morgen wurde ich von Daba direkt nach Rom geflogen.

Die Deutschen sind pedantische Leute - mit einem ans Tragische grenzenden Mangel an Humor. Rommel schien mir eine rühmliche Ausnahme zu sein. Dieser Eindruck verstärkte

sich, je mehr ich das Pech hatte, andere hohe deutsche Offiziere zu treffen. Wenn Rommel mit unseren Gefangenen oder Verwundeten zusammenkam, trat er ihnen immer als Soldat dem Soldaten gegenüber. Er behandelte sie immer in fairster Weise. Den gleichen Eindruck hatte auch Brigadier Hargest, der im November 1941 bei Sidi Azeiz in Gefangenschaft geriet und von Rommel nach Bardia gebracht wurde. Er berichtet über diese Eindrücke in seinem Buche «*Farewell Campo 12*» (Abschied von Campo 12). Brigadier Hargest wurde übrigens von Rommel angepöbeln, weil er nicht begrüßt hatte. «Trotzdem», schreibt Hargest, «gratulierte er mir zum guten Kampfgeist meiner Truppe.»

Die Geschichte Brigadier Cliftons spricht für Rommel – und für ihn selbst.

Lazarettschiffe waren Rommels wunder Punkt. Er war entsetzt, als er erfuhr, die britische Flotte habe Lazarettschiffe aufgebracht, um sie in Malta durchsuchen zu lassen. Er war empört als berichtet wurde, die Royal Air Force habe Lazarettschiffe auf hoher See angegriffen. Während er gerade eine scharfe Protestnote aufsetzte, erhielt er einen ziemlichen Schock. Ein italienischer General, der Angst hatte über das Mittelmeer zu fliegen, hatte sich an Bord eines Lazarettschiffs begeben. Völlig heil und unversehrt, mehr verwundert als verwundet, hatte man ihn in Malta von Bord geholt. Bei einer Konferenz im Juli vor Alamein kam dann ein weiterer Schock für Rommel. Er beschwerte sich über den Treibstoffmangel, der seinen Vormarsch aufhielt. In den letzten beiden Tagen waren drei Tanker versenkt worden. Cavallero beruhigte ihn. Nur keine Aufregung. Er werde schon seinen Treibstoff erhalten. Man habe andere Mittel und Wege gefunden, um seine Versorgung sicherzustellen. Man transportiere den Treibstoff jetzt in geheimen Doppelböden der Lazarettschiffe. Erregt wandte sich Rommel an Cavallero. «Wie kann ich gegen englische Übergriffe protestieren, wenn Sie solche Sachen machen?» Cavallero war überrascht – sichtlich verstimmt.

Zum Schluss noch ein paar Worte von General von Ravenstein, die zeigen, in welchem Geist der Krieg in der Wüste geführt wurde. «Als ich nach Kairo kam», erzählte er mir,

«wurde ich überaus höflich von General Auchinlecks Ordonanzoffizier empfangen. Dann wurde ich in das Arbeitszimmer von General Auchinleck geführt. Er reichte mir die Hand und sagte: «Ihr Name ist mir gut bekannt. Sie und Ihre Division haben sich ritterlich geschlagen. Ich will, dass man Sie so gut wie nur irgend möglich behandelt.»

«Ehe ich Kairo verliess, erfuhr ich, dass General Campbell das Victoriakreuz erhalten hatte. Ich suchte um die Erlaubnis nach, ihm zu schreiben. Meine Bitte wurde gewährt. Ich habe noch immer eine Kopie dieses Briefes. Vielleicht interessiert er Sie.»

Der Brief lautet:

Abbasia, 10. Februar 1942.

«Sehr geehrter Generalmajor Campbell!

Aus der Zeitung erfuhr ich, dass Sie mein tapferer Gegner in der Panzerschlacht bei Sidi Rezegh am 21. und 22. November 1941 gewesen sind. Es war meine 21. Panzerdivision, die in diesen heissen Tagen gegen die 7. Panzerdivision kämpfte, für die ich grösste Bewunderung hege. Auch Ihre 7. Einsatzgruppe der Königlichen Artillerie hat uns hart zugesetzt, und ich erinnere mich noch an das viele Eisen, das uns in der Nähe des Flugplatzes um die Ohren pfiff.

Die deutschen Kameraden gratulieren Ihnen herzlich zur Verleihung des Victoriakreuzes.

Im Kriege Ihr Feind, doch mit grösster Hochachtung

von Ravenstein.»

«Jock» Campbell kam bald darauf ums Leben, als sich sein Wagen bei Buq-Buq überschlug. Ich glaube kaum, dass ihn dieser Brief erreichte. Aber er hätte sich gewiss über diese Zeilen gefreut.

Über die Frage der Ritterlichkeit im Kriege gibt es zwei Ansichten. Die andere Ansicht wird von General Eisenhower vertreten. In seinem Buch «Kreuzzug in Europa» schreibt Eisenhower: «Als von Arnim auf dem Wege in die Gefangenschaft nach Algier gebracht wurde, schlugen einige Mitglieder meines Stabes vor, ich sollte mich an den Brauch vergangener Zeiten halten und ihn empfangen. Dieser Brauch geht auf die Söldnerheere früherer Jahrhunderte zurück. Söldner standen

sich nicht mit einem Gefühl der Feindschaft gegenüber. Beide Seiten bekämpften sich, weil sie den Kampf liebten. Sie bekämpften sich aus einer Art von Pflichtgefühl oder, was noch wahrscheinlicher ist, weil der Krieg ein lohnendes Handwerk war. Im 18. Jahrhundert war es keine Seltenheit, dass ein gefangener Heerführer für Wodien oder Monate Ehrengast seines Besiegers war. Diese Anschauung, dass alle Berufssoldaten Waffengefährten sind, hat sich – wenn auch schon arg zerfasert und zerschlissen – bis auf den heutigen Tag erhalten.

Für mich aber war dieser zweite Weltkrieg etwas, das mich viel zu persönlich berührte, um mich von Gedanken dieser Art leiten zu lassen. Von Tag zu Tag wuchs die Überzeugung in mir, dass – wie nie zuvor in einem Kriege zwischen vielen Völkern – die Kräfte, die Menschenwohl und Menschenrechte verkörpern, diesmal einer Verschwörung des Bösen gegenüberstanden, mit dem es kein Kompromiss geben durfte. Nur durch völlige Vernichtung der Achse war der Aufbau einer Welt der Ordnung und des menschlichen Anstands wieder möglich. So wurde dieser Krieg für mich zum Kreuzzug ...

Ich sagte also meinem Nachrichtenoffizier, er solle aus den gefangenen Generalen alles an Informationen herausholen, was sich herausholen liess, ich selbst aber sei nur an den Generalen interessiert, die man noch nicht gefangen habe. Ich würde keinen dieser Generale empfangen. So hielt ich es bis zum Ende des Krieges. Erst als Generaloberst Jodl 1945 in Reims die Kapitulationsbedingungen unterzeichnete, sprach ich zum erstenmal zu einem deutschen General – und auch dann sagte ich nur, dass er persönlich und uneingeschränkt für die Durchführung der Kapitulationsbedingungen einzustehen habe.»

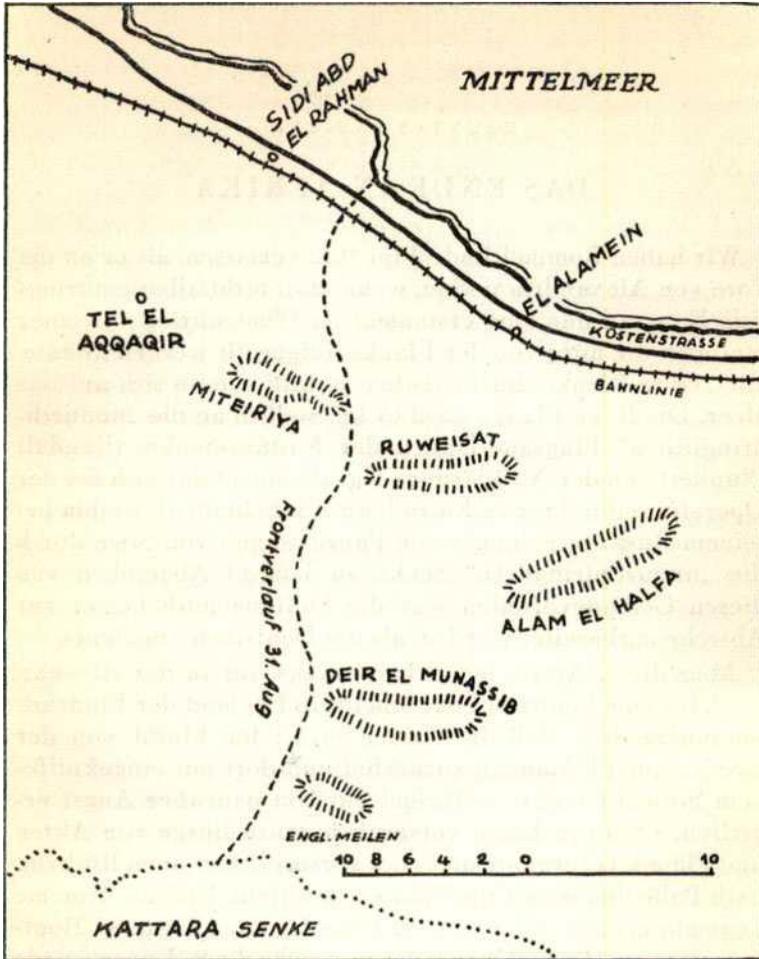
General Eisenhower ist in seinem Denken und Fühlen weise und weitherzig, ein Mann, dem man nur ungern widerspricht. Und doch gibt es auch heute noch den einen oder anderen, der die Ansicht vertritt, selbst «zerfaserte und verschlissene» Traditionen mögen wert sein, erhalten zu bleiben. Wenn die Waffen schweigen, müssen wir ja auch alle in der gleichen Welt zusammenleben.

DAS ENDE IN AFRIKA

Wir haben Rommel Ende Juni 1942 verlassen, als er an die Tore von Alexandria pochte, wenn auch nicht allzu eindringlich. Er stand nun zum erstenmal im Wüstenkrieg vor einer Stellung, die nicht von der Flanke aufgerollt werden konnte. Die rechte Flanke der britischen Kräfte stützte sich auf das Meer. Die linke Flanke stieß 65 km südlich an die «undurchdringlichen» Flugsand-Dünen der Kattara-Senke.

(Randall Plunkett von der Aufklärungs-Kavallerie machte sich bei der Operationsabteilung in Kairo höchst unbeliebt, als es ihm bei seinem Rückzug gelang, seine Panzerwagen von Siwe durch die «undurchdringliche» Senke zu lotsen.) Abgesehen von diesen Geländevorteilen war die Stellung auch besser zur Abwehr vorbereitet worden, als die Deutschen annahmen.

Aber die 8. Armee stand keineswegs nur in der Abwehr. Doch bis zum heutigen Tage scheint in England der Eindruck vorzuherrschen, dass die Armee in wilder Flucht von der Grenze auf El Alamein zurückfiel und dort mit eingeknicktem Schwanz hockte, während ein von panischer Angst ergriffener Stab in Kairo vorsorglich ganze Berge von Akten und Plänen verbrannte und noch vorsorglicher einen Rückzug nach Palästina oder Ostafrika vorbereitete. Und die fromme Legende erzählt dann weiter: Plötzlich stieg General Montgomery vom Himmel hernieder und siehe die 8. Armee wurde neu geformt, nein, neu aus dem Nichts geschaffen und aus Morgen und Abend wurde die Niederlage zum Sieg. Diese Legende schmälert die Verdienste der 8. Armee. Sie entspricht auch in keiner Weise den Tatsachen. Anfang Juli 1942 herrschte zweifellos eine gewisse Alarmstimmung. An einem Tage, den die Soldaten als «Aschermittwoch» bezeichneten, wurden tatsächlich Akten und sonstige Papiere in Kairo verbrannt. Einige Zivilisten und Frauen wurden evakuiert. Die Flotte ver-



liess Alexandria, wo sie feindlichen Luftstreitkräften ein zu dankbares Ziel geboten hätte. Vorsichtshalber wurden Massnahmen zur Verteidigung des Nildeltas für den Fall getroffen, dass den Deutschen ein Durchbruch durch die Alamein-Stellung gelingen sollte. Ja, man hatte auch Pläne für einen hinhaltenden Rückzug nach Palästina und notfalls bis in den Irak vorbereitet, falls das Nildelta nicht gehalten werden konnte.

Jede Operationsabteilung arbeitet ganz routinemässig Pläne aus, die jede mögliche Wendung der Ereignisse einkalkulieren. Das ist schliesslich die Aufgabe eines Stabes. Sicher gab es auch Pläne, um den Krieg von Kanada aus fortzusetzen, falls die britische Regierung England hätte verlassen müssen.

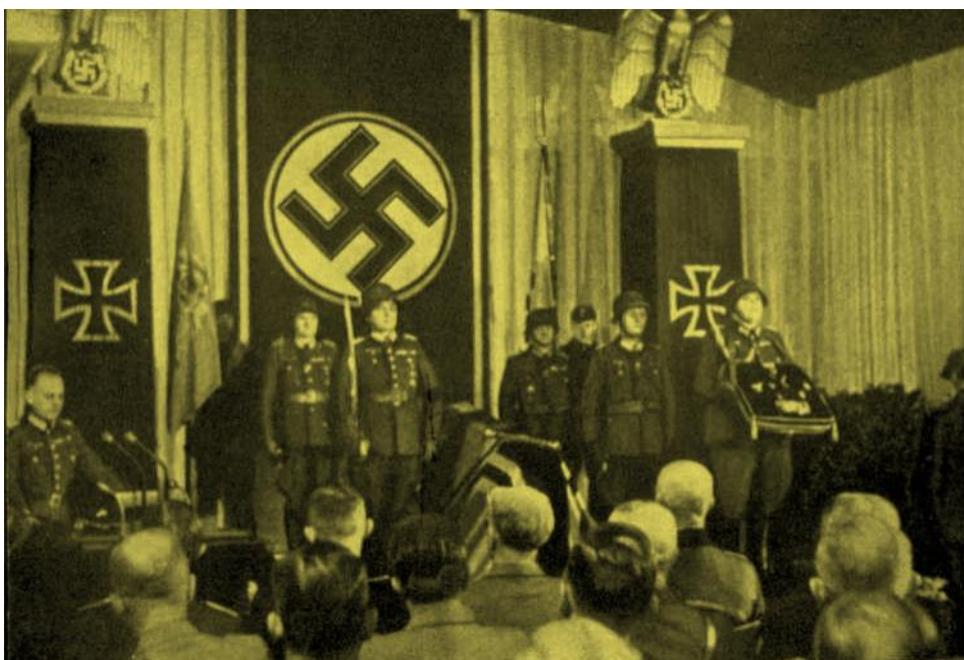
Aber General Auchinleck dachte ebensowenig an eine Aufgabe El Alameins wie Churchill daran dachte, London zu verlassen. Im Gegenteil. Den ganzen Juli hindurch griff die 8. Armee ständig den Feind an, um die Initiative wieder an sich zu reissen und ihn, wenn möglich, in seiner neuen Position zu schlagen. Der erste Angriff wurde am 2. Juli geführt, nachdem Rommel am Tage zuvor die Alamein-Stellung erfolglos berannt hatte. Die Nahkämpfe dauerten einige Tage an. Nur der Mangel an Reserven brachte den Vormarsch des XIII. Korps zum Halten. Am 10. Juli eroberte die 9. australische Division die wichtige Stellung Tel-el-Eisa westlich Alamein. Sie hielt diese Stellung trotz wiederholter schwerer Gegenangriffe. Am 14. Juli traten die neuseeländische Division und die 5. indische Infanteriebrigade zu einem Nachtangriff an, der zu Geländegewinn im strategisch wichtigen Raum des Ruweisat-Kammes führte. In der Nacht vom 16. Juli eroberten die Australier im Süden den Höhenrücken El-Makh-Ahad. Rommel reagierte heftig, da wir einen Keil in seine Stellung getrieben hatten. Er führte am 18. und 19. Juli Angriffe gegen den Ruweisat-Kamm. Die Angriffe wurden geworfen.

Während die Australier am 21. Juli im Norden angriffen, wurde die neuseeländische Division mit Panzerunterstützung in der Frontmitte zum Angriff angesetzt, um die feindlichen Stellungen aufzuspalten. Aber unsere Panzer wurden geschlagen. Die Aufspaltung der feindlichen Stellungen misslang, wenn auch wichtiger Geländegewinn erzielt wurde. Am 26. Juli wurde im Norden vom Frontvorsprung Tel-el-Eisa aus ein neuer Grossangriff unternommen. Auch dieser Angriff scheiterte angesichts schwerer deutscher Gegenstösse. Der Infanterie gelang es nicht, Gassen durch die feindlichen Minenfelder zu bahnen, durch die dann die Panzer geschleust werden konnten. Vor allem aber scheiterte dieser Angriff, weil es an frischen, gutausgebildeten Truppen fehlte, um den Angriffsschwung aufrechterhalten zu können.

Am 30. Juli kam General Auchinleck widerstrebend zu der Erkenntnis, dass er mit den vorhandenen Kräften zurzeit keine weiteren Offensiv-Operationen führen konnte. Er hoffte, Mitte September erneut zum Angriff antreten zu können. Dann würde er die soeben aus England eingetroffene 44. Division zur Verfügung haben, die gerade für den Wüstenkrieg ausgebildet wurde, ferner die 8. Panzerdivision, die ebenfalls neu eingetroffen war und mit mittelschweren amerikanischen Panzern ausgerüstet wurde. Auch die 10. Panzerdivision konnte in der Zwischenzeit neu ausgebildet und neu ausgerüstet werden. Trotz des starken Druckes, den das Kriegskabinet in London ausübte, hat General Alexander dann nach Rücksprache mit General Montgomery den Angriffstermin um einen Monat verschoben.* Zu diesem Zeitpunkt verfügte General Montgomery über zwei weitere englische Divisionen und eine solche Masse neuer Panzer und Geschütze, wie sie die 8. Armee bisher nie gesehen hatte. Da Montgomery dann, als er zum Angriff vorging, so gründlich mit dem Gegner aufräumte, besteht kein Zweifel, dass der Erfolg die Verschiebung des Angriffstermins rechtfertigte. Es besteht auch kein Zweifel, dass sein starkes Selbstvertrauen und seine besondere Gabe, die Truppe für sich zu gewinnen, anfeuernd wirkte. Er hatte alle Vorteile, die ein neuer Besen hat. Zuerst erweckte er Neugier. Dann Interesse. Dann Bewunderung. Diese Bewunderung war wohlverdient. Dennoch besteht keinerlei Anlass, seinen grossen Sieg oder seine grossen persönlichen Fähigkeiten dadurch noch vergrössern zu wollen, dass man erklärt, die 8. Armee hätte als einsatzfähige Kampftruppe überhaupt nicht mehr bestanden, als er ihr Kommando übernahm. In Wirklichkeit hatte die 8. Armee im Juli über 7'000 Gefangene eingebracht. Sie hatte Rommels Vormarsch zum Nildelta aufgehalten. Sie hatte den Weg für eine Grossoffensive geebnet, obwohl sie damals zu schwach war, diese Offensive auch führen zu können.

Zu diesen Ereignissen möchte ich gleichsam als Fussnote eine Äusserung von General Bayerlein zitieren, die in diesem Zusammenhang einer gewissen tragischen Ironie nicht entbehrt.

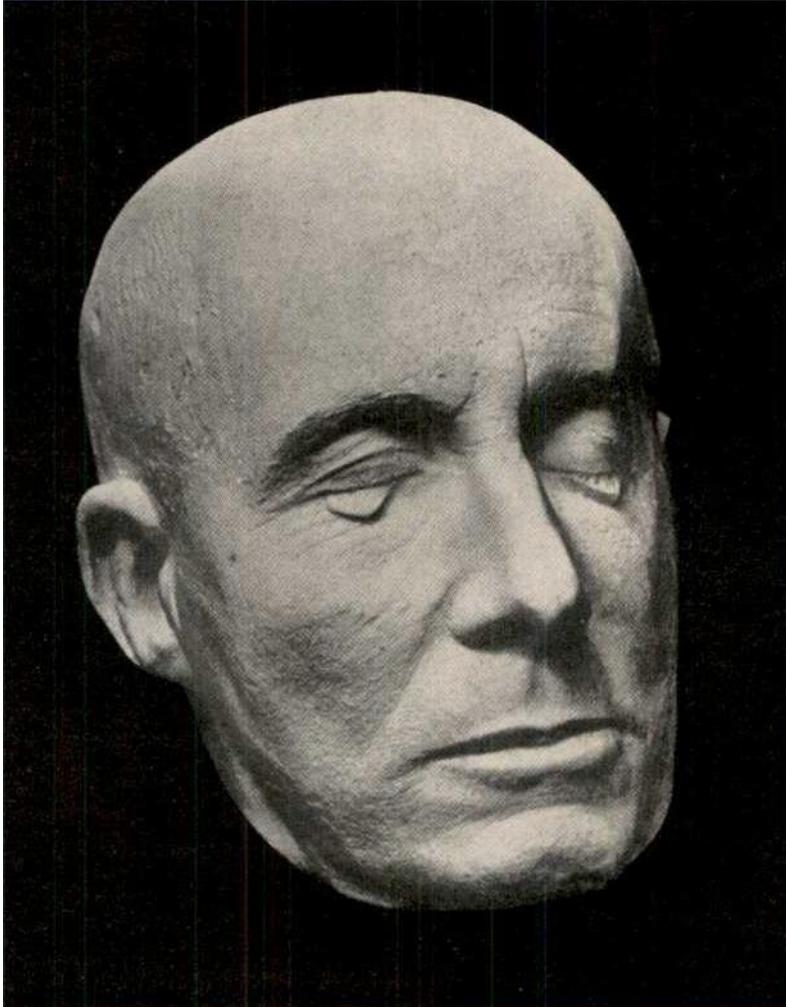
*) General Alexander und General Montgomery übernahmen das Kommando am 15. August 1942.



(Oben) FELDMAKSCHALL VON RUNDSTEDT HÄLT DIE TOTENREDE

(Unten) ROMMELS FRAU UND SOHN BEIM STAATSBEGRÄBNIS





ROMMELS TOTENMASKE

«Die Art, wie uns die Engländer den ganzen Juli über angriffen», sagte er mir, «beeindruckte und beunruhigte uns sehr. In der Zeit vom 10. bis zum 26. Juli sah es oft so aus, als ob Ihr Engländer unsere Stellungen durchbrechen würdet. Hätte man den Angriff nur ein paar Tage fortgesetzt, dann wäre dieser Durchbruch gelungen. Der 26. Juli war der entscheidende Tag. Wir hatten damals überhaupt keine Munition für unsere schwere Artillerie. Rommel war entschlossen, bei Wiederaufnahme des Angriffs auf die Grenze zurückzufallen.»

Schalten wir persönliche Erwägungen aus, das heisst vergessen wir, wie sich ein geglückter Durchbruch durch die deutschen Stellungen im Juli auf den militärischen Ruf der Beteiligten ausgewirkt hätte, so war es ein Segen für uns und ein Unglück für Rommel, dass der Angriff damals nicht wieder aufgenommen wurde. Wäre Rommel auf die Steilränder des Dschebels bei Sollum zurückgegangen, so hätte sich sein Nachschubweg wesentlich verkürzt. Er hätte eine starke Abwehrstellung gehalten und es wäre gewiss nicht leicht gewesen, ihn aus seinen Schlupflöchern herauszuholen. Mit aller Wahrscheinlichkeit wäre er in diesem Fall der grossen, entscheidenden Niederlage entgangen, da es für ihn dann keinerlei politische oder psychologische Bedenken gegeben hätte, den Rückzug fortzusetzen. Im Gegensatz zu El Alamein. Auf alle Fälle wäre seine endgültige Niederlage um geraume Zeit verzögert worden, denn in einem Raum 500 km weiter westlich hätte der Aufbau unserer Offensive eine weit längere Vorbereitungs-dauer bedingt. Ja, diese Vorbereitungen hätten kaum vor den englischen und amerikanischen Landungen in Nordafrika am 8. November abgeschlossen werden können. Das wäre dann für Rommel ein Warnungssignal gewesen und er hätte sich beizeiten nach Tunesien zurückgezogen.

Warum zog sich Rommel nicht sofort zurück, als er merkte, dass der unmittelbare Vorstoss auf Kairo unmöglich war? Verschiedene Kritiker auf unserer Seite und auf deutscher Seite haben die Antwort gegeben: Rommel verstand nichts von Versorgungsfragen. In seinem Buch *«Defeat in the West»* (Niederlage im Westen) behauptet Milton Shulman: «Rommels Schwäche auf organisatorischem Gebiet war so offensichtlich, dass ihn spätere Zeiten nicht unter die grossen Feldherrn ein-

reihen werden.» Etwas milder erklärt Liddell Hart: «Rommels Fehler war, dass er die organisatorische Seite der Strategie vernachlässigte.» Diese kritischen Äusserungen scheinen unmittelbar auf die Antwort zurückzugehen, die Rommel gab, als Haider ihn fragte, wie er sich den Nachschub denke: «Nachschub – das ist Ihre Sache». Diese Äusserungen scheinen sich weniger auf irgendwelche positiven Unterlagen zu stützen, dass Rommel ausserstande war, die Bedeutung der Transport- und Versorgungsprobleme zu erkennen. Die Nachschubfrage war jedoch tatsächlich eine Frage, die zur Zuständigkeit des deutschen Oberkommandos und vor allem des italienischen Oberkommandos gehörte. In der Abgeschlossenheit seines Gefechtsstands in der Wüste konnte Rommel ja wirklich nicht mehr tun als sagen, was er brauchte. Dann konnte er darauf bestehen, dass er auch alles erhielt, was er gefordert hatte. Er konnte nicht herüberfliegen und für die Bereitstellung des Nachschubs sorgen. Er konnte die Italiener nicht zwingen, ihm den Treibstoff zu geben, der angeblich in verschwenderischer Fülle in Süditalien lagerte, der aber in Wirklichkeit nicht einmal dazu reichte, auch die italienische Flotte zu versorgen. Er hatte keine Befehlsgewalt, um deutsche Divisionen aus Frankreich abziehen zu können, obwohl es ganz offensichtlich war, dass die Alliierten im Jahre 1942 keine Anlandungen vornehmen konnten. Er konnte lediglich seine Grundleitend machen. Er konnte fordern. Er konnte protestieren. Und das tat er un-aufhörlich. Sehr zum Verdruss der Italiener und seines eigenen Oberkommandos. Er befand sich nicht in der glücklichen Lage General Eisenhowers, der ein Jahr später bei den Operationen in Nordafrika ein Korps östlich Tebessa zusammenziehen wollte. «Die Quartiermeisterabteilung», so schreibt Eisenhower, «war gegen meinen Plan ... Sie jammerte, mit unseren elenden Nachschublinien könnten wir nur eine Panzerdivision und ein zusätzliches Regiment versorgen ... Dennoch befahl ich die Zusammenziehung des aus vier Divisionen bestehenden Korps. Ich sagte den Nachschubleuten, sie müssten eben Mittel und Wege finden, das Korps zu versorgen.» Das war «ihre Sache». Niemand hat zu behaupten gewagt, dass General Eisenhower nichts von Versorgungsfragen verstand.

Ich möchte in diesem Zusammenhang noch eine andere Stelle

aus Eisenhowers «Kreuzzug in Europa» anführen, die zeigt, was sich erreichen lässt, wenn in der Planungszentrale kluge Köpfe und willige Hände am Werk sind:

«Die zuständigen Stellen in Washington hatten grossartig funktioniert. So war eine Sondersendung von 5'400 Lastkraftwagen im Operationsgebiet eingetroffen. Dieser Nachschub an Lastwagen bedeutete eine unschätzbare Verbesserung unserer Transport- und Versorgungslage und wirkte sich weitgehend auf alle späteren Operationen aus. Alle, die im Kriegs- und Marineministerium nur eine bürokratische Maschinerie sehen, die Aktenberge auftürmt, sollten sich die Schwierigkeiten vor Augen halten, unter denen diese Fahrzeuge ins Operationsgebiet geschafft wurden. Ein besonderer Geleitzug war nötig. Und das zu einer Zeit, da äusserster Mangel an Frachtern und Geleitschiffen herrschte. Damals besuchte mich zufällig General Somervell in meinem Hauptquartier. Ich setzte ihm auseinander, wie dringend diese Lastwagen benötigt würden. Er sagte mir: die Lastwagen könnten in drei Tagen von amerikanischen Häfen abgehen, vorausgesetzt, dass das Marineministerium den Geleitschutz stellen könne. Ich liess bei Admiral King anfragen, der sich gerade in Casablanca befand. Einige Stunden später traf die Antwort ein: «Ja». Als die Lastwagen in Nordafrika gelöscht wurden, waren nur drei Wochen vergangen, seit ich zum erstenmal um diese Lieferung angesucht hatte.»

So arbeitete man in Washington. Rommel aber war bis September 1942 auf General Haider angewiesen, der sich «eines leicht unhöflichen Lächelns nicht erwehren konnte», wenn er um Hilfe bat.

Wären Rommels Forderungen völlig unbillig gewesen oder hätte man ihm gesagt, gleichviel ob diese Forderungen berechtigt waren oder nicht, dass man sie wegen anderweitiger Verpflichtungen nicht erfüllen könne, dann gäbe es keine Entschuldigung für Rommels eigensinnige Beharrlichkeit. Aber Anfang 1942 bestand durchaus die Möglichkeit, ihm die geringen Verstärkungen zu gewähren, die er für die Eroberung Kairos brauchte. Alle Truppen und aller Nachschub hätten ihn damals ohne Gefahr erreicht. Im Spätsommer 1942, als die

Engländer wieder den zentralen Mittelmeerraum beherrschten und kein Geleitzug ungeschoren Malta passieren konnte, hielten ihn Kesselring und Cavallero noch immer mit Versprechungen hin. Sie erklärten ihm, seine Truppen würden verstärkt werden. Sie erklärten ihm, alle Nachschubfragen würden gelöst werden. Am 27. August, unmittelbar vor der Schlacht bei Alam-el-Halfa hatte Rommel eine Besprechung mit Kesselring und Cavallero. Beide garantierten ihm, er werde 6'000 Tonnen Treibstoff erhalten, davon 1'000 Tonnen auf dem Luftwege. Rommel sagte: «Ich muss diesen Treibstoff haben. Die ganze Schlacht hängt davon ab.» Cavallero erwiderte: «Sie können die Schlacht beginnen. Der Treibstoff ist bereits unterwegs.» Solche Zusicherungen hätte man nicht geben dürfen. Vor allem Kesselring hätte vorsichtiger sein müssen. Besser als irgend jemand sonst wusste er um die Gefährlichkeit der Spitfire-Staffeln, die nun auf Malta gestützt waren.

Rommels eigener Stab traute Kesselring nicht über den Weg. Man argwöhnte, dass er Göring ständig gegen Rommel und das Afrika-Korps aufhetze, zugleich aber dem OKW berichte, in Nordafrika sei alles in bester Ordnung. Doch man hat mir versichert, dass man Kesselring mit dieser Annahme unrecht tut. Er konnte immer nur über die italienischen Dienststellen handeln. Dennoch berichtet Ciano am 9. September 1942: «Rommel ist in aller Eile nach Berlin gefahren, um sich über Kesselring zu beschweren.» Erst eine Woche vorher hatte Cavallero «seinem Optimismus wieder Luft gemacht und erklärt, binnen einer Woche werde der Vormarsch (zum Nildelta) fortgesetzt werden.» Wahrscheinlich hat Ciano mit seiner Bemerkung recht: «Für einen Sieg gibt es immer hundert Väter – die arme Niederlage ist ein Waisenkind.» Tatsache bleibt, dass Kesselring seit April 1942 als Oberbefehlshaber Süd Rommels unmittelbarer Vorgesetzter war und den Befehl hätte geben können, nicht nach El Alamein vorzustossen, nicht anzugreifen oder sich zurückzuziehen.

Ende Juli hatte General Auchinleck richtig gefolgert, dass Rommel noch vor Ende August angreifen müsse. In seiner Lagebewertung fügte Auchinleck hinzu: da Rommel nur an Panzerkräften überlegen sein dürfte, «wird er kaum stark

genug sein, um die Eroberung des Nildeltas zu versuchen, es sei denn er setzt alles auf eine Karte und verfügt über einen besonders starken Fliegerschirm». Tatsächlich kämpfte Rommel in der Schlacht bei Alam-el-Halfa, die am 31. August begann, unter vielen ungünstigen Bedingungen, ganz abgesehen davon, dass er einen Feind in gut ausgebauten Abwehrstellungen vor sich hatte. Wohl war er zahlenmässig leicht überlegen. Aber sechs seiner Divisionen bestanden aus Italienern. Diese Divisionen musste er mit den paar deutschen Verstärkungen absteifen, über die er verfügte, und zwar mit der 164. Infanteriedivision und den vier Bataillonen der Fallschirmjäger-Brigade General Ramckes. An Artillerie und Panzern besass er überhaupt keine Überlegenheit. Unbestritten beherrschte die Royal Air Force den Luftraum. Die Alamein-Stellung schloss von vornherein das Überraschungsmoment aus. Sie machte es unmöglich, durch geschicktes Manövrieren irgendwelche anfänglichen Vorteile zu erzielen und sie dann auszunutzen. Überdies war Rommel damals krank. Er hatte sich eine Naseninfektion zugezogen. Er litt unter einer Leberschwellung, die wahrscheinlich auf eine verschleppte Gelbsucht zurückzuführen war. Er konnte seinen Wagen nicht verlassen. Und das war gewiss das schwerste Handicap für ihn, der sich während einer Schlacht mehr auf seine eigene Beurteilung der Lage und auf sein persönliches Eingreifen verliess als auf einen von langer Hand vorbereiteten Schlachtplan.

Rommel suchte eine Entscheidung auf die einzige Weise zu erzwingen, auf die sie erzwungen werden konnte. Er führte Scheinangriffe im Norden, einen kühnen Angriff im Zentrum. Den Hauptstoss aber führte er im Süden. Seine Absicht war, oberhalb der Kattara-Senke durchzudringen und dann nach Norden zur Küste einzuschwenken. Dadurch hoffte er, die feindliche Stellung aufzurollen. Genau wie vor drei Monaten bei Gazala. Wäre ihm dieser Plan geglückt, so hätte er die 8. Armee in einer Falle gefangen und ihre rückwärtigen Verbindungen abgeschnitten.

Doch unglücklicherweise für Rommel hatten General Alexander und General Montgomery gerade mit diesem Plan gerechnet. Schon gleich nach seinem Eintreffen an der nordafri-

kanischen Front hatte General Montgomery die Antwort auf diesen Plan Rommels gefunden. Er kümmerte sich nicht um seine linke Flanke, befestigte den Alam-el-Halfa-Kamm, zu dessen Verteidigung er seine Panzer einsetzte, denn Rommel konnte es nicht wagen, diesen Kamm zu umgehen. Montgomery hatte daher die gesamte 44. Division aufgeboten. Er hatte sie auf dem Alam-el-Halfa-Kamm in Stellung gebracht. Er hatte Artillerie eingegraben und seine Panzer zum Eingreifen bereitgestellt. Er hatte dem Feinde sogar eine Karte in die Hände gespielt, auf der das Gelände südlich des Alam-el-Halfa als gut passierbar verzeichnet war. In Wirklichkeit bestand es aus lockerem Sand.

Aber auch jetzt, da Rommel hilflos in seinem Wagen lag, liess ihn sein «Fingerspitzengefühl» nicht im Stich. «Schon am ersten Morgen wollte er die Schlacht abbrechen», sagte mir General Bayerlein, «als es feststand, dass uns eine Überraschung des Gegners nicht geglückt war. Ich war es, der Rommel überredete, mich die Schlacht fortsetzen zu lassen.» (Nachdem General Nehring in der Nacht vom 31. August bei einem Luftangriff verwundet worden war, führte Bayerlein damals vorübergehend das Afrika-Korps.) «Die stark ausgebauten Abwehrstellungen auf dem Alam-el-Halfa-Kamm», erzählte mir Bayerlein dann weiter, «waren eine völlige Überraschung für mich. Ich glaubte, dass ich die Stellung nehmen konnte und setzte daher den Angriff viel zu lange fort.»

Ich zeigte ihm dann die Stelle in Alan Mooreheads Montgomery-Biographie, in der geschildert wird, wie Montgomery fast beim ersten Blick auf die Karte mit dem Finger auf den Alam-el-Halfa-Kamm wies. Bayerlein schüttelte etwas kummervoll seinen Kopf. «Ausgezeichnet... ausgezeichnet...», murmelte er dann vor sich hin mit dem Ton eines Fachmanns, der die Leistung eines anderen Fachmannes zu würdigen weiss. «Ja, das war wirklich beste Feldherrnkunst.»*

Daneben schrieb Bayerlein das Hauptverdienst der Royal Air Force zu. «In nicht abreissender Folge wurden wir Tag

*) Die Darstellung bei Alan Moorhcad scheint etwas zu dramatisch geraten zu sein. Die Stellung bei Alam-el-Halfa war bereits vermint und zum Teil bereits als Abwehrstellung ausgebaut worden, ehe General Montgomery eintraf. Er führte dann einen bereits bestehenden Plan weiter.

und Nacht aus der Luft angegriffen», sagte er. «Wir erlitten durch diese Angriffe unsere schwersten Verluste. Diese Luftüberlegenheit war von grösster, ja vielleicht von entscheidender Bedeutung.» Dann fügte er noch einige abfällige Bemerkungen über Kesselring hinzu, der anscheinend auch Beherrschung des Luftraums durch die Luftwaffe versprochen hatte.

Nachdem sein Plan gescheitert war, begann Rommel am 3. September seinen Rückzug. Wohlweislich hütete sich Montgomery nachzustossen. Er hatte Zeit – und konnte warten.

Drei Wochen später musste sich Rommel krank melden. Es war, von seiner Verwundung abgesehen, das erstemal. Er flog zur Behandlung nach Deutschland. Bevor er ein Sanatorium auf dem Semmering aufsuchte, hatte er eine Unterredung mit Hitler im Führerhauptquartier. Er meldete dem Führer, die Panzergruppe Afrika stehe vor den Toren Alexandrias. Doch erst wenn Verstärkungen einträfen und die Versorgungslage verbessert werde, könnten die Tore aufgestossen werden. Vor allem liesse sich ohne Brennstoff überhaupt nichts machen. (Ciano vermerkt in seinem Tagebuch am 2. September: «In zwei Tagen wurden drei unserer Tanker versenkt» und am 3. September: «Unsere Schiffsverluste dauern an. Heute Abend waren es wieder zwei.» Am 4. September schreibt Ciano: «Heute Nacht haben wir abermals zwei Schiffe verloren.»)

Wieder wurde Rommel Hilfe zugesagt. Diesmal von höchster Stelle. «Machen Sie sich keine Sorgen», sagte Hitler, «Afrika wird von mir jede benötigte Hilfe erhalten. Nur keine Angst... wir werden Alexandria schon bekommen.» Und dann sprach Hitler von ganz kleinen, flachgehenden Fahrzeugen, einer Art von Landungsboot. Diese Boote seien bereits in Massenproduktion. Sie seien besonders für Afrika bestimmt. Etwa 200 dieser Boote würden nahezu sofort zur Verfügung stehen. Jedes dieser Fahrzeuge werde mit zwei 8,8 Flak bestückt sein. Sie würden kein so leichtes Angriffsziel bieten wie die Tanker. Nachts könnten sie nach Afrika übersetzen. Mit diesen Fahrzeugen werde man die Frage der Brennstoffversorgung lösen. Doch in den Protokollen der Führerbesprechungen über Marineangelegenheiten für das Jahr 1942 findet sich kein Hinweis auf diese Flachboote. Wahrscheinlich dachte Hitler an ein besonderes Muster von Fähren,

die nach ihrem Erfinder Siebelfähren genannt wurden. Diese Siebelfähren waren für Einsatz bei stürmischem Wetter, ja selbst bei kabbeliger See, höchst ungeeignet. Soweit es solche Fähren gab, lagen sie meist zur Reparatur im Dock. Von Massenproduktion war keine Rede. Wie üblich hatte Hitler auch diesmal der Phantasie die Zügel schiessen lassen.

Das war aber noch nicht alles. Nach dieser Unterredung zeigte er Rommel das Modell des neuen Tigerpanzers und ein Modell des Nebelwerfers, eines Salvenmörser, auf den wir später bei den Kämpfen in Italien stiessen. Auch diese Waffen waren, wie Hitler sagte, in Serienproduktion. Afrika sollte bei der Lieferung den Vorrang haben. Ja, Hitler erklärte sogar, eine grosse Anzahl der Nebelwerfer werde unverzüglich auf dem Luftwege nach Afrika abgehen. Man werde hierfür alle verfügbaren Transportflugzeuge einsetzen. Nebenbei erwähnte Hitler auch eine neue Geheimwaffe, die eine so unerhörte Sprengkraft besitze, dass die Druckwellen «noch auf eine Entfernung von 3V2 Kilometern einen Mann vom Pferde werfen können».

Rommel fand dieses Beispiel mit dem Reitersmann und den Druckwellen etwas komisch. Aber Hitlers Vergleich war nicht so phantastisch, wie Rommel annahm. Beim ersten Atombomben-Versuch in Neu-Mexiko wurde ein Haus, das etwa 6V2 km von der Explosionsstelle entfernt war, über einen halben Meter von seinen Betonfundamenten verrückt.

Im Übrigen nahm Rommel, der nun den Tigerpanzer und den Nebelwerfer mit eigenen Augen gesehen hatte, die Versprechungen seines Führers für bare Münze. Das erklärt auch die optimistische Ansprache, die er am 3. Oktober vor der Auslandspresse in Berlin hielt. In dieser Ansprache erklärte er, die Deutschen würden bald in Alexandria sein. (General von Thoma, der mit Rommel noch einige Tage zusammengewesen war, ehe er Nordafrika verliess, hatte allerdings den Eindruck, dass er in Wirklichkeit keineswegs so zuversichtlich war, dass er aber mit Zuversicht sprach, um die Soldaten – und vor allem die Italiener – zu ermutigen. Doch das war vor der Unterredung mit Hitler.) Zwei Wochen nach dieser Unterredung regten sich bei Rommel die ersten Zweifel. Er sprach über diese Zweifel mit seiner Frau. «Ich möchte wohl

wissen», sagte er nachdenklich, «ob mir Hitler das alles erzählt hat, um mir den Mund zu stopfen.» Zum ersten Mal verspürte er eine Art unbestimmtes Misstrauen gegen den Führer.

Bei dieser Unterredung mit Hitler war beschlossen worden, dass er nicht nach Nordafrika zurückkehren sollte. Nach seiner Genesung sollte er eine Heeresgruppe in der Süd-Ukraine übernehmen. General Stumme war für die Führung der Panzergruppe Afrika vorgesehen. Hitler zeigte sich um Rommels Gesundheit besorgt. Ein Klimawechsel würde ihm gut tun, meinte er. Vielleicht wollte er mit diesem «Klimawechsel» auch verhüten, dass Rommel entdeckte, wie alle Versprechungen nichts waren als blauer Dunst.

Als Rommel dann im Sanatorium auf dem Semmering war, rief ihn Hitler an. Es war am 24. Oktober um 12 Uhr. «Rommel», sagte er, «die Nachrichten aus Afrika klingen schlecht. Die Lage sieht höchst düster aus. Niemand scheint zu wissen, was mit Stumme passiert ist. Fühlen Sie sich wieder gesund genug, um zurückzukehren? Sind Sie dazu bereit?» Rommel war erst drei Wochen in ärztlicher Behandlung. Er war noch immer krank. Keineswegs in der Verfassung, um in die Wüste zurückzukehren und die Führung einer fast schon hoffnungslosen Schlacht zu übernehmen. Doch er zögerte nicht eine Sekunde. Sein Herz gehörte dem Afrika-Korps. Um 7 Uhr am nächsten Morgen flog er ab. Machte eine kurze Zwischenlandung in Rom, um mit General von Rintelen den Treibstoffnachschub zu besprechen. Dann ging es weiter nach Kreta. Abends um 8 Uhr erreichte er seinen Gefechtsstand in Nordafrika.

Als er eintraf, war die Schlacht bereits verloren. «Alamein war verloren, ehe die Schlacht überhaupt begann», sagte General Cramer. «Wir hatten keinen Brennstoff.» Und General Bayerlein, der auf Urlaub gewesen war und zwei Tage nach Rommel eintraf, sagte: «Rommel konnte nichts machen. Er übernahm eine Schlacht, in der bereits seine gesamten Reserven eingesetzt waren. Keine wirkliche Entscheidung konnte mehr getroffen werden, die den Gang der Schlacht hätte beeinflussen können.»

So unglaublich es auch erscheinen mag, war der deutsche Nachrichtendienst der festen Überzeugung, die Engländer

könnten unmöglich bereits im Oktober angreifen. Ein Offizier vom Oberkommando des Heeres wurde Anfang des Monats eigens nach Nordafrika gesandt, um diese Mitteilung zu machen. Kein Wunder, dass der unglückliche General Stumme 24 Stunden nach Beginn des Bombardements durch Montgomery einen Herzschlag erlitt. (Es scheint, dass er bei einem englischen Luftangriff aus seinem Wagen fiel oder aus dem Wagen sprang, ohne dass der Fahrer es bemerkte. Der Wagen kehrte leer zurück. Später wurde General Stumme tot aufgefunden.)

Beurteilt man Stummes Dispositionen, so darf nicht vergessen werden, dass er Rommels Verteidigungsplan übernommen hatte. Wie mir Bayerlein versicherte, hatte Rommel, ehe er Afrika verliess, die Gliederung bis in jede Einzelheit festgelegt. Völlig ungewöhnlich für ihn war dabei die Aufspaltung seiner Panzerkräfte. Die 15. Panzerdivision stand im äussersten Norden, die 21. Panzerdivision im Süden. Beide standen zu dicht hinter der Front. Beide waren in Kampfgruppen unterteilt. Diese Gliederung lässt sich nur so erklären, dass Rommel kein Vertrauen in die italienischen Divisionen hatte, die den grösseren Teil der Front hielten.

Sein Misstrauen war gerechtfertigt. Eingeschüchtert durch das Feuer aus über tausend Geschützen, pausenlos aus der Luft angegriffen, hatten die Italiener auch den letzten Funken Kampfgeist verloren, als der Angriff losbrach. Ohne die deutsche Infanterie und die deutschen Fallschirmjäger, die zu ihrer Absteifung eingesetzt waren, wären die Italiener noch rascher zusammengebrochen.

Diesmal war General Montgomery zahlenmässig weit überlegen. Er hatte ein ungeheures Übergewicht an Panzern, an Geschützen, an Munition. El Alamein war eine Materialschlacht alter Art. Aber El Alamein war nicht einfach eine «Eisenwalze». Man hatte mit grösster Präzision und viel Einfallsreichtum Massnahmen getroffen, um einen Angriff im Süden vorzutäuschen, während man die Vorbereitungen für den Hauptstoss im Norden zu verbergen suchte. Dabei hatte man sich bemüht, den Eindruck zu erwecken, als ob die Vorbereitungen im Süden noch nicht abgeschlossen wären. In den

Bereitstellungsräumen wurden Attrappen aller möglichen Fahrzeuge über Hunderte von Panzern gestülpt. Lastwagenattrappen wurden in Geschützstellungen geparkt. Nachts wurden dann die Geschütze herangebracht und unter den Attrappen verborgen. Im rückwärtigen Gebiet wurden Panzer und Geschütze beim Aufmarsch an die Front durch Attrappen ersetzt. Im Südbereich wurden zum Schein Stapelplätze errichtet, und zwar so langsam, dass der Feind annehmen musste, ihre Fertigstellung werde noch bis November in Anspruch nehmen. In diesem südlichen Frontabschnitt wurde ein besonderer Nachrichtenkopf geschaffen, dessen Nachrichten nur zur Irreführung des Gegners dienten. Man baute in falscher Richtung eine Pipe Line, die gar keine Pipe Line war. Mit Tankstellen und Benzinlagern, die gar keine Tankstellen und Benzinlager waren. Und man baute absichtlich langsam. Genau wurde darauf geachtet, dass kein Fahrzeug verräterische Spuren im Sand hinterliess. Da die Royal Air Force der Luftwaffe kaum die Möglichkeit zu Aufklärungsflügen gab, da der deutsche Nachrichtendienst völlig irrierte Informationen lieferte, war die Täuschung so erfolgreich, dass den Deutschen der Angriffstermin, der Schwerpunkt des Angriffs und der Bereitstellungsraum der Panzer völlig verborgen blieben. Das bedeutete, dass weiter nördlich, im Raum des XIII. Korps, die völlige Tarnung von zwei zusätzlichen Divisionen, 240 Geschützen und 150 Panzern gelang, ganz zu schweigen von anderen Dingen wie etwa 7'500 Tonnen Brennstoff.

«Erst drei Tage nach Angriffsbeginn», schreibt Feldmarschall Alexander, «konzentrierte der Gegner alle seine Kräfte im wirklichen Angriffsraum.» An diesem Tage, am 26. Oktober, hatte Rommel das Kommando übernommen. Ob er sich wohl auch so hätte täuschen lassen, wenn er den ganzen Oktober in Nordafrika gewesen wäre? Auf jeden Fall hätte er sich wohl kaum auf die Meldungen der deutschen Nachrichtendienste verlassen, von denen er absolut nichts hielt.

Nur im Gespräch mit General Bayerlein gab er zu, dass die Schlacht verloren war. Aber selbst dieses Eingeständnis hielt ihn nicht davon ab, noch einen verzweifelten Versuch zu unternehmen, um die Lage wieder herzustellen. Im Nordab-

schnitt hatte die 15. Panzerdivision im Einzeleinsatz gegen starke Zusammenballungen des X. Panzerkorps bereits schwerste Verluste erlitten. Nur wenige Stunden nach seinem Eintreffen plante Rommel schon einen Gegenstoss. Und er plante ihn an der richtigen Stelle: am englischen Frontvorsprung im Norden. Er sammelte die Reste der 15. Panzerdivision. In Eilmärschen brachte er die 21. Panzerdivision vom Süden heran. Er zog die 90. Leichte nach vorn. Vor zwei Tagen hatte Rommel noch im Krankenbett gelegen. Im Sanatorium auf dem Semmering. Nun, am Nachmittag des 26. Oktober, führte er selbst – die Sonne im Rücken – einen Grossangriff mit seinen zwei treuen und standhaften Panzerdivisionen, die ihm so oft in den Kampf gefolgt waren. Er kannte das Gelände. Auf seinem Flug zur Front hatte er Zeit zum Nachdenken gehabt. Dennoch zeugte sein Gegenangriff von rascher Beurteilung der Lage. Es war ein tapferer Versuch.

Doch ehe sich dieser Angriff entwickeln konnte, wurde er durch das Feuer der Artillerie und durch einen Bombenhagel der Royal Air Force zerschlagen. Am nächsten Tag wurde der Angriff erneuert. Er wurde von der 2. Schützenbrigade und von den Australiern geworfen. Rommel hatte unersetzliche Panzerverluste erlitten. Entschlossene und harte Kämpfe folgten, als nun die 9. australische Division nach Norden vorstieß und erfolgreich die deutschen Kerntruppen bekämpfte.

Jetzt änderte General Montgomery die Richtung seines Angriffs. In den frühen Morgenstunden des 2. November schlug er weiter im Süden zu, an der Naht zwischen Deutschen und Italienern. In Frontbreite von 4 km brach die Infanterie durch. Sie bahnte den Panzern den Weg. Es war kein leichter Durchbruch. Rommel hatte wieder seinen üblichen Pakschirm errichtet. Die 9. Panzerbrigade verlor 87 Panzer. Die 1. britische Panzerdivision, die durch die Einbruchsstelle vorstieß, prallte auf die 21. Panzerdivision. «Der Feind kämpfte in dem klaren Bewusstsein, dass alles auf dem Spiele stand. Er kämpfte mit grösstem Geschick, mit der Erfahrung vieler Panzerschlachten.» Einen Augenblick schien es fast, als ob ihm der Einbruch in unseren Frontbogen gelingen würde. Doch die «*Operation Supercharge*» (Operation Zuschlag) war der Anfang vom Ende. Als es Nacht wurde, beschloss Rommel den

Rückzug. Noch bestand eine Möglichkeit, das Gros der deutschen Truppen mit den verfügbaren Transportmitteln aus dem Kampfraum herauszuziehen. Die Italiener hätten allerdings marschieren müssen. Aber die meisten von ihnen würden sicher lieber die Waffen strecken als sich auf einem langen Rückmarsch durch die Wüste den Angriffen der Royal Air Force auszusetzen. Am 3. November, als der Rückzug bereits begonnen hatte, kam ein Funkspruch vom OKH: «Lage erfordert, dass Alameinstellung bis zum letzten Mann gehalten wird. Es darf keinen Rückzug geben, auch nicht um einen Fuss breit. Sieg oder Tod!» Der Befehl war unterzeichnet: Adolf Hitler.

Zum ersten Mal war Rommel unschlüssig. Was sollte er tun? Er wusste, der Befehl war unsinnig. Gehorchte er diesem Befehl, so würde die Katastrophe nur vergrößert werden. Doch es war ein so ausdrücklicher und unmissverständlicher Befehl, dass er sich nicht einfach über ihn hinwegsetzen konnte. Gegen den Rat General Bayerleins liess Rommel den Befehl bei der Truppe bekanntmachen. Der Befehlshaber des Afrika-Korps, General von Thoma, ersuchte um Genehmigung, auf Fuka und Daba zurückfallen zu dürfen. Rommel verweigerte die Genehmigung. Dennoch zog Thoma nachts mit seinen Truppen ab. «Ich kann diesen Hitlerbefehl nicht anerkennen», sagte er. Rommel drückte ein Auge zu.

Am nächsten Morgen fuhr von Thoma nach vorn, um sich Gewissheit über eine Meldung zu verschaffen, die Rommel nicht glauben wollte. Die Meldung besagte, dass britische Kolonnen im Süden durchgebrochen seien und bereits im Rücken der deutschen Kräfte standen. Es wurde Mittag. Thoma liess nichts von sich hören. Nun zog General Bayerlein in seinem Befehlswagen los, um ihn zu suchen. Als er sich der Tel-el-Mansr-Stellung näherte, zwang ihn schweres Feuer zum Verlassen seines Wagens. Er musste den Weg zum Kamm zu Fuss zurücklegen. Unmittelbar ehe er den Kamm erreichte, sah er in etwa 200 m Entfernung General von Thoma neben seinem brennenden Panzer. Ringsum englische Panzer. Es waren die 10. Husaren. Alle deutschen Panzer und Panzerabwehrkanonen, die sich auf der Höhe in Stellung befanden, waren zerstört. Bayerlein wartete, bis er englische Kleinketten-Kraft-

wagen herankommen sah, die dann General von Thoma mitnahmen. Erst jetzt machte sich Bayerlein davon. Er hatte Glück. Niemand hatte ihn bemerkt. Als er wieder im Gefechtsstand südlich Daba zurück war, hörten er und Rommel eine Funkmeldung der 10. Husaren ab. Es war eine Meldung über die Gefangennahme eines deutschen Generals. An jenem Abend ass General von Thoma mit General Montgomery ira Kasino des englischen Hauptquartiers. Er lud Montgomery ein, ihn nach dem Kriege in Deutschland zu besuchen. Solche gegenseitigen Höflichkeitsbezeugungen stiessen in England auf mancherlei Kritik. In Afrika dachte man sich nichts dabei.

Am nächsten Morgen ging der Wunsch Bayerleins in Erfüllung, das Afrika-Korps befehligen zu dürfen. Nur hatte er den Zeitpunkt schlecht gewählt. Er übernahm das Kommando gerade in dem Augenblick, da es praktisch aufgehört hatte zu bestehen. «Was kann ich im Hinblick auf den Hitlerbefehl noch unternehmen?» fragte er Rommel. «Ich kann Sie nicht ermächtigen, diesem Befehl nicht Folge zu leisten», erwiderte Rommel mit einer bei ihm unüblichen Diplomatie. Aber eine Befolgung des Befehls kam nicht mehr in Frage, wenn man überhaupt noch etwas retten wollte.

Rommel war völlig gebrochen. Zu seiner Krankheit war nun noch der Schock der Niederlage gekommen. Sein Stab fand ihn noch schwieriger im Umgang als sonst. Dennoch leitete er den Rückzug mit grossem Geschick. Diesmal bestand keine Hoffnung, sich unerwartet gegen seine Verfolger zu wehren. Seine restlichen Kräfte erreichten alles zusammen etwas mehr als Divisionsstärke. Er hatte noch 80 Panzer. Die Engländer hatten 600. Er konnte nur noch retten, was zu retten war und musste froh sein, wenn er überhaupt noch etwas retten konnte. Wäre nicht in der Nacht vom 6. November ein schwerer Regenguss niedergegangen, der die Wüste in einen Morast verwandelte und den Vormarsch der Truppen verhinderte, die seinen Rüdezug abschneiden sollten, so wäre er bei Matruh eingekesselt worden. Und hätte die Royal Air Force damals bereits die Technik des Tiefangriffs so beherrscht wie später, so wäre er nicht einmal bis Matruh gelangt. Hätte man schon damals Lufttransporte gekannt, wie sie General Slim unter weit schwierigeren Bedingungen in Burma entwickelte,

so wären voll ausgerüstete Verbände im Rücken Rommels abgesetzt und aus der Luft versorgt worden. Gegen Montgomery ist auch von englischer und deutscher Seite der Vorwurf erhoben worden, er habe zu vorsichtig gehandelt. «Ich glaube nicht, dass uns General Patton so leicht hätte entkommen lassen», sagte mir Bayerlein, der später in Frankreich gekämpft hatte. Er verglich Patton mit Guderian und Montgomery mit Rundstedt. Er fügte jedoch hinzu: «Der Rückzug war Rommels Meisterleistung in Afrika.» Da die 8. Armee die 1'100 Kilometer von El Alamein bis Bengasi in fünfzehn Tagen zurücklegte und da Rommel diesmal keine Möglichkeit geboten wurde, sich in El Agheila festzubeissen, liegt wohl überhaupt kein Grund vor, Montgomery oder Rommel zu kritisieren.

Am 8. November landeten die Alliierten in Nordafrika. Damit verlor Tripolis sofort an Bedeutung. Auf einmal konnten Verstärkungen herangeschafft werden. Nicht für Rommel. Alle Verstärkungen gingen nach Tunesien. Auf dem Seeweg und auf dem Luftweg. Sechs Monate später waren all diese Truppen in Gefangenschaft. Von den vielen bitteren Pillen, die Rommel schlucken musste, war dies sicherlich eine der bittersten: mit ansehen zu müssen, was das OKH alles für eine aussichtslose Sache tun konnte. Welche Unterstützung hatte ihm das OKH in einer aussichtsreichen Sache gewährt? Im November wurden zwei Regimenter Luftlandtruppen und ein Pionier-Bataillon nach Tunesien geflogen. Einige Infanterie-Einheiten, Panzer und Artillerie folgten, die zu einer Division zusammengefasst wurden. Mitte Dezember war die 10. Panzerdivision in Tunesien eingetroffen. In der zweiten Dezemberhälfte kam wieder weitere Infanterie: die 134. Infanterie-Division. Aus Kreta kam ein Grenadierregiment. Auch eine schwere Panzerabteilung, die 501., tauchte auf. Diese Abteilung war mit den neuen Tigerpanzern ausgerüstet, die man Rommel versprochen hatte. Die kampfstärke Panzerdivision Hermann Göring war unterwegs. Hinzukamen noch andere deutsche Einheiten und verschiedene italienische Verbände, um den Jagdbeutel der Alliierten auch richtig zu füllen. Was hätte Rommel fünf oder sechs Monate früher nicht alles ausrichten können, wenn man ihm nur die Hälfte dieser Truppen bewilligt hätte?

Wir wollen Rommels Rückzug und dem Vormarsch der 8. Armee durch Tripolitanien nicht in allen Phasen folgen. Mit seinen 25'000 Italienern und 10'000 Deutschen und mit seinen 60 Panzern wurde Rommel Schritt um Schritt unerbittlich zurückgedrängt. Während der ganzen Dauer des Rückzuges suchte er mit grossem Geschick, den Feind durch Verminnungen, Strassensprengungen und Trickfallen aufzuhalten. Oft konnten sich die deutschen Nachhuten nur in erbitterten Kämpfen vom Feinde absetzen. Diesmal hatte Rommel die Italiener vorausgeschickt. Gute Verteidigungsstellungen mussten geräumt werden. Es fehlte an Truppen, um sie zu bemanen. Die 90. Leichte leistete noch im Vorfeld von Tripolis Widerstand. Aber Rommels alter Gegner von St. Valery, die 51. Hochlanddivision, kam – auf Panzern aufgesessen – angerollt. In einem Nachtgefecht, das bei Mondschein geführt wurde, wurde die 90. Leichte zum Rückzug gezwungen. Ohne jeden weiteren Widerstand wurde Tripolis besetzt. Am Morgen des 23. Januar 1943 rückten die 11. Husaren in Tripolis ein. Als Italien in den Krieg eintrat, hatte dieses Regiment an der ägyptischen Grenze den ersten Schlag gegen den Feind geführt.

Für eine Truppe oder ihren Befehlshaber gibt es keine grössere Belastungsprobe als einen langen Rückzug. Nichts untergräbt so rasch die Kampfmoral wie das Bewusstsein, dass jeder weitere Kampf nur einem weiteren Rückzug dient. Rommel war körperlich und seelisch gebrochen. Während dieses Rückzugs erfuhr er auch, wie Treue zum Führer belohnt wurde. Ende November wurde er zur Berichterstattung nach Deutschland gerufen. Hitler machte ihm eine seiner berühmten Szenen. Rommel hatte ihm berichtet, die Lage in Nordafrika sei hoffnungslos. Es wäre das Beste, das noch vorhandene Material zu opfern und das Afrika-Korps zu retten, damit es dann in Italien den Kampf fortsetzen könne. Hitler nannte Rommel einen Defaitisten. Er und das Afrika-Korps seien Feiglinge. Generale an der Ostfront, die ähnliche Vorschläge machten, habe man an die Wand gestellt und erschossen. Rommel habe einen kurzen Prozess dieser Art noch nicht zu befürchten. Aber er solle sich vorsehen. Tripolis müsse unter allen Umständen gehalten werden. Sonst würden die Italiener einen Separat-

frieden schliessen. Rommel fragte: was besser sei, Tripolis oder das Afrika-Korps zu verlieren? Hitler brüllte: es kommt aufs Afrika-Korps nicht an. Zum ersten Mal, so erzählte Rommel seiner Familie, habe er bei dieser Unterredung erkannt, dass Hitler das ganze deutsche Volk verachte und dass ihm das Schicksal all der Menschen völlig gleichgültig sei, die für ihn kämpften. «Es kommt auf das Afrika-Korps nicht an.» Rommel erwiderte, Hitler möge doch selbst nach Afrika kommen oder irgend jemanden aus seiner Umgebung schicken, um den Leuten drüben zu zeigen, wie man die Sache richtig anpacken müsse. Hitler schäumte vor Wut. «Hinaus mit Ihnen», brüllte er. «Ich habe andere Dinge zu tun als hier mit Ihnen herumzureden!» Rommel grüsste, drehte sich auf dem Absatz um. Die Tür klappte zu. Da kam Hitler hinter ihm hergelaufen. Er legte seinen Arm auf Rommels Schulter. «Es tut mir leid», sagte er. «Ich bin zurzeit hochgradig nervös. Aber alles wird sich schon wieder einrenken. Kommen Sie morgen wieder. Wir werden dann über alles in Ruhe sprechen. Ich kann es ja einfach nicht fassen, dass jetzt das Afrika-Korps zugrunde geht.»

Am nächsten Tag war Rommel wieder bei Hitler. Auch Göring war anwesend. «Tun Sie, was Sie für richtig halten», sagte Hitler zu Göring. «Aber sorgen Sie dafür, dass das Afrika-Korps alles erhält, was Rommel braucht.» Göring erwiderte: «Sie können Häuser auf mich bauen. Ich werde die Sache selbst in die Hand nehmen.»

Der Reichsmarschall fuhr nun mit Rommel in seinem Sonderzug nach Rom. Auch Frau Rommel war eingeladen. Als man sich auf dem Bahnhof in München traf, trug Göring einen grauen Anzug, von dem man nicht genau wusste, ob er nun einen Militärschnitt hatte oder einen Zivilschnitt. Auf alle Fälle waren die Aufschläge aus Seide. Seine Kravatte wurde von einer breiten Smaragdklammer gehalten. Seine Uhr war mit Smaragden übersät. An einem Finger prangte zum Entsetzen Rommels ein Ring mit einem riesigen Diamanten. Aber das war noch nicht das Schlimmste. Seine Nägel waren lackiert! Bei der ersten Gelegenheit liess Göring seinen riesigen Diamantring funkeln. «Dieser Ring wird Sie interessieren», sagte er zu Frau Rommel. «Es ist einer der wertvollsten Edelsteine,

die es in der Welt gibt.» Es war das erste Mal, dass Frau Rommel mit dem Reichsmarschall zusammentraf. Auch sie war entsetzt. Während der Fahrt sprach Göring nur von Bildern «Man nennt mich den Mäcenat des Dritten Reichs», sagte er. Dann erzählte er, dass ihm Balbo eine Statue der Aphrodite aus dem alten Cyrene gesandt habe. Sonst wurde Nordafrika während der ganzen langen Fahrt nicht erwähnt. Vergeblich bemühte sich Rommel, das Gespräch von Statuen auf Versorgungsfragen zu lenken. Immerhin überreichte ihm Göring die Frontflugspange in Diamanten. Sicher dachte er: nun muss Rommel doch endlich zufrieden sein.

Genau so war es in Rom. Man stieg im Hotel Excelsior ab. «Göring tat nichts», sagte Rommel voll Verachtung, «als sich nach Bildern und Statuen umzuschauen. Er zerbrach sich den Kopf darüber, wie er all diese Bilder und Statuen am besten in unseren Zug hineinstopfen könne. Er war für niemanden dienstlich zu sprechen. Er tat nichts in meiner Sache.» Zu Frau Rommel sagte Göring, ihr Mann mache einen sehr deprimierten Eindruck. «Das ist sonst nicht seine Art», meinte Frau Rommel. «Er ist meist sehr optimistisch. Aber er sieht die Dinge, wie sie sind.» - «Ach», fiel Göring ein, «er hat eben nicht wie ich einen Überblick über die Gesamtlage. Wir werden uns schon um ihn kümmern. Wir werden alles für ihn tun.»

Und dann hielt Göring einen langen Monolog. Voll Ruhmredigkeit. Er sprach von seinen Leistungen in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Frau Rommel hatte den Eindruck, dass er mit seiner masslosen Selbstüberschätzung schon an der Schwelle des Grössenwahns stand. Es war ein anderer Göring als der klar und scharf denkende Göring, der in Nürnberg vor seinen Richtern stand. Die Vermutung liegt nahe, dass er damals, als er mit Rommel nach Rom reiste, wieder dem Morphinismus verfallen war. Ausser für Kunst schien er nur noch für seine Modelleisenbahn Interesse zu haben. Er liess sich in der Uniform eines Bahnwärters mit einer grünen Signalflagge in der Hand photographieren. Ganz Rom sprach davon, dass er zu einem Fest in einer altrömischen Toga erschienen sei. Drei Tage verhielt sich Rommel passiv. Dann sagte er: «Ich erreiche hier doch nichts ... Verliere nur meine Geduld. Das Beste ist, ich kehre zum Afrika-Korps zurück.»

Und am nächsten Tag flog er ab. Er war jetzt überzeugt, dass Göring verrückt und Hitler kaum viel besser war. Er hatte das zweite Stadium seiner Ernüchterung erreicht.

Wenn auch Tripolis trotz des ausdrücklichen Wunsches von Hitler fiel, so setzte der Fall von Tripolis doch noch keineswegs den Schlussstrich unter Rommels Laufbahn in Nordafrika. Dreimal hatte sich seine Stellung im Jahre 1942 geändert. Bis zum 21. Januar war er nur Befehlshaber der Panzergruppe Afrika. Dann wurde er Oberbefehlshaber der Panzerarmee Afrika. Diese Position hielt er bis zum 24. Oktober. Als er nach Stummes Tod nach El Alamein zurückkehrte, wurde er Oberbefehlshaber der deutsch-italienischen Panzerkräfte. Am 23. Februar 1943 wurde die Heeresgruppe Afrika gebildet.

Rommel wurde zu ihrem Oberbefehlshaber ernannt. Diese Heeresgruppe bestand aus der 5. Panzerarmee unter Generaloberst von Arnim, zu der die neuen, nach Tunesien geworfenen Verbände gehörten. Ferner bestand sie aus der 1. (italienischen) Armee unter General Giovanni Messe. Dem Befehl General Messes unterstanden zwei italienische Korps, das XX. und XXI. Korps, sowie das Afrika-Korps – alles Verbände, die den Rückzug aus Libyen mitgemacht hatten. Die 1. italienische Armee war also tatsächlich nichts anderes als die alte deutsch-italienische Panzerarmee unter neuem Namen. Statt an die Wand gestellt und erschossen zu werden, war Rommel nun Oberbefehlshaber aller Achsenstreitkräfte in Tunesien geworden. Das Oberkommando der Wehrmacht glaubte noch immer, es werde möglich sein, rings um Tunis und Bizerta einen Brückenkopf zu halten und starke alliierte Kräfte zu binden, ähnlich wie bei Saloniki im ersten Weltkrieg. Eigenartig, dass man gerade Rommel mit diesem Kommando betraute, obwohl er selbst keineswegs an diese Möglichkeit glaubte.

Doch noch ehe seine Ernennung amtlich bekanntgegeben worden war, zeigte Rommel, dass der alte Kampfgeist noch in ihm lebendig war. Er hatte sich von Tripolis auf die Mareth-Linie zurückgezogen, eine überaus starke Stellung, eine Art zweites Alamein, nur dass die Mareth-Stellung noch gründlicher ausgebaut war. Die Franzosen hatten sie als eine Art afrikanische Maginotlinie errichtet. Zum Schutz gegen einen

italienischen Vorstoss von Libyen. Nach Ansicht der Franzosen konnte die Mareth-Stellung jedem Frontalangriff standhalten. Sie konnte nicht von der Flanke aufgerollt werden. Eine Umgehung vom Westen aus, so erklärten die Franzosen, sei «*incroyable*». Auf jeden Fall bedeutete eine Ausflankierung eine Umfassungsbewegung von 240 km. Mit Recht nahm Rommel an, dass sich Montgomery nicht so rasch werde entscheiden können. Da nun sein Offensivgeist niemals für längere Zeit schlummerte und er keine Lust hatte, den Daumen zu drehen und auf den feindlichen Angriff zu warten, sah er sich in der Zwischenzeit nach «anderweitiger Beschäftigung» um. Es musste ja nicht unbedingt gegen die 8. Armee gehen. Es gab ja auch noch die alliierte 1. Armee, die sicher in seinen Rücken stossen würde, sobald er wieder mit Montgomery in Kampffühlung stand.

Mit sicherem Instinkt wählte er den verwundbarsten Punkt. Im Südabschnitt der 1. Armee stand das amerikanische 11. Korps in der Ebene von Faid zwischen Gafsa und Fondouk. Hinter dieser Ebene lag der Kasserine-Pass. Die Stellungen waren nur notdürftig zur Verteidigung hergerichtet. Die amerikanische 1. Panzerdivision lag auseinandergezogen hinter der Front. Die Hälfte der Division war nach Norden ausgerichtet, nach Fondouk, wo nach Ansicht des amerikanischen Nachrichtendienstes der feindliche Angriff zu erwarten war. Die Truppen hatten noch nie im Einsatz gestanden. Auch die Kommandeure waren ohne Erfahrung in moderner Kriegführung.

Das war eine Situation ganz nach Rommels Herzen. Er hatte bereits seine treue 2t. Panzerdivision herausgezogen und sie mit den Panzern einer zur Verstärkung nach Tunesien entsandten Abteilung aufgefüllt. Mit etwa 100 Panzern, die durch Stukas unterstützt wurden, fiel er am 14. Februar über die amerikanischen Panzerdivisionen her. Rasch waren die ersten Stellungen überrannt. Mit seinen Panzern brach Rommel durch die in aller Hast ausgebauten Befestigungen am Kasserine-Pass. Die gegnerischen Truppen bestanden aus Amerikanern, Engländern, Franzosen. Durch diese Mischung wurde die Verwirrung im feindlichen Lager noch erhöht. «Es gab keinen einheitlichen Abwehrplan. Die Befehlsgewalt war

nicht klar geregelt.» Rommel hatte einen grossen Keil in die alliierte Front getrieben. Bei diesem Einbruch waren seine eigenen Kräfte nahezu intakt geblieben. Nun lag offenes Gelände vor ihm. Nur wenige natürliche Hindernisse standen einem Vormarsch nach Norden im Wege. Es bestand die Gefahr, dass er die gesamte Front in Tunesien aufrollen und einen allgemeinen Rückzug erzwingen würde. Ja, vielleicht drohte sogar mehr als ein Rüddezug. Sein Vorstoss konnte sich leicht zu einer Katastrophe für die Alliierten auswirken. Es war die gleiche Situation wie bei Gazala.

So lagen die Dinge, als General Alexander den Oberbefehl übernahm. «Wohl hatte Rommel ursprünglich nur die Absicht», sdireibt Alexander, «durch einen Schlag gegen das 11. Korps seine rechte Rückendeckung zu sichern, während er sich auf den Angriff der 8. Armee vorbereitete. Doch mir war klar, dass er nun weitergehende Ziele verfolgte. Aus früheren Erfahrungen wusste ich, dass Rommel jederzeit bereit war, einen Erfolg mit allen Mitteln, oft bis zur Grenze der Unbesonnenheit, auszunutzen. Nun glitzerte die Aussicht auf einen taktischen Sieg vor seinen Augen.»

Am 20. Februar sah die Lage so düster aus, dass General Alexander an Montgomery funkte, er solle irgend etwas unternehmen, um Rommel abzulenken. Montgomery erklärte sich dazu sofort bereit. Er informierte Alexander über seine Pläne. «Bald wird Rommel wie ein aufgescheuchtes Huhn zwischen uns hin- und herlaufen», fügte er hinzu. Es ist vor allem der guten Führung General Alexanders zu danken, dass der deutsche Vorstoss zwei Tage später zum Halten gebracht wurde. Alexander hatte richtig erkannt, dass Rommel nach Norden schwenken würde. Hier lag die lockende Beute. Nachdem nun sein Vorstoss gehalten war, begann Rommel in guter Ordnung seinen Rückmarsch. Er liess nur neun Panzer zurück, viele Minen, um ein Nachstossen des Feindes zu verhindern – und eine ganze Reihe alliierter Soldaten, die sich von ihrem ersten «Feuerzauber» noch nicht erholt hatten.

«Die Schlacht von Kasserine», schreibt Feldmarschall Alexander in seinem amtlichen Bericht über die Kämpfe, «bereitete mir viele aufregende Stunden. Wie bei seinem Vormarsch nach El Alamein hatte Rommel auch diesmal einen beträcht-

lichen Anfangserfolg zu sehr ausgenutzt, so dass er sich nachher in einer schlechteren Position befand als zu Beginn der Kämpfe. Doch man kann es ihm kaum zum Vorwurf machen, dass er einen grossen Sieg zu haschen suchte, denn bei Alamein und bei Kasserine lag der Sieg fast schon greifbar nahe. Doch in beiden Fällen war das Ende für ihn gleich katastrophal.»

Der Rückzug hatte Rommels Mut nicht gebrochen. Er verhielt sich in der Schlacht genau so wie früher. Das zeigt ein Zwischenfall aus jener Zeit, bei dem Dr. Löffler, einer der deutschen Verteidiger in Nürnberg, Augenzeuge war. Unter schwerem Feuer fuhr Rommel in seinem Befehlswagen zum Kommandeur einer Panzerabteilung, der am Eingang eines Dorfes mit geschlossenem Luk in seinem Panzer sass. «Was ist denn mit Ihnen los?», fragte er, als der Luk geöffnet wurde. «Es ist unmöglich weiter vorzugehen», antwortete der Offizier. In diesem Augenblick kreperten Granaten einer englischen Batterie rings um den Panzer. Eilig wurde der Luk wieder zugeworfen. Der Offizier glaubte, Rommel müsse nun tot sein. Aber zehn Minuten später wurde wieder an die Haube geklopft. Es war Rommel, der eben von seinem Erkundungsvorstoss in das Dorf zurückkehrte. «Sie haben ganz recht», sagte er. «Am anderen Ende der Strasse stehen vier Pak. Aber ein andermal verschaffen Sie sich diese Informationen gefälligst selbst!»

Dies war Rommels vorletzte Schlacht in Afrika. Die letzte Schlacht war bei Medenine. Am 5. März 1943. Rommel kam einige Tage zu spät, um Montgomery überraschend zu packen. Als die 15. und 21. Panzerdivision zum Angriff antraten, wurden sie von starken Abwehrverbänden erwartet. Die Schlacht von Alam-el-Halfa wiederholte sich. Generalmajor de Guingand, Chef des Stabes der 8. Armee, berichtet: «Die Infanterie hielt ihre Stellungen gegen starke Infanterie- und Panzerangriffe, ohne durch Drahthindernisse oder Minen geschützt zu sein. Die Pak war zur Panzerabwehr eingesetzt. Nicht zum Schutz unserer Infanterie. Die Wirkung des zusammengefassten Feuers unserer Artillerie war vernichtend ... Es war eine vorbildliche Abwehrschlacht... An keiner Stelle gelang Rommel ein Einbruch in unsere Stellungen.» Von den 140 Panzern, mit denen Rommel angetreten war, liess er 52 auf dem Schlacht-

feld zurück. Die englischen Verluste beliefen sich auf 130 Mann an Toten und Verwundeten. Kein Panzer wurde verloren. Generalmajor de Guingand berichtet weiter auf Grund von Gefangenenaussagen, Rommel sei auf dem Schlachtfeld herumgefahren, um die Truppen anzufeuern und ihnen die Bedeutung der Schlacht klarzumachen. Aber er sei ganz offensichtlich ein schwerkranker Mann gewesen. Sein Hals war bandagiert. Das Gesicht war überall mit Wüstenschinn bedeckt. General Alexander führt den Bericht eines Augenzeugen an, wonach Rommel einer Abteilung, die in seiner Nähe hielt, erklärte: «Wenn diese Schlacht nicht gewonnen wird, ist unsere letzte Hoffnung in Afrika zum Teufel.»

Eine Woche später flog Rommel nach Deutschland. Man hat seine plötzliche Abreise unmittelbar vor der Mareth-Schlacht mit den verschiedensten Gründen zu erklären versucht. Am wenigsten glaubhaft klingt wohl der Grund, den General Eisenhower angibt: «Rommel selbst», so schreibt er, «entkam vor dem endgültigen Debakel. Anscheinend hatte er das unvermeidliche Ende vorhergesehen und den dringenden Wunsch verspürt, seine eigene Haut zu retten.» Rommel sah tatsächlich das «unvermeidliche Ende» voraus. Doch niemand, der Rommels Laufbahn von ihren Anfängen bis zur Schlacht bei Medenine verfolgt hat, kann auch nur für einen Augenblick annehmen, dass er sich jemals von dem Gedanken leiten liess, seine eigene Haut zu retten. Man hat erklärt: Die Italiener verlangten seine Abberufung. Ich habe keinerlei Beweis für diese Behauptung finden können. Glaubhafter klingt es schon, dass ihn sein Gesundheitszustand und die Notwendigkeit weiterer ärztlicher Behandlung zur Rückkehr veranlassten. Man hat auch erklärt, Hitler habe ihn abberufen, da er fürchtete, Rommels Gefangennahme könne an der Front und in der Heimat einen schweren moralischen Schock auslösen. Doch auch diese Erklärung ist unwahrscheinlich. Noch hatte sich Hitler nicht zu der Erkenntnis durchgerungen, dass Tunesien abzuschreiben war. Erst am 8. Mai erliess das Oberkommando der Wehrmacht den Befehl zur Räumung Afrikas und zum Abtransport der deutschen und italienischen Truppen auf dem Seeweg. Doch als dieser Befehl erlassen wurde, war es – wie bei so vielen Befehlen Hitlers – bereits zu spät. Die Verschif-

fung der Truppen war nicht mehr durchzuführen. Vier Tage später erfolgte die Kapitulation.

Rommel selbst hat seiner Frau und Manfred die Gründe für seine plötzliche Abreise angegeben. Danach verliess Rommel Afrika auf eigene Verantwortung und ohne Befehl, um Hitler nochmals um Rettung der Truppen unter Opferung des Materials zu bitten. Wieder erhielt er einen abschlägigen Bescheid. Wieder wurde er als Defaitist und Feigling bezeichnet. Als er dann vorschlug, wieder nach Afrika zurückzukehren, um das Schicksal seiner Truppe zu teilen, wurde ihm die Erlaubnis verweigert. Ich sehe keinerlei Grund, diese Darstellung, die mir von Rommels Familie gegeben wurde, anzuzweifeln.

Das Afrika-Korps vergass Rommel nicht. Bis zum Ende kämpften seine alten Divisionen mit der gleichen Hartnäckigkeit, mit der sie unter ihm gekämpft hatten. Auch seine Gegner vergassen ihn nicht sofort. In seinem Buch «*Operation Victory*» (Operation Sieg) erwähnt Generalmajor de Guingand, dass Rommel Afrika vor der Mareth-Schlacht verliess. Dennoch spricht er weiterhin, vielleicht unbewusst, immer von «Rommels Truppen».

Nach dem Fall von Tunis wurde Rommel zur «Wolfsschanze» berufen, Hitlers Hauptquartier bei Rastenburg in Ostpreussen. Hitler schien verzweifelt zu sein. Aber er war Vernunftgründen zugänglicher als sonst. «Ich hätte früher auf Sie hören sollen», sagte er. «Nun ist Afrika verloren.» Rommel sprach von der allgemeinen Lage an der Front. Plötzlich fragte er den Führer: «Glauben Sie wirklich, dass wir noch den völligen Sieg erringen können, auf den wir abzielen?» – «Nein!» antwortete Hitler. Rommel bedrängte den Führer mit einer weiteren Frage: «Sind Sie sich der Folgen einer Niederlage bewusst?» – «Ja», antwortete Hitler, «ich weiss, dass wir mit der einen oder anderen Seite Frieden schliessen müssen. Aber niemand wird mit mir Frieden schliessen wollen.» Als Rommel seiner Frau und seinem Sohn über dieses Gespräch berichtete, sagte er, Hitler sei ein moderner Ludwig XIV., völlig ausserstande zwischen seinen eigenen Interessen und den Interessen seines Volkes zu unterscheiden. Wenn niemand mit ihm Frieden schliessen wolle, dann gäbe es ja die Möglichkeit abzdanken.

Aber dieser Gedanke sei Hitler niemals gekommen. Rommel sagte dann noch weiter, nur wenn Hitler völlig deprimiert sei, könne man mit ihm vernünftig reden. Sobald ihn wieder Schmeichler und Schmarotzer umgäben, die ihm einredeten, die ganze Welt liege ihm zu Füßen, sei nichts mehr mit ihm anzufangen. Dann sei kein Argumentieren mehr möglich. Zu spät hatte Rommel auch erkannt, dass Hass die Haupttriebfeder in Hitlers Charakter war. Wenn er hasste, dann hasste er mit Leidenschaft. Dann konnte er sich nicht beherrschen oder zügeln. Dann hatte er nur einen Wunsch, den Wunsch zu töten. Manfred erinnerte sich später an diese Worte. Er hat sie bis auf den heutigen Tag nicht vergessen.

*

Am 6. April kämpften die 15. Panzerdivision und die 90. Leichte im Wadi Akarit nach dem Urteil General Alexanders «vielleicht die beste Schlacht in ihrer langen und ruhmvollen Laufbahn». Vorübergehend wehrten sie die Katastrophe ab. Doch sie konnten die Vereinigung der 1. und 8. Armee nicht verhindern. Auch am 29. April bewiesen diese beiden Divisionen gemeinsam mit der 21. Panzerdivision «ausgezeichneten Kampfgeist» trotz schwerer Verluste. Am 30. April wurde beschlossen, die 1. Armee durch die besten Verbände der 8. Armee zu verstärken. General Montgomerys Wahl fiel auf die 7. Panzerdivision, die 4. indische Division und die 201. Gardebrigade. Es waren die beiden gleichen Divisionen, die unter General Wavell den ersten britischen Sieg in Afrika errungen hatten. Am 7. Mai drangen die 11. Husaren der 7. Panzerdivision, die ursprünglichen und echten «Wüstenrateten», in Tunis ein. Nach einer letzten Schlacht im Hügelgelände von 'Enfidaville kapitulierte General Graf von Sponeck mit seiner 90. Leichten vor seinem alten Gegner General Freyberg und seinen Neuseeländern. Die Letzten des Afrika-Korps gingen den Weg in die Gefangenschaft. Ohne Rommel... Der Krieg in der Wüste war zu Ende.

Es blieb Generalfeldmarschall Keitel vorbehalten, in einem Schwanengesang der Reue das letzte Wort in dieser Sache zu sagen:

«Eine der besten Gelegenheiten, die wir uns entgehen ließen, war El Alamein. Ich stehe nicht an zu erklären, dass wir in jener Scheitelfase des Krieges dem Siege näher waren als zu irgendeiner Zeit vorher oder nachher. Nur wenig fehlte damals noch, um Alexandria zu erobern und in die Kanalzone und nach Palästina vorzustossen ..

Generaloberst Haider dagegen ist frei von allen Reuegefühlen. In seinem Buch «Hitler als Feldherr», das alle Schuld für die deutsche Niederlage auf Hitler abwälzen, den Generalstab von aller Schuld reinwaschen und eine neue Version der Dolchstosslegende schaffen soll, erklärt Haider noch immer, es wäre unmöglich gewesen, England in Nordafrika entscheidend zu schlagen. Man hätte England nicht die Herrschaft über die Nachschubwege des Mittelmeerraums entreissen können. Unterseeboote hätten das Mittelmeer nur bei einem Verlust von 50 v. H. erreicht. (In Wirklichkeit gingen von 60 U-Booten nur zwei verloren.) England hätte alles, was es brauchte, über das Rote Meer heranschaffen können. (Haider erwähnt aber nicht, dass alle diese Transporte um das Kap der Guten Hoffnung gehen mussten.) «Es war daher von Anfang an nur eine Frage der Zeit....»

Zum Glück für die Engländer hat es im deutschen Generalstab immer Leute vom Schlage eines Haider gegeben.

DER ATLANTIKWALL

Im Spätsommer 1943 erhielt Rommel ein Kommando, um das ihn sicher mancher General an der Ostfront beneidet hat. Er wurde Oberbefehlshaber der Heeresgruppe B in Norditalien. Sein Hauptquartier befand sich in der Nähe des Gardasees. Nach seiner Rückkehr aus Nordafrika hatte Rommel zunächst einige Wochen im Sanatorium auf dem Semmering verbracht. Dann war er als militärischer Berater ins Führerhauptquartier berufen worden. Aber niemand fragte ihn um Rat. Er hatte das Gefühl, dass er seine Zeit vergeude. Da ging das Gerücht um, Churchill plane eine Invasion Europas über den Balkan. Auf dieses Gerücht hin sandte ihn Hitler nach Griechenland. Aber kaum war Rommel 24 Stunden in Athen, da wurde der Sturz Mussolinis gemeldet. Noch am gleichen Tage, am 25. Juli, wurde Rommel fernmündlich von Hitler zurückberufen. Im Gebiet um München wurde die Heeresgruppe B zusammengestellt. Schon damals hatte Hitler den Verdacht, dass die Italiener vor der Kapitulation oder möglicherweise vor einem Frontwechsel ständen.

Hitlers Verdacht verstärkte sich, als Rommel mit Generaloberst Jodl ins Hauptquartier von Badoglio fuhr, um die Entsendung weiterer Truppen nach Italien zu erörtern. General Roatta, Chef des Stabes bei Badoglio, tat sein Möglichstes, um die Entsendung deutscher Verstärkungen zu verhindern. Ein solcher Schritt, sagte er, würde von der italienischen Bevölkerung höchst ungünstig aufgenommen werden. Er erhob auch Einspruch gegen eine SS-Wache, die Jodl vor seinem Quartier aufstellen wollte. Welches Recht hätte Jodl, fragte er, «politische Truppen» nach Italien zu bringen? Was würde Jodl wohl gesagt haben, wenn er ihm eine jüdische Kompanie als Wache vor das Quartier gestellt hätte? Jodl, der einen Bericht empfangen hatte, dass man ihn und Rommel vergiften

wolle, sagte nichts. Aber er behielt seine SS. Rommel entschied, je rascher die Heeresgruppe B nach Italien ginge, umso besser. Es waren seine Tigerpanzer, die ich am Morgen des 9. September sah, wie sie am Gardauer entlang auf Piacenza vorrückten.

Am Abend zuvor, als in unserem Gefangenenlager der Waffenstillstand bekanntgegeben wurde, hatte ich mir rasch vom Hausverwalter einen schon reichlich abgewetzten Alpaka-Anzug gekauft. Dazu einen grossen Strohhut. Nun war ich auf meinem ersten «Erkundungsvorstoss». Sah ich nicht von Kopf bis Fuss wie ein italienischer Bauer aus? Ich lehnte über einen Gartenzaun. Warm und freundlich schien die Sonne. Zum erstenmal seit 16 Monaten hatte ich wieder ein Gefühl der Freiheit. Da ratterten deutsche Panzer heran. Sie passten nicht in die friedliche Landschaft. Es war eine höchst unwillkommene Störung. Ebenso unwillkommen wie die SS-Männer, die einige Minuten später mit Maschinenpistolen im Garten auftauchten. Ich musste mich rasch seitwärts hinter den Rebstöcken verdrücken. Dann kehrte ich über die Felder wieder ins Lager zurück, um meinen Kameraden zu Berichten. Später erfuhr ich, dass jeder, der mich sah, mich sofort erkannt hatte – Gott sei Dank mit Ausnahme der SS-Männer. Man hatte sich den Kopf zerbrochen, was ich wohl in Alfredos zweitbestem Anzug trieb.

Selbst in unserem Gefangenenlager wussten wir, was unser Nachrichtendienst anscheinend nicht wusste, dass die Deutschen bereit waren, auf eine italienische Kapitulation mit aller Schärfe zu reagieren. Einer von unseren gut abgerichteten Wachen hatte uns schon mindestens zwei Wochen vorher erzählt, dass deutsche Divisionen über den Brenner strömten. Wir hatten aber nicht damit gerechnet, dass auch in unserem Gebiet der deutsche Gegendruck so rasch fühlbar sein werde. Einige von uns hatten gehofft, in Piacenza den Nachmittagszug nach Rom und Süditalien zu nehmen. Da wir alle in Nordafrika «in den Sack gerutscht waren», wären wir weit weniger optimistisch gewesen, hätten wir gewusst, dass Rommel das Kommando führte. (Noch heute sind wir der Ansicht, es war eine grosse Unterlassungssünde, dass man damals bei Abschluss des Waffenstillstandes 50'000 britische Kriegsgefangene in Italien

ohne Befehl oder irgendwelche Informationen sich selbst überliess. So kam es, dass die meisten im Lager einem schon sechs Monate alten Befehl gehorchten, «auf der Stelle zu treten». Das Ergebnis war, dass viele nun nach Deutschland geschafft wurden. Die Verhandlungen mit Badoglio hatten bereits Ende Juli begonnen und bis in den September gedauert. In dieser langen Zeit hätte irgend jemand auch an uns denken können.)

Abgesehen von einer gelegentlichen Treibjagd in den Bergen liessen uns Rommels Truppen ziemlich ungeschoren. Schon in der Wüste hatte Rommel folgende Prioritäts-Skala aufgestellt:

1. Treibstoff und Öl,
2. Wasser,
3. Verpflegung,
4. Gefangene.

«Die Gefangenen können wir später aufgreifen», pflegte Rommel zu sagen. Wie es schien, war er diesem Leitsatz treu geblieben. Nachdem die Deutschen ihren Zugriff auf Norditalien befestigt hatten, schienen sie mehr daran interessiert zu sein, ihrem früheren Bundesgenossen Nahrungsmittel und Maschinen abzuknöpfen und die jungen Männer zur Fremdarbeit nach Deutschland zu schicken, als ein paar Gefangene zu schnappen, die noch frei herumliefen.

Es lag ganz im Wesen Rommels, dass ihn sein neuer Posten langweilte, den er als eine Art von Druckposten empfand.

Möglicherweise fand er es auch nicht gerade erfreulich, wieder Kesselring unterstellt zu sein. Gewiss hatte er ein neues Frontkommando erhofft. Ein Sommer im norditalienischen Seengebiet entsprach jedenfalls nicht seiner Vorstellung vom Kriege. Hinzu kam, dass er schon bald nach dem Waffenstillstand Reibereien mit der SS hatte, vor allem mit Sepp Dietrich, der damals Kommandierender General eines SS-Korps war. Aus Mailand und anderen Städten wurden umfangreiche Plünderungen und brutales Vorgehen gemeldet. Rommel war über diese Vorfälle entrüstet. Er war empört, dass er keine Disziplinarstrafgewalt über die SS hatte. Er reichte eine lange Liste von SS-Offizieren zur Bestrafung ein. Da er über den Standort der ihm unterstellten Truppen frei disponieren

konnte, zog er die SS-Einheiten aus Mailand ab. «Na, Herr Feldmarschall, wie sieht es jetzt in Mailand aus?» fragte ihn Himmler bei einer Inspektionsfahrt nach Italien. «Besser», erwiderte Rommel, «seit wir die SS aus Mailand abgezogen haben!» Doch so leicht gab sich die SS nicht geschlagen. Als sich Rommel einmal bei einem SS-General über die Plünderungen beschwerte, schickte ihm der General, der wusste, dass sich Rommel für Briefmarken interessierte, eine herrliche Sammlung. Natürlich «Beutemarken».

So war Rommel sichtlich erleichtert, als er Anfang November erfuhr, dass ihm Hitler einen Sonderauftrag erteilt habe. Er sollte die Küstenverteidigungen im Westen inspizieren. Vom Skagerrak bis zur spanischen Grenze. Dann sollte er über ihre Bereitschaft zur Invasionsabwehr berichten. Für diese Aufgabe brauchte Rommel natürlich den Rat eines Marinefachmannes. General Gause, der bis zu seiner Verwundung am 31. Mai 1942 mit Rommel in Afrika war, wusste den richtigen Mann. Dieser Mann war Vizeadmiral Friedrich Rüge, Befehlshaber der deutschen Seestreitkräfte in Italien, der früher die Räumboot-Flottillen befehligt hatte. (Nach dem ersten Weltkrieg war Rüge wegen Teilnahme an der Selbstversenkung der deutschen Flotte in Scapa Flow interniert gewesen.) Gause hatte Rüge kennen und schätzen gelernt. So wurde er von Rommel auf Gauses Empfehlung angefordert.

Man hätte keine bessere Wahl treffen können. Vizeadmiral Rüge, der jetzt in Cuxhaven lebt und englischen Marineoffizieren deutschen Unterricht erteilt, ist ganz der Typ des Offiziers, wie wir ihn nur in der englischen Marine zu finden glauben. Aber das stimmt natürlich nicht. Jede Marine erzeugt diesen Typ. Er ist das Produkt von Salzwasser, früher Ausbildung und Disziplin. Da Rüge intelligent, energisch und charakterlich integer war, mochte ihn Rommel von Anfang an gern. Rüge wurde bald sein enger Freund und Vertrauter.

Wie kam es, dass sich auch Vizeadmiral Rüge gleich bei der ersten Begegnung mit Rommel völlig ungeniert fühlte, obwohl ihn der Feldmarschall, als er unerwartet ins Hauptquartier zurückkehrte, in einem alten Ölmantel antraf, einen dicken Wollschal um den Hals gewickelt? Ich habe Rüge diese Frage vorgelegt. Seine Antwort gab mir den Schlüssel zu

Rommels Wesen. Vielleicht wird diese Antwort auch vielen meiner englischen Leser das Verständnis für Rommels Persönlichkeit erleichtern. «Er war ein Typ», sagte Rüge, «wie man ihn häufiger bei der Marine als bei den anderen Waffengattungen trifft.» Ich schaute mir nochmals ein Foto von Rommel an. Ja, wenn man sich die Mütze wegdachte ... Ich dachte an alte Geschichten, die ich über ihn gehört hatte. Plötzlich formte sich alles zu einem einheitlichen Bild. Vielleicht war es, weil mein Vater Seemann war, vielleicht weil ich selbst einen guten Teil meiner Jugend auf dem Meer verbracht habe, dass ich nun fühlte: ja, jetzt kann ich diesen deutschen General verstehen, der so ganz anders als alle anderen Generale war. Rommel hatte zwar vor seinem letzten Kommando kaum Salzwasser gerochen. Aber wenn man ihn sich neben den Kapitänen Nelsons vorstellt, vielleicht als einen unromantischen Käpt'n Nornblower, so war er ganz wie diese Männer.

Die Eigenschaften, die Rommel in der Wüste und auch sonst bewies, sind zwar keine typischen Seemannseigenschaften. Auch Soldaten können kühn, entschlossen, unermüdlich und tapfer sein. Auch Soldaten können einen klaren Kopf haben und geradlinig denken - unbelesen und künstlerisch uninteressiert sein. Auch Soldaten können ruppig sein, kurz und bündig, unduldsam gegen Unfähigkeit in jeder Form und immer darauf versessen, ganze Arbeit zu leisten. Aber Rommel hatte noch andere Eigenschaften. Er hatte geschickte Hände, war ein guter Bastler. Er hatte ein besonderes technisches Geschick, immer neue technische Einfälle. Er war von grösster Einfachheit, hasste alle Schnörkel. Durch sein ganzes Wesen ging ein leicht puritanischer Zug, vielleicht etwas verborgen und tief im Unterbewusstsein. Niemand erzählte gern in seiner Gegenwart schlüpfrige Witze. Vor allem aber war er mit seiner eigenen Häuslichkeit und mit seiner Familie aufs Innigste verbunden. All das erinnerte mich an meinen eigenen Vater und die Männer seiner Zeit. Ich sah die klaren blauen Augen Rommels mit ihrem Netzwerk feiner Linien ringsum ... und tausend Erinnerungen aus meiner Kindheit wurden wach. Admiral Sir Walter Cowan, der mit 72 Jahren noch in einem indischen Kavallerieregiment diente und den Rommel in der Wüste gefangennahm, wird vielleicht nicht

zustimmen, dass ich etwas von einem Seemann in Rommel entdeckte. Doch ich kenne Sir Walter. Wir waren einige Zeit im gleichen Lager und ich kann mir gut vorstellen, dass er und Rommel sich grossartig verstanden hätten. Wie zwei alte Bulldoggen hätten sie sich angeklüfft. Keiner hätte auch nur einen Zollbreit nachgegeben – und doch hätten sich der «olle Seebär» und Rommel verstanden. Da aller guten Dinge drei sind, hätte Rüge gut in diese Gesellschaft gepasst, wenn er auch etwas weniger kratzbürstig war als die beiden anderen.

Am 10. November meldete sich Rüge zum Dienst. Er wurde sofort nach Berlin geschickt, um Generalstabskarten, Seekarten und sonstiges Informationsmaterial zu beschaffen. Als er endlich alles beisammen hatte, gab es einen Luftangriff. Alles, was Rüge gesammelt hatte, wurde zerstört. Erst Anfang Dezember konnten er und Rommel in Dänemark mit der Arbeit anfangen. Die Inspektion der dänischen Küste dauerte 10 Tage. Dann verlegte Rommel den Gefechtsstand der Heeresgruppe B nach Fontainebleau. Nun begann die Inspektion der französischen Küste. (Die Deutsche Bucht gehörte nicht zu seinem Aufgabenbereich.) Seit 1940 war Rommel nicht mehr in Frankreich gewesen. Er war enttäuscht über das, was er sah, und mindestens so enttäuscht über das, was er nicht sah. Der grosse Atlantikwall, mit dem die deutsche Propaganda das eigene Volk eingullt und auch im Ausland einen solchen Eindruck gemacht hatte, war nichts als Schwindel. Ein Papierreifen, durch den die Alliierten nur durchzuspringen brauchten.

Wohl hatte die Kriegsmarine Batterien zum Schutz der wichtigen Häfen eingebaut. Diese Batterien waren zum Teil auch mit Batterien der Heeresküstenartillerie verbunden. Aber während die Geschütze der Kriegsmarine unter Stahlkuppeln ruhten, lag die Heeresartillerie vorwiegend in Feldstellungen, ohne Abschirmung nach oben gegen Granaten und Bomben. (Admiral Rüge erklärte mir, das OKH habe die Einbunkerung der Geschütze abgelehnt, weil das zu einer Beschränkung des Schussfeldes geführt hätte. Seit 1942 wurde überdies auch durch den zunehmenden Mangel an Stahl die Herstellung von Panzerkuppeln unmöglich. Auch viele der Unterstände waren nur feldmässig ausgebaut und nicht be-

toniert. Betonierte Unterstände fehlten vor allem an der Küstenstrecke zwischen Orne und Vire. Und wo es solche Unterstände gab, da war die Decke nur 60 cm stark. Sie war also ausserstande, auch nur den ersten Zermürbungs-Luftangriffen standzuhalten, mit denen als Auftakt zu einer Invasion gerechnet werden musste.

Selbst die einfachsten Vorsichtsmassnahmen waren nicht getroffen worden. Man hatte keine Minengürtel um diese Stützpunkte gelegt. In drei Jahren waren nur 1'700'000 Minen ausgelegt worden. Als Rommel eintraf, betrug die monatlichen Lieferungen nur 40'000 Minen. Das war nur ein Bruchteil dessen, was wir 1941 an den Dschebel-Rändern zwischen Sollum und Halfaya ausgelegt hatten. Die Anmarschwege im seichten Wasser waren unter der Tiefwasserlinie nicht vermint. Auch die Seeverminung reichte zur Abwehr nicht aus. Die Strandhindernisse waren äusserst primitiv, völlig wirkungslos gegen Panzer. Sie boten selbst für die Infanterie nur geringen Schutz. So war bisher kein ernsthafter und einheitlicher Versuch unternommen worden, um die französische Küste zur Abwehr einer Invasion in Verteidigungszustand zu setzen. Bis zu den Kommandounternehmen von St. Nazaire und Dieppe war ausserhalb der Häfen nichts zur Abwehr getan worden. Auch dann erfolgten die Abwehrmassnahmen nur langsam und lasch.

Admiral Rüge schiebt die Schuld hierfür auf den Ingenieur, der mit Planung und Ausbau der Befestigungen betraut war. Er war seiner Aufgabe nicht gewachsen. Er verlor sich in Einzelheiten. Er hatte keinen Überblick über die Gesamtlage. Keinen einheitlichen Ausbauplan. «Er war nicht der richtige Mann, um die entgegengesetzten Auffassungen von Heer und Marine ausgleichen zu können.» Gleiche Schuld trifft das Oberkommando der Wehrmacht, das keinerlei Kontrollfunktion ausübte. Da es keine Aufsicht von oben gab, nahmen die örtlichen Befehlshaber die Sache auf die leichte Achsel. Sie selbst trafen die Entscheidung, wie viel oder wie wenig zum Ausbau der Küstenverteidigung getan werden sollte. Frankreich war eine Art «Genesungsheim» für müde Generale und abgekämpfte Divisionen von der Ostfront geworden. Die ständigen Besatzungen bestanden aus Truppen,

die kriegsverwundungsfähig, aber nicht kriegsverwendungsfähig waren. Sie hatten die entsprechenden Offiziere, die ein Kommando über solche Truppen befriedigt. Die Organisation Todt, die den Westwall gebaut hatte, war in Deutschland am Werk, um Bombenschäden auszubessern.

Wie es von Rommel nicht anders zu erwarten war, bemühte er sich sofort, hier gründlich Wandel zu schaffen. Unmittelbar vor Weihnachten begannen seine langen Fahrten zu den verschiedenen Küstenabschnitten. Begleitet von seinem engeren Stab besuchte er alle Stäbe bis zu den Divisionen herunter. Bei Tage inspizierte er die Befestigungen. Nach Einsetzen der Dunkelheit hielt er Konferenzen ab. «Er stand früh auf», erzählte mir Rüge. «Rasch fuhr er von einer Stelle zur anderen. Hatte sofort einen Überblick über alles. Mit sicherem Instinkt sah er gleich, wo etwas nicht stimmte. Bei einer dieser winterlichen Inspektionsfahrten kamen wir einmal spät bei Nacht in Perpignan an. Schon am nächsten Morgen ging es weiter. Um 6 Uhr - und ohne Frühstück. Wir fuhren durch Schnee und Regen. Um 2 Uhr mittags waren wir in Bayonne. Rommel nahm die Meldung des kommandierenden Generals entgegen. Eine Stunde später ging es weiter. Ohne Mittagessen. Nach St. Jean-de-Luz an der spanischen Grenze. Dort wurden Batteriestände inspiziert. Um 7 Uhr abends waren wir in Bordeaux. Besprechung mit General von Blaskowitz. Um 8 Uhr hatten wir endlich eine Stunde Zeit zum Abendessen. Es war unsere erste Mahlzeit an diesem Tage. Um 9 Uhr ging die Arbeit wieder los. Aber Gott sei Dank schlief unser Pioniergeneral bei Tisch ein.» Die Stäbe in den Küstengebieten hatten sich an ein behagliches Leben gewöhnt. Nun wurden sie höchst unsanft aus ihrer Behaglichkeit aufgerüttelt. Es war, als ob ein eisiger Wind von der Nordsee wehte. Rommel ging um.

Seinen eigenen Gefechtsstand, den er nach La Roche-Guyon nordwestlich von Paris verlegt hatte, sah er eigentlich nur bei Nacht. La Roche-Guyon war ein herrliches, altes Schloss. Reich an historisdien Erinnerungen. Hier hatte der Herzog von La Rochefoucauld-Liancourt, Präsident der französischen Nationalversammlung, gelebt. Aber Rommel interessierte sich kaum für diese Dinge. Man konnte ihn lange nicht dazu be-

wegen, sich einmal Mont St. Michel anzusehen. Als es Vizeadmiral Rüge endlich gelang, ihn nach Mont St. Michel zu schleppen, meinte er: «Na, das würde ja einen ganz brauchbaren Heldenkeller abgeben.» Aber es machte ihm Spass, herumzuschlendern und sich alles anzusehen. Doch es bedurfte keiner grossen Überredungskünste, um ihn zweimal zu einer Reise nach Paris zu veranlassen, um sich dort eine drehbare Panzerkuppel anzusehen, die deutsche Ingenieure konstruiert hatten.

Unglücklicherweise (für Rommel) hatte er keineswegs unbeschränkte Befehlsgewalt. Er konnte keine unmittelbaren Befehle erteilen, sondern nur beim Oberbefehlshaber West oder beim Oberkommando der Wehrmacht Anträge stellen. Da er auf Grund persönlicher Instruktionen Hitlers handelte und zugleich Feldmarschall von Rundstedt unterstand, war eine wirksame Durchführung seiner Aufgabe unmöglich. Reibungen waren unvermeidlich. Dennoch kamen Rundstedt und Rommel besser miteinander aus, als man hätte erwarten können. Von Rundstedt war ein aristokratischer Typ. Ein Offizier, der ganz der Tradition des alten deutschen Heeres entsprach. Ein äusserst fähiger, wenn auch orthodoxer, Stratege. Er hätte leicht darüber verstimmt sein können, dass man ihm in seinem Kommandobereich einen Mann sandte, der gleichsam über Nacht die lange Stufenleiter zum Feldmarschall hinaufgeklettert war, der keine Generalstabsausbildung und keine frische Erfahrung auf dem europäischen Kriegsschauplatz hatte. Die unklare Abgrenzung der Stellung Rommels hätte leicht zu schweren Auseinandersetzungen führen können. Aber zum Glück war Rundstedt keineswegs so steif, wie er wirkte. Ja, er hatte sogar einen Sinn für Humor. Geraume Zeit nach Rommels Tod erzählte er Hauptmann Liddell Hart «Ich hatte nie Anlass, mich über Rommel zu beschweren. Wenn ich ihm einen Befehl gab, so befolgte er ihn ... Ich glaube nicht, dass er wirklich die Eignung für ein hohes Kommando hatte. Doch er war ein äusserst tapferer Mann, ein äusserst fähiger Truppenführer.»

Das änderte aber nichts an dem Umstand, dass der Oberbefehlshaber West nicht daran glaubte, die Küstenbefestigungen könnten so ausgebaut werden, dass sie ein wirkliches

Invasionshindernis bildeten. Als Rundstedt Anfang 1942 sein Kommando übernahm, hatte er – genau so wie später Rommel – die Schwäche des Atlantikwalls erkannt. Doch er war der Ansicht, Grosslandungen der Alliierten liessen sich durch nichts verhindern. So hatte er nichts unternommen, um den Ausbau der Küstenbefestigungen zu beschleunigen.

Erst Anfang 1944 suchte Rommel um ein unabhängiges Kommando nach. Diesem Ersuchen wurde stattgegeben. Ende Januar erhielt Rommel den Oberbefehl über den Abschnitt Niederlande / Loire-Mündung. Dem Oberbefehlshaber der Heeresgruppe B, Feldmarschall Rommel, unterstanden nun die deutschen Besatzungstruppen der Niederlande, die 15. Armee im Raum zwischen der holländischen Grenze und der Seine, sowie die 7. Armee im Raum zwischen der Seine und der Loire. Die Armeegruppe G, Generaloberst von Blaskowitz, zu der die 1. Armee gehörte, hielt den Abschnitt Loire-Mündung/ Spanische Grenze, Mittelmeer/Alpen. Die Mittelmeerküste wurde von der 19. Armee gehalten. Feldmarschall von Rundstedt blieb Oberbefehlshaber West. Ihm waren auch weiterhin die Heeresgruppe B und Armeegruppe G unterstellt.

Das war eine durchaus logische Spitzengliederung. Nach Ansicht seines Stabes ging die Anregung zu dieser Gliederung von Rundstedt aus. Nach Ansicht von Vizeadmiral Rüge wurde sie von Rommel vorgeschlagen. Doch gleichviel wer für diese Gliederung verantwortlich war, man hat das Gefühl, von Rundstedt dachte sich: «Persönlich halte ich nichts davon, irgend etwas mit dem Atlantikwall anzustellen. Aber schön ... wenn Rommel glaubt, dass sich da etwas machen lässt, soll er es ruhig versuchen.» Auf jeden Fall atmeten jetzt beide Stäbe, der Stab des Oberbefehlshabers West und der Stab der Heeresgruppe B, erleichtert auf.

Und Rommel machte sich an die Arbeit. Es ist ein Segen für die Alliierten, dass er damit nicht sechs Monate früher begann. Sonst wären die Anlandungen auf weit grössere Schwierigkeiten gestossen.

Doch noch immer wirkte sich bei allen Massnahmen das System der Gewaltenteilung hemmend aus. «Er hatte nur geringen Einfluss auf die Marine», sagte mir Vizeadmiral Rüge.

«Er hatte überhaupt keinen Einfluss auf die Luftwaffe». Erst am 1. Juli 1944, mehr als drei Wochen nach Invasionsbeginn, schrieb er an den Oberbefehlshaber West: «Zwecks Erlangung eines einheitlichen Kommandos über die Wehrmacht und Zusammenfassung aller Kräfte, beabsichtige ich, die Befehlsgewalt über die Kommandostellen und Einheiten der beiden anderen Wehrmachtsteile zu übernehmen, die im Bereich der Heeresgruppe eingesetzt sind oder mit ihr in diesem Raum Zusammenwirken ... Enge Zusammenarbeit zwischen den operativen Flugverbänden, dem Flakkorps und dem in hartem Ringen stehenden Heer kann nur bei striktester Ausübung der Befehlsgewalt durch eine einzige Kommandostelle gewährleistet werden. Geteilte Befehlsgewalt führt zu militärischen Halbheiten ...» Das war eine selbstverständliche Feststellung, eine selbstverständliche Forderung. Die Rivalität der drei Wehrmachtsteile und das System der Privatarmeen, die nur nach Weisungen von Göring, Himmler usw. handelten, war eine der Hauptursachen der deutschen Niederlage.

Überdies sickerte es allmählich auch zu den unteren Kommandostellen durch, dass Rundstedts Zweifel am Wert starrer Verteidigungsanlagen vom OKH geteilt wurden, das ja immer geneigt war, alles zu verwerfen, was Rommel tat. Noch am 22. April schrieb Rommel:

«Meine Inspektionsfahrt durch die Küstenabschnitte ... zeigt, dass ungewöhnlicher Fortschritt erzielt wurde. Dennoch stiess ich hier und da auf Einheiten, die den vollen Ernst der Stunde noch nicht erfasst haben. Einige Einheiten hielten sich sogar nicht einmal an die Vorschriften. Es liegen Berichte über Fälle vor, wonach meine Befehle nicht befolgt wurden, alle Strand-Minenfelder ständig scharf zu halten. Ein Unterführer erliess sogar einen entgegengesetzten Befehl. In anderen Fällen wurde die Durchführung meiner Befehle verzögert. Bisweilen wurden sie sogar abgeändert. Berichte aus anderen Räumen besagen: man habe die Absicht, die Durchführung eines von mir erlassenen Befehls zu versuchen und man werde damit am nächsten Tage beginnen. Einigen Einheiten waren meine Befehle bekannt. Doch sie trafen keinerlei Anstalten, sie auch durch-

zuführen. *Ich erteile Befehle aber nur dann, wenn ich sie für notwendig erachte. Ich erwarte, dass meine Befehle unverzüglich und buchstäblich durchgeführt werden und dass keine mir unterstellte Einheit sie abändert oder gar zuwiderlaufende Befehle erlässt oder die Durchführung meiner Befehle durch unnötigen Bürokratismus verzögert.»*

Sicher hat Rommel damals mit einer gewissen Wehmut an das Afrika-Korps gedacht. In der Wüste hatte er nie einen Befehl zweimal erteilen müssen.

Es war ein Wettlauf mit der Zeit. Aber von den oberen Stellen kam keine Unterstützung. Die unteren Stellen zeigten keine Bereitwilligkeit. Dass er oben keine Unterstützung fand ... nun, daran hatte sich Rommel mittlerweile gewöhnt. Aber wer verstand es besser als er, den Kampfgeist einer müden und abgekämpften Truppe neu zu entfachen? Wie der Mann am Helm eines Segelschiffs konnte er das Ruder herumreißen, dass der alte Stubben nur so hopste. Rüge sagte mir: «Er hatte den Bogen raus, wie mau mit der Truppe umgeht und zu den Leuten spricht. Wie viele von uns, die 1918 junge Offiziere waren, hatte auch er nach der Revolution einmal gründlich über die Beziehung zwischen Offizier und Mannschaft nachgedacht. Ich glaube, das dürfte einer der Gründe sein, warum unser Heer und unsere Marine so lange unter äusserst schwierigen Umständen die Disziplin aufrecht erhielten. Bei unseren Inspektionsfahrten sprach er frei und offen mit allen. Da gab es keine Rangunterschiede. Mit grösster Klarheit und Geduld erläuterte er Offizieren und Mannschaften Lage und eigenes Vorhaben. Er erklärte ihnen genau, was er von ihnen verlangte. Und natürlich spitzten sie die Ohren. Sie hatten schon so viel über Rommel gehört. Aber es war nicht nur sein Ruf. Er hatte eine tüchtige Portion gesunden Menschenverstand, einen stillen Humor und einen besonderen Instinkt für die menschliche Seite einer Angelegenheit, eine Gabe, die den Leuten mit den Himbeerhosen oft abgeht. Schon bald spürte man einen neuen Geist bei den Truppen. Die Vorbereitungsarbeiten zur Abwehr der Invasion machten Fortschritte.»

Auf der anderen Seite des Kanals sprach General Montgomery in der gleichen einfachen, unmittelbaren und wir-

kungsvollen Weise. Er sprach zu den Invasiustruppen und zu den Arbeitern, die die Invasionsarmee versorgen sollten.

Weder bei Rommel noch bei Montgomery wurden diese Aufmunterungsreden höheren Orts sehr geschätzt. Man hatte beide im Verdacht, dass sie die eigene Reklametrommel schlugen. Die englischen Zeitungen, so erklärte Alan Moorehead, wurden gebeten, nicht ständig Schlagzeilen über Monty zu bringen. Bereits im Sommer 1941 war die Propagandaabteilung des Heeres, anscheinend auf Weisung General Haiders, ersucht worden, nicht zu viel von Rommel herzumachen. Nun aber befanden sich Rommels Feinde «höheren Orts» in einer Zwickmühle. Sie mussten, und war es auch nur zur Täuschung des Gegners, Propagandawellen über den Atlantikwall fluten lassen. Aber wie war es möglich, über den Atlantikwall und seinen Ausbau zu berichten, ohne den Mann zu erwähnen, der am Atlantikwall das Kommando führte? So begnügten sie sich damit, ihn «ausserdienstlich» einen Marktschreier und Popularitätshascher zu nennen. Eine Flüsterkampagne ging um. Nein, seit seiner Erkrankung in Afrika sei Rommel nicht mehr das, was er war. Rommel selbst jedoch wusste, genau wie es Montgomery wusste, dass Propaganda und die Auswertung seiner persönlichen Wirkung nichts war als eine Waffe wie andere Waffen. «Sie können mit mir machen, was Sie wollen», sagte er zu seinem Kameramann, «wenn dadurch die Invasion auch nur um eine Woche hinausgezögert wird.» «Für sich selber blieb er bescheiden und anspruchslos», erklärte mir Vizeadmiral Rüge. «Er war nicht eitel. Nichts lag ihm ferner, als sich in den Vordergrund zu drängen.»

Über persönliche Eifersüchteleien konnte Rommel hinwegsehen. Eifersucht und Missgunst waren keine unüberwindlichen Hindernisse bei der Durchführung seiner Aufgabe. Aber Materialknappheit war ein wirkliches Hindernis. Zu jener Zeit wurden ungeheure Mengen an Stahl und Zement für U-Boot-Bunker und für die Abschussbasen der V 1 und V 2 benötigt. Die neuen Unterseeboote und die Geheimwaffen waren Hitlers letztes Allheilmittel, um den Krieg dodi noch zu gewinnen. Hätte man auf unserer Seite nicht rechtzeitig Wind von diesen neuen «Wunderwaffen» bekommen, so hätte Hitler den Krieg wohl nicht gewinnen, aber auf unbegrenzte

Zeit verlängern können. Vielleicht war es richtig, dass man den Geheimwaffen Vorrang vor dem Ausbau starrer Verteidigungsanlagen gab. Rommel musste sich daher mit dem begnügen, was er beschaffen konnte. Hitler konnte leicht zustimmen, dass alle Küstenbatterien einbetoniert und mit einer mindestens zwei Meter starken Betondecke versehen werden sollten. Aber was nützte Rommel selbst dieser Führerbefehl? Wo es keinen Zement gibt, hat auch der Führer sein Recht verloren. Als die Invasion begann, hatten viele Batterien keine Abschirmung nach oben. Sie wurden in kürzester Zeit durch Bombentreffer ausgelöscht.

Dennoch gelang es Rommel, eine geradezu erstaunliche Arbeitsleistung durchzusetzen. Auch auf diesem neuen Gebiet bewährte sich sein angeborenes Improvisationstalent. Trotz Nachschub- und Transportschwierigkeiten, zu denen später auch noch pausenlose Luftangriffe kamen, gelang es ihm, in wenigen Monaten 4 Millionen Minen zu legen. Und in den ganzen drei Jahren vorher hatte man nur 2 Millionen gelegt! Er schlug vor, falls man ihm genügend Zeit liesse, 50 bis 100 Millionen Minen auszulegen. Er wollte um alle Stützpunkte tiefe Minenfelder anlegen und auch das Gebiet zwischen diesen Stützpunkten, soweit es «panzergängig» war, mit Minen pflastern. Was wäre die Antwort der Alliierten auf diese Verminung gewesen? Was wäre geschehen, wenn Rommel weite Gebiete Frankreichs in gewaltige Minensümpfe verwandelt hätte? Die Frage wurde bei Feldmarschall Montgomerys Nachkriegsbesprechung in Camberley im Mai 1946 nicht angeschnitten, obwohl sich ein hervorragender Truppenführer und Militärwissenschaftler auf unserer Seite, Generalleutnant Sir Francis Tuker, mit dieser Frage beschäftigt hatte. General Patton hätte sich bei seinem Vormarsch nicht wenig gewundert.

Da Minen genau so knapp waren wie alles andere, benutzte man auf deutscher Seite auch Minen, die vom üblichen Typ abwichen. Rommel zog durch Lager und Depots. Er fand Hunderttausende alter Geschosse, die er dann in Minen umwandeln liess. Das hatten auch die Japaner schon in Burma getan. Nur etwas primitiver. (Nach dem japanischen System musste irgendein armer Todeskandidat mit seiner Ersatzmine in

einem Strassenloch hocken und die Mine in dem Augenblick abreissen, da ein Panzer über ihn hinwegrollte.) Auch die Minenfelder waren nicht nach der üblichen Schablone gelegt. Rommels Idee war, Minen auf die verschiedenste Weise auszulegen. «Da gab es manchen harten Kampf mit den Pionieren», sagte Vizeadmiral Rüge. «Die Pioniere wollten ihre Minen nach Schema F legen und Rommel war immer für Abwechslung.» Rommel und Rüge befassten sich gerade mit einem Studium der unterschiedlichen Taktik bei Land- und Seeverminungen, als die Invasion losbrach.

Rommels offener Sinn für alles machte auf seinen Berater von der Kriegsmarine grossen Eindruck. «Er war ein unkonventioneller Soldat. Im Gegensatz zu den meisten Generalstäblern war er an allen technischen Dingen stark interessiert. Bei jeder neuen technischen Sache sah er sofort, worauf es ankam. Wenn man ihm abends irgend einen technischen Wink gab, dann rief er oft bereits am nächsten Morgen an und schlug eine Verbesserung vor. Er hatte eine ausgesprochene technische Begabung. Alle seine Vorschläge hatten Hand und Fuss.» Bei den vielen Vorrichtungen, die ausgetüftelt und improvisiert wurden, um Anlandungen zu erschweren, denkt man unwillkürlich an den jungen Erwin Rommel zurück, der sein Motorrad auseinandernahm und Schraube um Schraube wieder zusammensetzte. Und wie man in dem Feldmarschall, der immer wieder neue technische Anregungen gibt, den jungen Rommel wiedererkennt, so zeigte sich auch in den vielen Kriegslisten und Täuschungsmanövern, die er anwandte, der Rommel des Afrika-Korps, dessen Kniffe und Fallen wir zur Genüge kennengelernt hatten.

Unter den zahllosen Abwehrmassnahmen, die auf Rommels Anregungen zurückgehen, gab es zum Beispiel die Vorstrandhindernisse, Baumstämme, die unter der Niedrigwasserlinie eingerammt waren. Einige waren minenbestückt. Andere waren oben mit besonderen Schneidevorrichtungen aus Stahl versehen, um als «Büchsenöffner» zu fungieren. Es gab selbstgemachte «Nussknackermine» in Zementblöcken. Es gab verminte Balkenhindernisse, die zum Meer hin abfielen. Daneben gab es die veralteten Panzerhindernisse aus drei eisernen rechtwinkligen Pfählen. Als Panzerschutz waren sie zwar

nicht mehr brauchbar. Aber Rommel wies darauf hin, dass sie noch immer die Infanterie aufhalten konnten, wenn man sie unter der Hochwasserlinie einrammte. Dann gab es noch Seeminen, die man im seichten Wasser versenkte und an deren Bleikappen schwimmende Abzugsvorrichtungen befestigt waren. Zu Lande gab es als Schutz gegen Lastensegler eingerammte Baumstämme, die mit Drähten verbunden und vielfach minenbestückt waren. Doch viele dieser Abwehrvorrichtungen waren am 6. Juni noch nicht fertig. Es fehlte an Material. An Transportraum. An Arbeitern.

Unter den Anlagen, die nur zur Täuschung des Gegners errichtet waren, gab es natürlich auch Schein-Minenfelder. Aber der «Schein» war, wie Rommel meinte, nicht «scheinbar» genug, solange man munter Kühe auf diesen «Minenfeldern» grasen liess. Es gab Batteriestände, die nur aus Attrappen bestanden und die dann später tatsächlich schwer mit Bomben belegt wurden. Es gab die üblichen Tarnungen, obwohl Rommel auch hier darauf hinweisen musste, dass schwarze Tarnnetze einer Batterie mitten in einem grünen Feld wenig Sinn hatten. Da Rauchbomben knapp waren, hatte man eine Vorrichtung erdacht, um aus Stroh und Blättern behelfsmässig Qualm zu entwickeln. Kommandeure der Infanterie und Artillerie hatten Befehl, auf Scheinbatterien in Scheinstellungen Feuer anzulegen, um das feindliche Geschützfeuer von der Küste abzulenken. Doch noch am 22. April schreibt Rommel: «Von keiner Stelle liegen Meldungen vor, dass diese Vorbereitungen getroffen wurden.»

Als die Invasion unmittelbar bevorstand, drängte Rommel darauf, dass man die V 1 als vorbeugende Abwehrmassnahme gegen die Versammlungsräume in Südengland einsetze. Rommel erhielt einen abschlägigen Bescheid. Wohl waren viele Abschussbasen bereits fertig. Aber es gab noch nicht genug Fliegende Bomben, um eine ständige V-1-Beschiessung aufrecht erhalten zu können. Vielleicht war es bereits zu spät. Doch es ist in diesem Zusammenhang nicht ohne Interesse, dass General Eisenhower erklärt: wäre den Deutschen die Entwicklung dieser Waffe sechs Monate früher gelungen und hätten sie diese Waffe vor allem gegen den Raum Portsmouth-Southampton eingesetzt, «so würde sich die Invasion Europas als

äusserst schwierig erwiesen haben, ja vielleicht sogar als unmöglich».

Ebenso wollte Rommel auch, dass die Kriegsmarine die Schifffahrtstwege verminen und die Luftwaffe die neuen Minen mit Druckdosenzündung rings um die Insel Wight abwerfen sollte. Die Kriegsmarine hatte Bedenken, eine Seeverminung in so unmittelbarer Nähe der Küste vorzunehmen. Der Führer lehnte den Einsatz der neuen Druckbomben ab, weil es noch keine Methode zu ihrer Räumung gab. Er befürchtete, die Alliierten könnten ähnliche Minen auslegen und «unsere Häfen völlig blockieren». (Vermutlich dachte er dabei noch immer an seine neuen Unterseeboote.)

Der wirkliche Meinungsstreit ging aber um die allgemeine Frage, wie die Invasion am besten abgewehrt werden könnte. Rommel hatte anscheinend keine Zweifel. «Wir müssen den Feind bereits auf See abwehren», sagte er, «und sein Gerät noch vor der Anlandung vernichten.» Die ersten 24 Stunden waren nach Rommels Ansicht entscheidend. Wenn es den Alliierten erst einmal geglückt war, einen Landekopf zu bilden, dann würde es unmöglich sein, den Gegner ins Meer zu werfen oder seinen Ausbruch aus dem Landekopf zu verhindern.

Diese Ansicht stützte Rommel ausschliesslich auf die Luftüberlegenheit des Gegners. «Er hatte nicht vergessen, wie die Royal Air Force ihn und seine Armee von 80'000 Mann für zwei oder drei Tage in Nordafrika an den Boden genagelt hatte.» Und Rommel wusste: die zur Invasion eingesetzten Luftstreitkräfte würden unvergleichlich stärker sein. Die deutsche Luftwaffe würde rasch aus dem Himmel gefegt werden. Die von Göring versprochenen Luftwaffe-Verstärkungen würden nie eintreffen ... genau so wie der Nachschub für Afrika nie eintraf. Rommel rechnete damit, dass Luftangriffe den gesamten Bahn- und Strassenverkehr völlig unterbinden und damit alle Bewegungen im rückwärtigen Gebiet unmöglich machen würden. Daher war es zwecklos, im Zuge operativer Erwägungen alter Schule an Gegenoffensiven grossen Ausmasses zu denken. Die Truppen würden nie oder nur in arg mitgenommenem Zustand in die Fronträume gelangen. Oder sie würden zu spät eintreffen. Waren diese Erwägungen richtig, dann musste der Strand die Hauptkampflinie bilden.

Jeder Mann bei den vorgeschobenen Divisionen musste zum sofortigen Einsatz bereit sein, wenn eine Anlandung in seinem Abschnitt der Küste versucht wurde. Die operativen Reserven, die Gefechtsstände, alle rückwärtigen Dienste mussten in unmittelbarer Frontröh hinter der kämpfenden Truppe stehen.

Die Panzer mussten unmittelbar an die vermutete Invasionsstelle herangeföhrt werden, so dass ihre Geschütze den Strand bestreichen konnten. Sollte es schliesslich dem Gegner gelingen, diesen starken Abwehrgürtel zu durchbrechen, so hätte man doch wenigstens den Feind einige Zeit aufgehalten und bewirkt, dass sein Durchbruch örtlich begrenzt blieb.

Doch das Oberkommando des Heeres, der Oberbefehlshaber West, sein Stab, die Mehrheit der Armee-, Korps- und Divisionskommandeure vertraten eine mehr orthodoxe Anschauung: Es war ein Küstenabschnitt von 5'000 km Länge zu verteidigen. Zur Verfügung standen nur 59 Divisionen. Die meisten davon waren zweitrangig. Nur 10 Divisionen waren Panzerdivisionen. Man wusste nicht mit Bestimmtheit, wo der Feind seine Hauptlandung ansetzen würde. Es war daher sinnlos, so folgerten sie, von dem Gedanken auszugehen, man könne dem Feind am Erreichen der Hochwasserlinie des Strandes hindern. Der einzig richtige Weg war, die Reserven – einschliesslich der Panzerverbände – weit hinten im rückwärtigen Gebiet zu versammeln und abzuwarten, bis der Schwerpunkt der feindlichen Landungen mit absoluter Sicherheit feststand. Dann musste man im gegebenen Augenblick zu einer starken Gegenoffensive antreten. Der Angriffszeitpunkt konnte entweder gegeben sein, während der Feind noch seine Kräfte im Landekopf aufbaute oder aber, nachdem er bereits den Landekopf verlassen hatte, aber zeitweilig etwas «aus dem Gleichgewicht» war. Rundstedt vertraute mit Recht auf seine militärische Erfahrung, den richtigen Zeitpunkt zum Angriff entsprechend der Lage zu bestimmen.

Doch es sollte sich zeigen, dass Rommel die Auswirkungen der feindlichen Luftüberlegenheit völlig zutreffend bewertet hatte. Nur unter grössten Schwierigkeiten konnten sich Truppen unmittelbar hinter der Front und im rückwärtigen Gebiet bewegen. Auch dann nur nachts und in kleinen Verbänden. Eine Division aus Südfrankreich brauchte 22 Tage, um

die 650 km bis zur Normandie zurückzulegen. Den grössten Teil der Strecke musste sie zu Fuss marschieren. General Bayerlein, der jetzt die Panzer-Lehr-Division führte, eine Elite-Truppe, lag 150 km südlich Caen. Er benötigte über drei Tage, um nach vorn zu kommen. Ehe er in Feindberührung kam, verlor er 5 Panzer, 130 Lastkraftwagen und zahlreiche Geschütze auf Selbstfahrlafetten, obwohl er genügend Flak hatte und obwohl seine Division auf Deckungsausnutzung und Tarnung besonders eingespielt war. In der Frontlücke bei Falaise waren die Wege, Chausseen und Felder derart verstopft mit zerstörtem Gerät, mit Gefallenen und Kadavern, dass man, wie General Eisenhower schreibt, «buchstäblich oft Hunderte von Metern nur Leichen und verwesenes Fleisch sah.»

Zugleich aber sollte es sich zeigen, dass Rommel die Aussichten, den Atlantikwall zu halten, ganz erheblich überschätzt hatte. Es genügte nicht, Ende April einfach zu erklären, «in der kurzen Zeit, die uns noch zur Verfügung steht, müssen wir alle Verteidigungsanlagen in einen solchen Zustand bringen, dass sie auch dem schwersten Angriff standhalten können.» Um das zu erreichen, hätte er sein Kommando zwei Jahre früher übernehmen müssen. Er hätte über unbegrenzte Mengen an Material und Arbeitskräften verfügen müssen. Im Übrigen gibt es keine Verteidigungsstellungen, die so stark sind, dass sie auch dem schwersten Angriff standhalten können. Hatten er und seine «Gespensterdivision» 1940 nicht selbst dazu beigetragen, diese Lektion zu erteilen? Tatsächlich war auch nicht der vierte Teil seiner Verteidigungsanlagen fertig. Auch auf die Besatzungen konnte er sich nicht verlassen. Da gab es schon reichlich bejahrte Offiziere, die man wieder aus der Mottenkiste geholt hatte, Rekonvaleszenten von der Ostfront und junge Burschen ohne jede Kampferfahrung. Den Rest bildeten übergelaufene Polen, Rumänen, Jugoslawen und Russen. Das war schwerlich eine Truppe, die einem Bombardement von der See und aus der Luft standhalten konnte, wie er es selbst vorhergesagt hatte. Sein Ruf als Stratege würde höher stehen, wenn er den Vorschlag Rundstedts unterstützt hätte, noch vor der Invasion ganz Südfrankreich bis zur Loire zu räumen. Wäre diese Räumung erfolgt, so hätte er seine letzten Schlachten vielleicht in der beweglichen

Kampfführung schlagen können, in der er Meister war. Doch er wusste, dass Hitler einen solchen Plan nie billigen würde. Es war eine noch hoffnungslosere Aufgabe, dem Führer einen Rückzug vorzuschlagen, als den Atlantikwall zu verteidigen. Doch, wie das nächste Kapitel zeigt, wird man Rommel nicht gerecht, wenn man ihn nur danach beurteilt, was er zu jener Zeit sagte und auch zu glauben schien.

General Montgomery hatte keine Zweifel darüber, was Rommel unternehmen würde. Es war ein Meisterwerk, wie er Pläne und Persönlichkeit seines alten Widersachers analysierte. Im Mai 1944 erklärte er: «Im Februar hat Rommel das Kommando von Holland bis zur Loire übernommen ... Es steht jetzt fest, dass er die Absicht hat, uns in einer Strand- Schlacht zu vernichten. Er ist ein tatkräftiger, entschlossener Befehlshaber. Seit Übernahme des Kommandos hat er grundlegend Wandel geschaffen. Am besten liegen ihm überraschende Stör- und Ablenkungsangriffe. Seine Stärke ist das Aufreißen der feindlichen Front. Er ist zu impulsiv für die klassische Form der Schlacht. Er wird alles tun, um uns ein zweites Dünkirchen zu bereiten, das heisst er wird keine Panzerschlacht auf einem von ihm gewählten Gelände führen, sondern eine Panzerschlacht überhaupt vermeiden, indem er die Anlandung unserer Panzer durch Einsatz seiner eigenen vorgeschobenen Panzerkräfte verhindert. Am Angriffstag wird er versuchen:

- a) uns vom Ufer zurückzuschlagen,
- b) Caen, Bayeux und Carentan zu sichern.

Danach wird er seinen Angriff fortsetzen ... Wir müssen mit aller Kraft zum Ufer vorstossen und uns fest einkrallen, ehe der Feind genügend Reserven heranschaffen kann, um uns aus den Landeköpfen wieder ins Meer zu werfen ... Panzerkolonnen müssen daher schnell und tief landeinwärts vorstossen... Wir müssen auf rasche Raumgewinnung bedacht sein und unsere Angriffsziele weit hinter der Front abstecken ... Während das geschieht, müssen unsere Luftstreitkräfte einen Sperrgürtel legen und es dem Feind aufs Äusserste erschweren, Reserven auf dem Schienen- oder Strassenweg an unsere Landeköpfe heranzuführen... Die Schlacht auf dem Festland wird ein ungeheures Unternehmen sein,

bei dein wir die pausenlose Unterstützung der Luftstreitkräfte benötigen werden – und diese Unterstützung muss so rasch wie irgend möglich gewährt werden.»

Montgomery hatte richtig prophezeit: Rommel versuchte, uns ein zweites Dünkirchen zu bereiten. Rommel hatte richtig prophezeit: Die alliierten Luftstreitkräfte hielten einen Sperrgürtel. Die ersten vierundzwanzig Stunden waren entscheidend.

Nachdem die Alliierten ihre Brückenköpfe gesichert hatten, hätten sie nur bei Begehung schwerer taktischer Fehler ins Meer zurückgeworfen werden können. Würde Rundstedt eine bessere Aussicht auf Niederzwingung der Alliierten gehabt haben, wenn er sie nach dem Ausbruch aus ihren Brückenköpfen in der freien Operation angegriffen hätte? Mit den Truppen, die ihm zur Verfügung standen und bei der Luftüberlegenheit der Alliierten erscheint dies höchst unwahrscheinlich. Montgomery war auch nicht der Mann, der sich unvermutet packen liess. Vielleicht wäre der Vormarsch der Alliierten langsamer erfolgt. Aber am Ergebnis hätte sich nichts geändert.

Doch keiner der beiden Pläne zur Invasionsabwehr wurde wirklich auf die Probe gestellt. Rundstedt konnte nicht machen was er wollte. Auch Rommel hatte keine Handlungsfreiheit. Weil Hitler Rommels Ansicht stützte, sofern er sie nicht selbst inspiriert hatte, dass der Strand die Hauptkampflinie zu bilden hatte, war Rundstedt ausserstande, eine Armee für den Einsatz in der freien Operation bereitzustellen. Weil Rundstedt entgegen der «Intuition» Hitlers und entgegen der Ansicht Rommels den orthodoxen Standpunkt vertrat, dass die Hauptlandung im Pas de Calais erfolgen würde, in nächster Nähe der englischen Absprunghäfen und in kürzester Entfernung vom Ruhrgebiet, war Rommel ausserstande, starke Panzerkräfte hinter den Normandiestränden bereitzustellen, wo er und Hitler mit den Hauptlandungen rechneten. Für den gesamten Abschnitt von der Schelde bis zur Loire standen ihm nur drei schwache Panzerdivisionen zur Verfügung. Die übrigen Panzerdivisionen standen in Reserve. Nominell unter dem Oberbefehlshaber West. Aber auch der Oberbefehlshaber West hatte keine Operationsfreiheit. Er konnte diese

Reserven nicht ohne Genehmigung von Keitel, Jodl und Hitler in Marsch setzen. Wie üblich, kam diese Genehmigung zu spät. Im Küstenraum der Normandie hatte Rommel nur seine alte 21. Panzerdivision. Sie war neu aufgestellt worden. Nur wenige von den alten Offizieren und Mannschaften waren noch dabei. Nach von Eisebeck wurde diese Division der Heeresgruppe entzogen, als Rommel am Tage vor der Invasion unterwegs war, um Hitler zu treffen. Sie wurde der Panzergruppe West zugeteilt. Aber Rommel erhielt die Division zurück und machte guten Gebrauch von ihr. Es war die 21. Panzerdivision, die verhinderte, dass Caen am ersten Tage fiel. Aber Rommel war der Ansicht – ob nun zu Recht oder Unrecht – dass Generalmajor Feuchtinger die Division nicht mit der gleichen Kühnheit führte wie früher General von Ravenstein in der Wüste. Als Rommel zur Front kam, fand er die Division durch Luftlandetruppen aufgehalten.

- «Wieviel Lastensegler waren es?» fragte er.
- «Viele hundert», erwiderte Feuchtinger.
- «Wieviele haben Sie abgeschossen?»
- «Drei oder vier.»
- «Sie haben Ihre Chance verpasst.»

Feuchtinger beklagte sich seinerseits darüber, dass er bis zu Rommels Rückkehr von niemandem Befehle erhalten konnte und dass es ihm verboten war, ohne Befehl etwas zu unternehmen.

Genau wie in Afrika war das deutsche Oberkommando auch hier wieder für das «zu wenig und zu spät» verantwortlich. Wochen vor der Invasion hatte Rommel um die Genehmigung ersucht, die 12. SS-Panzerdivision Hitlerjugend an die Mündung der Vire nahe Carentan zu verlegen. Bei Carentan erfolgte dann auch die Landung der Amerikaner. Nach Ansicht Montgomerys war Carentan einer der drei Punkte, deren Sicherung Rommel versuchen würde. Als die Division dann bei Caen eingesetzt wurde, kämpfte sie mit verbissener Zähigkeit unter ihrem fanatischen Nazikommandeur Kurt Meyer. Vielleicht hätte auch der Einsatz dieser Division die Landung nicht verhindern können, aber jedenfalls war das der Plan Rommels gewesen. Rundstedt verweigerte ihm die Division. Aber auch Rundstedt trifft keine Schuld. Er durfte sie nicht

ohne Genehmigung von Jodl freigeben. Jodl durfte sie nicht ohne Genehmigung von Hitler freigeben. Unter solchen Umständen konnte kein General eine Schlacht leiten.

Kurz nach Bildung des Brückenkopfes bei Carentan herrschte zwischen Rundstedt und Rommel vollstes Einverständnis. geraume Zeit später richtete Hauptmann Liddell Hart die Frage an Rundstedt: «Hatten Sie nach den Landungen noch zu irgend einem Zeitpunkt Hoffnung auf Zerschlagung der Invasion?» Rundstedt erwiderte: «Nicht mehr nach den ersten Tagen. Die alliierten Luftstreitkräfte lähmten jede Bewegung bei Tage und machten sie selbst nachts äusserst schwierig. Sie hatten die Brücken über die Loire und auch die Brücken über die Seine zerstört. Damit war das ganze Gebiet abgeriegelt.

Diese Umstände führten zu einer erheblichen Verzögerung bei der Zusammenziehung der Reserven. Die Reserven brauchten das Dreifache oder Vierfache der Zeit, wie wir angenommen hatten, um das Frontgebiet zu erreichen.» Wenn Rundstedt hier das Wort «wir» gebrauchte, so konnte er Rommel in dieses «wir» nicht einbeziehen, der – wie Rundstedts Äusserung zeigt – mit seiner Diagnose recht behalten hatte, wenn auch nicht mit seiner vorgeschlagenen Therapie. General Blumentritt, der Chef des Generalstabes beim Oberbefehlshaber West, erzählte dem Verfasser von *«Defeat in the West»*: Ende Juni rief Keitel bei Rundstedt an. Verzweifelt fragte er: «Was sollen wir nun machen?» Kühl erwiderte Rundstedt: «Machen? Frieden schliessen, Ihr Idioten! Was könnt Ihr denn sonst machen?» Und dann hängte er ab. Vizeadmiral Rüge berichtet, bereits viel früher habe ihm Rommel gesagt, der Krieg müsse um jeden Preis beendet werden. «Lieber sofort Schluss ... auch wenn wir dann ein britisches Dominion werden. Das ist immer noch besser, als wenn Deutschland durch Fortsetzung dieses hoffnungslosen Krieges völlig zugrunde geht.» «Am 11. Juni», so erzählt Rüge, «sprachen wir etwa zwei Stunden miteinander. Ich sagte, meiner Ansicht nach müsse Hitler jetzt zurücktreten. Er müsse den Weg zum Frieden freigeben. Ausser einem Rücktritt gäbe es für Hitler nur noch die Alternative eines Selbstmords. Rommel sagte: ‚Ich kenne Hitler. Er wird nicht abdanken. Er wird keinen Selbstmord begehen. Ohne Rücksicht auf das deutsche Volk

wird er weiterkämpfen, bis in Deutschland auch nicht ein Stein mehr auf dem anderen steht.*»

Rommels Meldungen waren kaum weniger offenerherzig. Am 12. Juni reichte er eine Lagebeurteilung vom Vortage ein. Nach einem allgemeinen Hinweis auf den zähen Widerstand der deutschen Truppen in den Küstenabschnitten, der die alliierten Operationen verzögert habe, liess er seinem Pessimismus nahezu freien Lauf:

«Die Stärke des Gegners in den Landeköpfen nimmt schneller zu als unsere Reserven die Front erreichen können ... Die Heeresgruppe muss sich im gegenwärtigen Augenblick darauf beschränken, zwischen Orne und Vire eine zusammenhängende Front aufzubauen. Sie kann den feindlichen Vormarsch nicht verhindern... In vielen Küstenabschnitten leisten die Truppen noch Widerstand. Wir können ihnen keine Unterstützung gewähren ... Unsere Operationen in der Normandie werden durch die gewaltige Stärke, die bisweilen erdrückende Übermacht der alliierten Luftstreitkräfte und durch die Wirkung der schweren feindlichen Schiffsgeschütze ungewöhnlich erschwert, ja sogar zum Teil unmöglich gemacht.... Wie ich selbst und Offiziere meines Stabes wiederholt festgestellt haben und wie die Führer der Einheiten, insbesondere Obergruppenführer Sepp Dietrich, berichten, wird der Kampfraum und der Raum bis zu 100 km hinter der Front völlig vom Feind beherrscht. Fast alle Transporte auf Strassen und offenem Gelände werden tagsüber durch starke Jagdbomber- und Kampfverbände verhindert. Auch Bewegungen unserer Truppen im Kampfgebiet sind bei Tage nahezu völlig unterbunden, während der Feind über volle Bewegungsfreiheit verfügt... Die Heranschaffung von Munition und Verpflegung ist schwierig ... In Stellung gehende Artillerie, Panzerbereitstellungen usw. werden sofort mit vernichtender Wirkung bombardiert... Truppen und Stäbe sind genötigt, tagsüber in Deckung zu bleiben .. Weder unsere Flak noch unsere Luftwaffe scheinen in der Lage zu sein, diesem lähmenden und vernichtenden Einsatz der feindlichen Luftstreitkräfte Einhalt zu gebieten ... Die Wirkung der schweren feindlichen Schiffsgeschütze ist so stark, dass in ihrem

Feuerbereich jegliche Operation unserer Infanterie und Panzer unmöglich ist... Die Ausrüstung der Anglo-Amerikaner, die über zahlreiche neue Waffen und neues Kriegsgeschütz verfügen, ist der Ausrüstung unserer eigenen Divisionen weit überlegen. Wie mir Obergruppenführer Sepp Dietrich berichtet, führen die feindlichen Panzerdivisionen den Kampf aus 3'200 m Schussweite mit einem Höchstaufwand an Munition und mit bester Unterstützung durch ihre Luftstreitkräfte ... Fallschirmjäger und Luftlandetruppen werden in so grosser Zahl und derart wirksam eingesetzt, dass die angegriffenen Truppen einen äusserst schweren Stand bei ihrer Verteidigung haben ... Unglücklicherweise war die deutsche Luftwaffe ausserstande, gemäss der ursprünglichen Planung gegen diese feindlichen Verbände vorzugehen. Da der Feind mit seinen Luftstreitkräften unsere beweglichen Verbände bei Tage lahmlegt, während er selbst mit seinen schnell beweglichen Kräften und mit seinen Luftlandetruppen operiert, gestaltet sich unsere Lage ausserordentlich schwierig.

Ich ersuche, den Führer hiervon in Kenntnis zu setzen.

Rommel»

Wenn Rommel annahm, er könne den Führer durch einen Hinweis auf seinen alten Naziliebhaber Sepp Dietrich zur Annahme dieses «defaitistischen» Standpunkts bringen, dann irrte er sich gewaltig. Am 17. Juni kam Hitler auf Drängen des Oberbefehlshabers West nach Margival bei Soissons. Die Besprechung wurde im Gefechtsstand «W II» abgehalten, dem Führerhauptquartier des Jahres 1940, von dem aus Hitler die Invasion Englands leiten wollte. Rundstedt nahm Rommel zu dieser Besprechung mit. Beide Feldmarschälle sprachen mit schonungsloser Offenheit. Hitler glaubte noch immer an ein Zurückwerfen der feindlichen Kräfte ins Meer. Rundstedt und Rommel liessen ihn nicht darüber im Zweifel, was sie von dieser Aussicht hielten. Ein Zurückwerfen des Gegners sei völlig unmöglich. Die einzige Hoffnung, einen Durchbruch der feindlichen Kräfte zu verhindern, läge in einer Zurücknahme der Caenfront hinter die Orne, um dann eine zusammenhängende Front bis Granville an der Westküste des Cotentin zu bilden. Diese Front, die durch den «*bocage*» lief, ein

Gehölz, das im Osten von hohen Hecken durchzogen war und das dann in bewaldete Hügel übergang, konnte vielleicht von Infanterie gehalten werden. In der Zwischenzeit konnte man dann die restlichen Panzerkräfte neu organisieren und sie in Reserve halten. Fast automatisch kam Hitlers Antwort: «Verteidigung um jeden Preis. Es gibt keinen Rückzug.» Die Atmosphäre wurde auch nicht dadurch verbessert, dass Rommel bei Hitler Beschwerde über den «Zwischenfall» bei Oradour-sur-Glade führte, der sich eine Woche vorher ereignet hatte. In Oradour hatte die SS-Division Das Reith als Vergeltungsmassnahme für die Tötung eines deutschen Offiziers Frauen und Kinder in die Kirche getrieben und dann das Dorf in Brand gesetzt. Als die Männer und jungen Leute des Dorfes aus ihren brennenden Häusern flüchteten, wurden sie mit MG-Salven niedergemacht. Dann wurde die Kirche, in der sich etwa 600 Frauen und Kinder befanden, in die Luft gesprengt. Es war bedauerlich, wie die SS-Division zugab, dass es zwei Ortschaften mit dem Namen Oradour gab und dass man versehentlich die falsche Ortschaft gewählt habe. Die Hauptsache blieb – Vergeltungsmassnahmen waren durchgeführt worden. Rommel ersuchte um Genehmigung zur Bestrafung der Division. «Solche Dinge sind ein Schandfleck auf der Ehre der deutschen Wehrmacht», sagte er. «Kann man sich über die Stärke der französischen Widerstandsbewegung wundern, wenn die SS jeden anständigen Franzosen in diese Bewegung geradezu hineintreibt?» Schroff erwiderte Hitler: «Das geht Sie überhaupt nichts an. Das gehört nicht zu Ihrem Zuständigkeitsbereich. Kümmern Sie sich um die Invasionsfront.»

Als sich dann Rundstedt und Rommel mit grosser Kühnheit vorwagten und die Frage anschnitten, durch Fühlungnahme mit den Westmächten zu einer Beendigung des Krieges zu kommen, wurde die Besprechung rasch abgebrochen. Man trennte sich ohne grosse Herzlichkeit auf beiden Seiten. Kurze Zeit später schlug eine aus der Bahn geratene V 1 im Gefechtsstand ein. Leider gab es keine Verluste.

Rommels Meldungen in den nächsten Wochen beschränkten sich auf eine Darlegung der tatsächlichen Lage. Ansichten über die zu erwartende künftige Entwicklung wurden nicht

mehr geäußert. «Heeresgruppe B wird auch weiterhin versuchen, alle feindlichen Durchbruchversuche zu verhindern.»

Weiter ging Rommel in seinen Meldungen nicht. In der Zeit vom 6. Juni bis 2. Juli hatte die Heeresgruppe B 100'089 Offiziere und Mannschaften verloren. Als Ersatz waren nur 8'395 Mann an der Front eingetroffen. Die Inmarschsetzung von weiteren 5'303 Mann war angekündigt. In seiner Meldung über diese Verluste erklärte Rommel lediglich: «Im Hinblick auf die wachsenden Verluste gibt die Ersatzlage Anlass zur Besorgnis.» Rommel hatte jetzt «die Nase voll». Am 29. Juni waren er und Feldmarschall von Rundstedt zur Berichterstattung nach Berchtesgaden befohlen worden. Dort wurden sie von Hitler instruiert. Wegen der feindlichen Luftüberlegenheit und wegen des Überreichtums des Feindes an Kolonnenraum und Brennstoff müsse von einer beweglichen Kampfführung abgesehen werden. Man müsse eine feste Front schaffen, um den Feind in seinen Brückenköpfen abzuriegeln. Man müsse ihn dann in einem Zermürbungskrieg aufreiben, wobei alle Methoden der Kleinkriegführung anzuwenden seien. Dann bekam Rommel in Gegenwart von Keitel und Jodl noch einen Sonderrüffel: «Alles würde in bester Ordnung sein, wenn Sie nur besser kämpfen würden!» Wutschnaubend kehrte Rommel in seinen Gefechtsstand im Schloss La Roche Guyon zurück und gab Hitlers «Zigarre» an den Chef des Generalstabes, Generalleutnant Dr. Hans Speidel, weiter, der im April 1944 an die Stelle von General Gause getreten war.

Da Generalleutnant Speidel im Leben Rommels eine weit wichtigere Rolle spielen sollte als die eines Chefs des Stabes, ja sie insgeheim damals bereits spielte, wollen wir uns hier etwas ausführlicher mit seiner Person befassen. In seiner äusseren Erscheinung hat er eine erstaunliche Ähnlichkeit mit dem damaligen britischen Kriegsminister Sir James Grigg.

Der gleiche etwas eulenäugige Blick, der gleiche klare und scharfe Verstand. Doch ist Speidel vielleicht etwas mehr ausgeglichener. Eine mehr philosophische Natur. Das ist nicht weiter überraschend, denn er gehört zur seltenen Spezies der weissen Raben: Er ist Berufssoldat und zugleich Berufsphilosoph. Mit 17 Jahren trat er 1914 in die Armee ein. Er machte den ganzen Krieg an der Westfront mit. Einige Zeit diente

er in der gleichen Brigade wie Rommel. Nach Kriegsende blieb er Soldat. Er bereitete sich auf die Generalstabslaufbahn vor. Zugleich hörte er an der Universität Tübingen Philosophie und Geschichte. Im Februar 1925 machte er seinen Doktor der Philosophie. *Summa cum laude*. Vielleicht ist der Generalstäbler mit dem Doktorhut kein Unikum. Aber er hat auf jeden Fall Seltenheitswert.

Mit seinem scharfen analytischen Verstand, mit seinem Karteigedächtnis, musste er als Generalstabsoffizier Erfolg haben, vor allem da er mit diesen besonderen Fähigkeiten eine gewisse Wärme verbindet, wenn er auch seine Gefühle nicht offen zur Schau trägt. Er hat Sinn für Humor. Ein offenes Auge für alles Lächerliche. 1953 war er zweiter Militärattaché in Paris. Als er nach Berlin zurückkehrte, wurde er Leiter der Abteilung Fremde Heere West. 1937 nahm er an den französischen Manövern teil. Er veröffentlichte dann eine kleine Schrift, in der er ausführte: die französische Armee sei für einen modernen Offensivkrieg nicht vorbereitet. Doch die französische Armee und ihre Führer würden, falls Frankreich überfallen wird, bis zum äussersten Widerstand leisten. «Glücklicherweise – oder vielleicht auch leider – hatte ich unrecht.»

Als Ia des IX. Korps bei Dünkirchen bestätigte er mir: es war Hitlers direkter Befehl, der General von Bock daran hinderte, die beiden Panzerkorps von Guderian und Kleist gegen die Einschiffung der Engländer einzusetzen. «Hätte man diese beiden Divisionen eingesetzt», sagte er, «so wäre auch nicht ein einziger englischer Soldat bei Dünkirchen entkommen.» Kurze Zeit später entwarf er im Hotel Crillon in Paris gemeinsam mit General Dentz die Bedingungen für die französische Kapitulation. Da General Dentz bei uns immer wegen seines Verhaltens in Syrien als ein glattzüngiger Doppelspieler übelster Art angesehen wurde, da ihn die Franzosen zuerst zum Tode und dann zu lebenslänglicher Freiheitsstrafe verurteilten, ist es vielleicht nicht ohne Interesse, dass General Speidel der Ansicht ist: unter den gegebenen Umständen tat General Dentz, was er tun konnte. «Er war ein Patriot, ein guter Soldat Frankreichs.»

Speidel wurde dann Chef des Stabes bei General Otto von Stülpnagel, Militärbefehlshaber von Frankreich. Diese Stellung hielt er bis zum Winter 1941. Als er sah, wie alle Macht in die Hände des SD (Sicherheitsdienst des Reichsführers SS) überging, bat er um Versetzung auf einen anderen Posten. Ein Umstand, der einiges Licht auf seinen Charakter wirft und sein späteres Verhalten erklärt. Das gilt auch für seine langjährige Freundschaft mit Generaloberst Beck, dem früheren Chef des Generalstabes des Heeres.

Von Frankreich ging Speidel dann an die Ostfront, bekleidete dort eine Reihe hoher Stabsstellungen. Er stand mit der 5. Armee vor Moskau. Später war er weitgehend für die Planung der deutschen Sommeroffensive 1942 in Südrußland verantwortlich, die den deutschen Sieg in greifbare Nähe rückte. Als Chef des Generalstabes der 8. (italienischen) Armee nahm er 1943 und Anfang 1944 an allen grossen Schlachten dieses kriegsentscheidenden Jahres teil. Etwas albern fragte ich Speidel, wie es denn in Rußland war. Es muss doch bitterkalt gewesen sein. «Ja», sagte er. «Es war bitter kalt. Das einzig Gute daran war: es war so kalt, dass die Stabsoffiziere kaum schreiben konnten.» Ich fragte nach den Gründen, die schliesslich zum Misserfolg führten. Speidel gab eine knappe Antwort: «Zu viele Russen und ein Deutscher zu viel: Hitler.»

Dr. Speidel, der erst 51 Jahre alt ist, hält jetzt philosophische Vorlesungen an der Universität Tübingen. Wie wir noch sehen werden, erreichte er diesen sicheren Hafen erst nach einer etwas stürmischen und abenteuerlichen Fahrt. Mittlerweile war er in all dem Tumult der Kämpfe in der Normandie der treue und verlässliche Berater des Oberbefehlshabers der Heeresgruppe West. Und er war es nicht nur in militärischen Dingen.

*

Am 17. Juli gelang es endlich den alliierten Luftstreitkräften, Rommel zu packen. Was mit Rommel geschah, war in keiner Weise ungewöhnlich. Sein Wagen war nur einer von Tausenden, die im Juli 1944 auf den Strassen der Normandie zusammengeschossen wurden. Hauptmann Helmuth Lang, der Rommel bei dieser Fahrt begleitete, hat die Tatsachen in einem ausführlichen Bericht festgehalten. Aus diesem Bericht

geht eindeutig hervor, dass Rommel und seine Begleiter Pech hatten, gerade eine Strasse zu wählen, über der unsere Flugzeuge operierten.*

«Wie an den vorhergehenden Tagen», berichtet Hauptmann Lang, «unternahm Feldmarschall Rommel auch am 17. Juli eine Fahrt zur Front, die damals noch in der allgemeinen Linie Ornemündung - Colombes - Südostrand Caen - Höhe 112 - Caumont - St. Lö - Lessay verlief. Nach sechsstündiger Anfahrt hatte der Feldmarschall seine erste Besprechung auf dem Gefechtsstand der 277. Infanterie-Division, die im Abschnitt des 1. SS-Panzer-Korps, und anschliessend bei der 276 Infanterie-Division, die im Abschnitt des XXXVII. Panzer-Korps abgelöst hatte. Vor den Abschnitten dieser beiden Divisionen hatte in der Nacht und tags zuvor ein grösserer feindlicher Angriff stattgefunden, der aber nach Einsatz der letzten Reserven abgewehrt worden war. Anschliessend fuhr der Feldmarschall zu den Gefechtsständen der I. und II. SS-Panzer-Korps und besprach sich dort mit den Kommandierenden Generalen Gruppenführer Bittrich und Obergruppenführer Sepp Dietrich. Wegen der überall im Kampfgebiet jagenden feindlichen Tiefflieger war schon bei diesen Fahrten grösste Vorsicht geboten, da der Staub der Strasse einen leicht verriet.

Gegen 16 Uhr trat Feldmarschall Rommel die Rückfahrt vom Gefechtsstand des Obergruppenführers Dietrich an, in der Absicht die Befehlsstelle der Heeresgruppe möglichst rasch zu erreichen wegen eines in einem anderen Raum stattgefundenen Feindeinbruchs.

Auf den Strassen waren immer wieder brennende Fahrzeuge zu sehen; ab und zu zwangen feindliche Jabos zum Benützen von Nebenwegen. Gegen 18 Uhr erreichte das Fahrzeug des Feldmarschalls die Gegend von Livaroth. Hier häuften sich frisch abgeschossene eigene Fahrzeuge; es mussten anscheinend stärkere Tieffliegerverbände des Feindes hier am Werke sein. Aus diesem Grunde bog man von Livaroth auf eine ge-

*) In einem Artikel, der in gekürzter Form in «Reader's Digest» erschienen ist, wird von Gräfin Waldeck die Vermutung ausgesprochen, daß die Flugzeuge vielleicht deutsche Flugzeuge mit englischen Hoheitszeichen waren, die Hitler zur Beseitigung Rommels ausgesandt hatte, da ihm Rommel am 15. Juli ein «Ultimatum» übermittelt hatte. Für diese Vermutung liegen keinerlei Beweise vor. Die von Gräfin Waldeck angeführten Gründe enthalten so viele Unwahrscheinlichkeiten, dass es sich nicht der Mühe verlohnt, ernsthaft auf diese Behauptung einzugehen.

deckte Nebenstrasse ab, um 4 Kilometer vor Vimoutiers die Hauptstrasse wieder zu erreichen.

Als wir dort ankamen, sahen wir über Livaroth etwa acht feindliche Jagdbomber, die, wie sich später herausstellte, seit vier Stunden den Verkehr auf den nach Livaroth führenden Strassen überwachten und durch Beschuss unterbanden. Da anzunehmen war, dass die feindlichen Flugzeuge uns noch nicht gesehen hatten, wurde die Fahrt auf der geraden Strecke von Livaroth nach Vimoutiers fortgesetzt. Plötzlich meldete der Luftspäher, Obergefreiter Holke, dass zwei Flugzeuge in Richtung auf die Strasse eingedreht seien. Der Fahrer, Oberfeldwebel Daniel, erhielt Befehl, mit grösster Geschwindigkeit zu fahren, um einen etwa 300 Meter entfernten nach rechts abbiegenden Parkweg zu erreichen und dort Deckung zu nehmen.

Ehe der Parkweg erreicht wurde, hatten sich jedoch die feindlichen Flugzeuge mit grösster Geschwindigkeit, wenige Meter über der Strasse fliegend, bereits auf 500 Meter genähert und das erste Flugzeug eröffnete das Feuer. Feldmarschall Rommel schaute in diesem Augenblick zurück. Die Geschossgarben des Flugzeugs trafen mit Sprenggranaten vor allem die linke Hälfte des Wagens. Oberfeldwebel Daniel zerschlug eine Sprenggranate die linke Schulter und den linken Arm. Feldmarschall Rommel wurde durch Glassplitter im Gesicht verletzt und erhielt einen Schlag gegen die linke Schläfe und den Backenknochen, der u.a. einen dreifachen Schädelbruch und sofortige Bewusstlosigkeit zur Folge hatte. Major Neuhaus explodierte eine Sprenggranate auf der auf dem Rücken befindlichen Pistolentasche: dies hatte den Bruch des Beckenknochens zur Folge.

Durch die schwere Verwundung hatte der Fahrer Daniel die Herrschaft über den Wagen verloren; er prallte zunächst gegen einen Baumstamm auf der rechten Strassenseite und fuhr dann in scharfem Winkel auf die linke Strassenseite in den Graben. Feldmarschall Rommel, der bei Beginn des Angriffs die Türklinke in der rechten Hand hatte, wurde bei dieser Bewegung bewusstlos aus dem Wagen geschleudert und blieb 20 Meter hinter dem Wagen rechts auf der Strasse liegen. Hauptmann Lang und Obergefreiter Holke sprangen

aus dem Wagen heraus und nahmen an der rechten Strassen-
seite Deckung. Ein zweites Flugzeug flog in diesem Moment
über die Stelle des Unfalls hinweg und überschüttete die am
Boden Liegenden mit Geschossgarben.

Kurz hernach wurde Feldmarschall Rommel durch Haupt-
mann Lang und Obergefreiten Holke von der Strasse in Dek-
kung getragen, um ihn nicht einem weiteren Luftangriff aus-
zusetzen. Feldmarschall Rommel lag blutüberströmt am Bo-
den und hatte das Bewusstsein verloren. Er blutete aus vielen
Wunden im Gesicht, insbesondere aus dem Auge und aus dem
Mund. Die linke Schläfe, die anscheinend eingeschlagen war,
sah nach oben. Auch in der Deckung kehrte das Bewusstsein
bei Feldmarschall Rommel nicht wieder.

Um die Verwundeten rasch ärztlicher Behandlung zuzufüh-
ren, versuchte Hauptmann Lang einen Wagen zu bekom-
men, was erst nach einer dreiviertel Stunde gelang. In einem
französischen Ordenslazarett in Livaroth wurde der Feld-
marschall durch einen französischen Arzt behandelt, der die
Verwundung des Feldmarschalls für sehr ernst hielt und nicht
mehr viel für sein Leben gab. Hernach konnten Feldmarschall
Rommel in noch bewusstlosem Zustande sowie Oberfeldwebel
Daniel in das 40 Kilometer entfernte Luftwaffenortslazarett
in Bernay überführt werden, wo die dort befindlichen Ärzte
einen schweren Schädelbruch, (Bruch der Schädelbasis, zwei
Brüche an der Schläfe und die Zertrümmerung des Backen-
knochens), eine Verletzung des linken Auges und Splitter-
verletzungen am Kopf sowie eine Gehirnerschütterung bei
Feldmarschall Rommel feststellten. Oberfeldwebel Daniel ist
trotz Bluttransfusion im Laufe der Nacht seinen schweren
Verletzungen erlegen.

Wenige Tage später wurde Feldmarschall Rommel in das La-
zarett des Professors Dr. Esch in le Vesineth bei St. Germain über-
führt.»

*

Anfang Juli wurde Feldmarschall von Rundstedt seines
Postens als Oberbefehlshaber West enthoben. Sicher deswe-
gen, weil er Keitel den Rat gegeben hatte, doch endlich Frie-
den zu schliessen. Sein Nachfolger wurde Feldmarschall Gün-
ther von Kluge, der an der Ostfront die Heeresgruppe Mitte

geführt hatte. Rundstedts Abberufung sollte eine Warnung an alle «Defaitisten» sein. Dennoch beschloss Rommel, nochmals einen Versuch zu machen, den Führer zur Vernunft zu bringen. Zwei Tage vor seiner Verwundung sandte er nach Beratung mit Generalleutnant Speidel eine Denkschrift an den Führer. Dieser Bericht, der von Speidel entworfen war und über den Oberbefehlshaber West geleitet wurde, hielt sich inhaltlich im gleichen Rahmen wie Rommels Lagebeurteilung vom 12. Juni. Nur war der Ton noch pessimistischer.

«Die Lage an der Front der Normandie», begann diese Denkschrift, «wird von Tag zu Tag schwieriger. Sie nähert sich einer schweren Krise.» Dann folgen Hinweise auf die den Luftraum unumschränkt beherrschende feindliche Luftwaffe, auf den überlegenen Materialeinsatz des Gegners, vor allem an Artillerie und Panzern. Rommel wies auf die schweren deutschen Verluste hin, auf den Mangel an Verstärkungen. Die neu zugeführten Divisionen, so schrieb er, sind kampfengewohnt und unzureichend ausgestattet. Er berichtete über die Zerstörung des Bahnnetzes und über die Gefährdung der Strassen und Wege durch die feindlichen Luftstreitkräfte, über den Mangel an Artillerie- und Werfermunition und über die Erschöpfung der Truppe. Auf der Feindseite dagegen, hiess es in dem Bericht, fliessen Tag für Tag neue Kräfte und Mengen von Kriegsmaterial der Front zu. Der feindliche Nachschub wird von der deutschen Luftwaffe nicht gestört. Der feindliche Druck wird immer stärker. «Unter diesen Umständen», schloss Rommel seinen Bericht, «muss damit gerechnet werden, dass es dem Feind in absehbarer Zeit gelingt, die dünne eigene Front, vor allem bei der 7. Armee, zu durchbrechen und in die Weite des französischen Raumes zu stossen ... Dort sind überhaupt keine beweglichen Reserven zu unserer Verfügung, um einem Durchbruch zu begegnen. Unsere eigene Luftwaffe hat überhaupt kaum in die Schlacht eingegriffen. *Die Truppe kämpft allorts heldenmütig, jedoch der ungleiche Kampf neigt sich dem Ende entgegen.*»

Dann folgte Rommels eigenhändiger Zusatz: «Ich muss Sie bitten, die politischen Folgerungen aus dieser Lage unverzüglich zu ziehen. Ich fühle mich verpflichtet, als Oberbefehlshaber der Heeresgruppe dies klar auszusprechen.»

Interessant ist Feldmarschall von Kluges Begleitschreiben, datiert vom 21. Juli. Es zeigt, dass auch er, nach all den hochgespannten Hoffnungen, mit denen er die Dienststellung als Oberbefehlshaber West antrat, schon nach kurzer Zeit zu der gleichen Schlussfolgerung wie Rundstedt und Rommel gelangte. Es zeigt ferner auch, dass er über grossen moralischen Mut verfügte. Es war nicht zu erwarten, dass ihn dieses Begleitschreiben im Führerhauptquartier populär machen würde.

«Mein Führer», schrieb er, «ich lege hiermit eine Denkschrift Feldmarschall Rommels vor, die er mir vor seinem Unfall überreichte und die er bereits mit mir durchgesprochen hatte. Ich bin jetzt annähernd 14 Tage hier. Nach eingehenden Unterhaltungen mit den zuständigen Führern der verschiedenen Frontabschnitte, besonders den SS-Führern, bin ich zu dem Ergebnis gelangt, dass der Feldmarschall leider recht hatte... Es gibt keinerlei Möglichkeit, zum Kampf gegen die übermächtige feindliche Luftwaffe anzutreten ... ohne Gelände aufgeben zu müssen... Die psychologische Wirkung auf die kämpfende Truppe, besonders auf die Infanterie, auf die wie mit elementarer Naturkraft Massen von Bomben niederprasseln, ist ein Umstand, der ernste Beachtung verdient. Es ist auch nicht im Geringsten wichtig, ob ein solcher Bombenteppich auf gute oder schlechte Truppen niedergeht. Ob gute oder schlechte Truppen, sie werden alle mehr oder weniger durch diese Bomben vernichtet. Vor allem wird auch ihr Gerät durch diese Angriffe zerstört... Das braucht sich nur ein paar Mal zu wiederholen und die Widerstandskraft ist gelähmt... Ich kam hierher mit dem festen Entschluss, Ihren Befehl durchzuführen und die Front um jeden Preis zu halten. Doch wenn man sieht, dass dieser Preis mit der langsamen aber sicheren Vernichtung unserer Truppen bezahlt werden muss – ich denke an die Division Hitlerjugend, die höchstes Lob verdient – dann ist die Sorge um die unmittelbare Zukunft an dieser Front nur zu berechtigt.. Trotz aller Bemühungen rückt der Augenblick näher, da diese überbeanspruchte Front zusammenbrechen muss... Als verantwortlicher Oberbefehlshaber halte ich es für meine Pflicht, Ihnen, mein Führer, diese Entwicklung rechtzeitig zur Kenntnis zu bringen.»

Fünf Wochen später war Feldmarschall von Kluge abgesetzt - und tot. Während ringsum auf den Schlachtfeldern der Tod umging und jedem die Hand reichte, der sie ergreifen wollte, während Streugeschosse zu jeder Stunde bei Tag und bei Nacht Helden aus furchterfüllten Menschen machten, zog Feldmarschall von Kluge es vor, durch eigene Hand aus dem Leben zu scheiden. Er habe versagt, erklärte er. Er habe die Operationen nicht gemäss dem Kampfauftrag Hitlers durchführen können. Aber das war nicht der einzige Grund, warum Generalfeldmarschall von Kluge dem Führer nicht mehr begegnen wollte.

«EIN UNBARMHERZIGES SCHICKSAL»

Als nach Explosion der Atombombe bei Bikini amerikanische Matrosen an Bord der Zielschiffe gingen, die dem Wüten der Bombe widerstanden hatten, da befahl sie ein seltsames Gefühl, eine dumpfe Beklemmung. «Auf den Decks kann man nicht länger als ein paar Minuten stehen... Man kann die Luft nicht ohne Gasmaske einatmen – und doch riecht die Luft wie jede andere Luft... Man kann im Wasser nicht schwimmen ... Man kann die Fische nicht essen ... Fäulnis überall... eine modrige Welt.» Da half das alte Rezept der Marine nicht, längsschiff mit Schrubbern und Eimern vorzugehen. Wie ein dicker Farbanstrich hatten sich die Atomspaltungsprodukte über die Schiffe gelegt. Da half kein Scheuerlappen, kein Wischen und Wischen. Die Neutronen und Gammastrahlen blieben. Nur mit dem Geigergerät waren sie feststellbar. Wo diese Neutronen und Gammastrahlen waren, da drohte Krankheit, da drohte Zerfall. Da drohte der neue Schrecken des atomischen Todes.

Man muss nun nicht über okkultistische Gaben verfügen oder übertrieben empfindsam sein, um zu fühlen, dass in Deutschland noch immer etwas Böses schwer und drückend in der Luft hängt, das auch kein Geigergerät festzustellen vermag. Wohl steigen keine Miasmen mehr aus den Trümmern der Städte auf. Alles blitzt wieder vor Sauberkeit. Und das Land ist schön. Nun ist die ärgste Not gebannt. Mit einem gewissen Frohsinn geht der Deutsche wieder der Arbeit nach. In den Dorfwirtshäusern wird abends gesungen und getanzt. Fröhlich und unbeschwert trinkt man sein Glas Bier. Sicher fröhlicher und unbeschwerter als meist bei uns. Gewiss werden die Besatzungstruppen und ihre Mitläufer gehasst. Doch der Hass ist gut getarnt. Wie kommt es also, dass man in Deutschland nur selten ganz frei von einem Gefühl des Unbehagens ist?

Vielleicht ist es das Wissen, dass noch so viele von der Gestapo und SS frei herumlaufen, weil sie gefälschte Papiere haben – oder weil die Toten nicht mehr anklagen können. Vielleicht hat der junge Mann, der uns höflich im Hotel bedient, Blut an seinen Händen, das Blut von Hunderten unschuldiger Opfer. (Erst vor kurzem entdeckte man, dass der allgemein beliebte Dolmetscher eines englischen Lagers ein ehemaliger Gestapoagent war, der 60 Mordtaten begangen hatte.) Vielleicht sitzt das Gefühl des Unbehagens auch tiefer. Einige Naziführer haben Selbstmord begangen. Andere wurden hingerichtet. Aber das Gift des nationalsozialistischen Regimes wirkte weiter. Es wird noch wirken, wenn auch der letzte der Mitschuldigen gestorben ist. Zu tief und fest ist alles eingesickert: unaufhörliche Bespitzelung, ständiges Misstrauen, nächtliche Verhaftungen, Folter, Misshandlungen und Morde in Gestapo-Kellern – und vor allem die Lüge und Heuchelei, die in jedem Polizeistaat aufkeimen. Zu tief hat sich das alles eingefressen. Wie die Gammastrahlen der Atomexplosion lässt es sich nicht abwaschen. Noch immer hängt der Schatten Hitlers über Deutschland. «Fäulnis überall... eine modrige Welt.»

So wenigstens dachte ich, als ich die Geschichte der letzten Tage Rommels hörte, als man mir erzählte, wie Rommel ums Leben kam. Dabei hatte die Umgebung, in der ich diese Geschichte hörte, keineswegs etwas Düsteres an sich. Die Menschen, die sie mir erzählten, waren in keiner Weise morbide. Im Gegenteil. Als ich bei Freudenstadt im Schwarzwald im Hause von General Speidel sass, da dachte ich fast mit Wehmut an die Häuser und Möbel zurück, wie ich sie aus meiner Kindheit kannte. So wie dieses Haus im Schwarzwald hatten auch die Häuser ausgesehen, in denen damals die Engländer ein behagliches und geregeltes Leben führten. Vielleicht war alles ein wenig überladen, wenigstens nach unserem heutigen Geschmack. Doch alles war so ordentlich, so solide und von einer so wohltuenden spiessigen Bequemlichkeit, wenn wir auch vielleicht diesen letzten und fast schon unglaublichen Grad von Sauberkeit nie erreichten wie in Deutschland. Ja, es war eine glückliche, behäbige Zeit. Man hatte sein Kapital sicher und gut verzinslich angelegt. Man vertraute auf Gott

und die Regierung. Man hatte treue Dienstboten. Die Katzen kuschelten sich am Kamin und der brave Polizist schützte den braven Bürger. Als ich im Haus von Speidel sass, fühlte ich mich fast nach Nord-Oxford vor 40 Jahren versetzt.

Auch Frau Rommels Häuschen strahlt die gleiche Atmosphäre der Ruhe und Geborgenheit aus, obwohl es mit Andenken an den Feldmarschall angefüllt ist. An den Wänden hängen Gemälde und Photographien Rommels. In einer Ecke steht eine Art Schrein mit seiner Totenmaske. Und die gleiche Ruhe und Geborgenheit wie bei Speidel und Frau Rommel fand ich im Haus von Aldinger. Ich fand sie bei Dr. Strölin, dem letzten meiner Gewährsmänner. Jedesmal musste das Gespräch unterbrochen werden. Alle Papiere, die wir auf dem Tisch ausgebreitet hatten, wurden abgeräumt. Der Kaffeetisch wurde gedeckt. Wo eben noch die Papiere lagen, lag nun eine schön gestickte Decke. Aus der Vitrine wurde das Meissner Service geholt. Behutsam wurde es auf den Tisch gestellt. Behutsam wurde es nachher in die Vitrine zurückgetragen. Überall sah man noch die früher so beliebten Kuchenständer, die fast als Symbol einer entschwundenen Zeit gelten können.

Und die Menschen, die in diesen Häusern lebten? General Speidel sieht wie ein Universitätsprofessor aus, was er ja auch tatsächlich ist. Seine Frau, die viel zu jung wirkt, um eine 17jährige Tochter zu haben, macht den Eindruck, als hätte sie nie andere Sorgen gekannt als die kleinen Sorgen des Haushalts. Die Kinder sind hübsch, besonders gut erzogen. Aldinger und seine Frau sind die typischen Stützen der Gesellschaft einer kleinen Stadt. Dr. Strölin hat das sichere Auftreten eines Mannes, der seit langem an Amt und Würden gewöhnt ist. Frau Lucie Maria Rommels energisches Antlitz, an dem die Jahre nicht spurlos vorübergegangen sind, verrät nichts von den furchtbaren seelischen Martern, die sie – wie kaum eine andere Frau – zu bestehen hatte. Mit ihrem schwarzen Haar, ihren grauen Augen wirkt sie fast mehr wie eine Norditalienerin als eine Deutsche. Sie hat nichts von jener Sentimentalität, die man so oft bei Deutschen antrifft. Wenn sie «mein Mann» sagt, dann klingt es fröhlich und stolz. Nahezu 30 Jahre haben sie zusammengelebt. Trotz zweier Kriege war es eine glückliche Zeit. Wenn man ihr Vertrauen

gewonnen hat, ist sie durchaus bereit, über das Ende ihres Mannes zu sprechen. Ohne Bitterkeit. Doch mit tiefster Verachtung für alle, die für den Tod ihres Mannes verantwortlich sind. Nur ein einziges Mal spürte ich, wie tief sie noch nach fünf Jahren in ihrem Innersten aufgewühlt ist. Wir fuhren mit dem Wagen zu ihrem alten Haus, das auf einer Anhöhe bei Herrlingen liegt. Es dient jetzt als Kinderheim. Frau Rommel blieb draussen im Wagen. «Wie gern würde ich die Kinder im Garten spielen sehen», sagte sie, «aber ich mag nicht mehr hineingehen.» Ihr Sohn Manfred, der jetzt in Tübingen Jura studiert, ist ein sympathischer junger Mann, der sich in nichts von seinen Altersgenossen unterscheidet. Er hängt an seiner Mutter und verehrt das Andenken seines Vaters. Soweit ich es beurteilen kann, ist er frei von allen «Komplexen». All das, was er im eindrucksfähigen Alter von 15 Jahren sah, hat ihn weder aus dem seelischen Gleichgewicht gebracht noch verbittert.

Äusserlich also unterschieden sich diese Menschen durch nichts von ihren Mitmenschen. Sie lebten in einer Welt fast schon viktorianischer Gutbürgerlichkeit, wie man sie heute kaum noch antrifft. Und doch waren sie unversehens oder als bewusste Gegner in den Kampf gegen ein Regime verwickelt worden, das so brutal war, dass selbst der Tod denen nicht mehr als Strafe erschien, die es wagten, sich gegen dieses Regime aufzulehnen. Durch diesen Gegensatz wurden die Geschichten, die ich nun hörte, noch erregender. Sie erhielten einen Stich ins Makabre. Übrigens hatten alle einen so eiskalten Mut bewiesen, dass ich zu der Überzeugung kam: sie hatten stärkere Nerven als ich.

Als Rommel im März 1943 aus Nordafrika zurückkehrte, war er, wie man so sagt, mit Hitler «fertig». Schon seit langem wusste er, dass Keitel und Jodl dienstlich und ausserdienstlich seine Feinde waren. Er verachtete Göring und traute ihm nicht, da er vermutete, Kesselring habe Göring gegen ihn und das Afrika-Korps aufgehetzt. Erst vor kurzem hatte ihn Generalleutnant Schmudt gewarnt. Bei den Parteigrössen seien seine Aktien gefallen. Vor allem bei Bormann, der einen geheimnisvollen Einfluss ausübte. Er hatte tatsächlich «höheren Orts» keine Freunde mehr. Nur Schmudt, der sich auch jetzt

noch für ihn einsetzte. Doch noch bis nach der Schlacht von Alamein glaubte Rommel, Hitlers Umgebung sei an allem Schuld. Wenn sich der Führer nur von seinen Schmeichlern und Schmarotzern befreien könnte, dann würde er schon fair und vernünftig handeln.

Nun gab sich Rommel nicht mehr diesen Illusionen hin. Jetzt wusste er, dass Hitler keine Redlichkeit kannte, keine Grossmut, keine Treue gegenüber jenen, die ihm dienten. Jetzt wusste er auch, dass Hitler Vernunftgründen nicht zugänglich war. Für einen Mann wie Rommel, der seinem ganzen Wesen nach geradlinig und einfach war und frei von allen Hintergedanken und Intrigen, der Listen und Schliche nur auf dem Schlachtfeld kannte, war dies eine schmerzliche Entdeckung. Da Rommel niemals ein politischer Soldat war, da er völlig unberührt von allen politischen Strömungen geblieben war, traf ihn dieser Schock zunächst nur persönlich und beruflich. Er hatte seinen Glauben an einen Mann verloren, den er für seinen Freund und Beschützer gehalten hatte und der Oberster Befehlshaber der Wehrmacht war. Nur ganz allmählich erkannte Rommel, dass mehr als der Sieg gefährdet war. Nur langsam wurde er sich bewusst, dass Hitler Deutschland nicht nur auf den Weg der Niederlage führte, sondern auch auf den Weg der Schande.

In den Monaten, die Rommel vor Übernahme der Heeresgruppe B in Deutschland verbrachte, gingen ihm die Augen auf. Schon lange war ihm der Nazi-Auswurf zuwider gewesen. Nun erfuhr er zum ersten Mal von deutschen Offizieren, was Gestapo und SS in Polen und Russland getan hatten und was sie noch immer im Osten und in den besetzten Westgebieten trieben. Zum ersten Mal hörte er nun von Zwangsarbeit, von der Massenausrottung der Juden, von der Schlacht im Warschauer Ghetto, von den Gaskammern. In Nordafrika hatte man angenommen, Deutschland führe einen «ritterlichen Krieg».

Es war bezeichnend für Rommel, dass er sich nun sofort direkt an Hitler wandte. «Wenn derartige Dinge weiter zugelassen werden», sagte er, «werden wir den Krieg verlieren.» Dann schlug er die Auflösung der Gestapo vor und die Aufteilung der SS auf das Heer. Gleichzeitig bat er Hitler, doch die

Aushebung der allzu jungen Jahrgänge zu unterbinden. «Es ist Wahnsinn», sagte er, «die Jugend des Landes zu opfern.» Eine solche Offenherzigkeit muss Hitler verblüfft haben. Sie muss Himmler belustigt haben, falls ihm Hitler von diesen Vorschlägen Rommels erzählte. Doch erstaunlicherweise geruhte der Führer allergnädigst, einige Zeit mit Rommel über diese Dinge zu sprechen. Aber er liess ihn auch nicht eine Sekunde darüber im Zweifel, dass er nicht die geringste Absicht habe, irgendetwas an seinen Methoden zu ändern. Rommel wusste nun, dass die Verbrechen auf Hitlers Befehl begangen wurden.

Im Frühsommer 1943 gingen diese Gedanken Rommel nicht aus dem Kopf. Zum ersten Mal in seinem Leben erwachte sein politisches Bewusstsein. Er gelangte zu den gleichen Schlussfolgerungen wie viele andere deutsche Generale. Hitler würde Deutschland ins Verderben führen. Man müsse ihn daher an die Kandare nehmen. Solange die Partei, die SS und viele junge Offiziere und Soldaten hinter ihm standen, gab es keine andere Möglichkeit zu seiner Ausschaltung als den Bürgerkrieg. Vielleicht würde es genügen, seine Berater zu beseitigen und ihn als eine Art «dekorative» Spitze zu behalten. Aber wie liess sich das erreichen? Ehe Rommel diese Frage zu Ende denken konnte, war er zum Oberbefehlshaber der Heeresgruppe B ernannt worden. Er ging nach Norditalien. Nach Frankreich. Zeitweilig stellte er diese Frage zurück. Wie üblich konzentrierte er sich auf den Auftrag, den er durchzuführen hatte.

Doch es gab andere, deren Pläne bereits weiter gediehen waren. Schon seit geraumer Zeit hatten sie ein Auge auf Rommel geworfen. Die entscheidenden Männer in der Verschwörung gegen Hitler waren der Oberbürgermeister von Leipzig, Dr. Goerdeler, und Generaloberst a. D. Beck, der ehemalige Chef des Generalstabs des Heeres. Sie waren sich bewusst, dass die Verschwörung nur dann Aussicht auf Erfolg haben konnte, wenn es ihnen gelang, eine volkstümlidie Persönlichkeit zu finden, eine Art modernen Hindenburg, die man, wenn die Stunde gekommen war, an die Spitze der Aufstandsbewegung stellen konnte. Es musste jemand sein, der bereits das allgemeine Vertrauen der breiten Massen des Volkes besass, je-

mand, bei dem auch nicht der geringste Argwohn bestand, dass er aus eigensüchtigen Motiven handle. Er musste ein Soldat sein, dem die Armee folgen würde. Generaloberst Beck? Sein Charakter war makellos. Niemand bestritt seine überragenden Fähigkeiten. Aber die breiten Massen hatten kaum von ihm gehört. Er war bereits 1938 von Hitler verabschiedet worden. Unter den aktiven Generalen gab es keinen, dessen Popularität auch nur annähernd an die Rommels heranreichte.

Ja, nach Hitler war er wahrscheinlich der populärste Mann in Deutschland. Politisch liess sich nichts gegen ihn einwenden. Wohl hatte ihn die Propaganda des Dritten Reiches, sehr zu seinem Ärger, als einen guten Nazi hingestellt. Aber man wusste, dass ihn die Engländer achteten. Und mit den Engländern würde er ja im entscheidenden Augenblick verhandeln müssen. Ausserhalb eines engen Kreises wusste niemand von seinem Zerwürfnis mit Hitler. So war er der gegebene Mann, Ja, der Einzige, der in Frage kam.

Zum Glück hatten die Verschwörer den richtigen Verbindungsmann. Dieser Mann war Dr. Karl Strölin, Oberbürgermeister von Stuttgart, der im Ausland als Vorsitzender der letzten Vorkriegstagung der Internationalen Vereinigung für Wohnungsbau und Städteplanung bekannt war. In Stuttgart erfreute sich Dr. Strölin der grössten Beliebtheit. Man schätzte seine Tatkraft, seine Fähigkeiten. Ursprünglich war er überzeugter Anhänger Hitlers und der Partei gewesen. Dass man zumindest in der ersten Zeit Nationalsozialist sein konnte, ohne ein Gangster zu sein, beweist eine Äusserung des amerikanischen Generalkonsuls in Stuttgart, der Dr. Strölin in den sieben Jahren von 1934 bis 1941 gekannt hatte. «Er ist», schrieb er 1948, «ein Mann von grösster Rechtschaffenheit und Charakterstärke. Das haben mir Amerikaner und Deutsche bestätigt und auch auf jüdischer Seite wurde oft mit grosser Anerkennung und Achtung von Dr. Strölin gesprochen. Die Vornehmheit seines Charakters und seine unermüdlichen Bemühungen um alle, die sich in Not befanden, sollte ihm die höchste Achtung des deutschen Volkes und besonders aller Menschen sichern, denen er in so selbstloser Weise geholfen hat.»

Es war die Vergewaltigung der Tschechoslowakei, die Dr. Strölin zum Gegner Hitlers machte. Es war seine Freundschaft

mit Dr. Goerdeler, die ihn zum Verschwörer machte. Wohl gelang es ihm erstaunlicherweise, auch weiterhin Oberbürgermeister von Stuttgart zu bleiben. Doch seit 1933 arbeitete er aktiv gegen den Nationalsozialismus. Die Geschichte, wie er 21 Mitglieder der französischen Widerstandsbewegung rettete, die im Elsass zum Tode verurteilt worden waren, ist von einem der Beteiligten erzählt worden. Sie wirft ein beachtliches Licht auf seine Intelligenz und seinen persönlichen Mut.

Im ersten Kriege war er Hauptmann bei der Infanterie. Nach zweimaliger Verwundung diente er mit Rommel beim Stab des LXIV. Korps. Beide waren Frontsoldaten. Beide fühlten sich beim Stab nicht in ihrem Element. Sie wurden Freunde. Wenn auch Strölin's Interessen viel weiter gespannt waren als Rommels, so hatte diese Freundschaft doch in der Zeit zwischen den beiden Kriegen fortbestanden. Erst vor kurzem war Strölin Rommel behilflich gewesen, seine Familie von Wiener Neustadt nach Württemberg zu bringen.

Dr. Strölin wandte sich zunächst an Frau Rommel. Im August 1943 hatte er den Mut, seinen Namen unter eine Denkschrift zu setzen, die er gemeinsam mit Goerdeler entworfen hatte. In dieser Denkschrift wurde gefordert, die Verfolgung der Juden und der Kirche einzustellen, die Grundrechte der Verfassung wiederherzustellen und die Rechtspflege dem Zugriff der Partei zu entziehen. Diese ketzerische Denkschrift wurde an den Unterstaatssekretär im Innenministerium gesandt. Prompt erhielt Strölin eine Verwarnung. Wenn er sich nicht ruhig verhalte, werde man ihn als Volksschädling vor Gericht stellen. «Nun wusste ich endlich», sagte Dr. Strölin, «dass auf legalem Wege nichts zu erreichen war.»

Strölin gab Frau Rommel ein Exemplar dieser Denkschrift. Ende November oder während eines kurzen Weihnachtserlaubnisses – genau kann sich Frau Rommel nicht mehr erinnern – zeigte sie die Denkschrift ihrem Mann. Sie machte tiefen Eindruck auf ihn, da sich seine eigenen Gedanken bereits in gleicher Richtung bewegten. Im Dezember hörte Strölin, dass General Gause, Rommels Chef des Stabes, zu Besuch bei Frau Rommel sei. Er fuhr nach Herrlingen. Ursprünglich hatte er nur die Absicht, Gause um eine Besprechung mit Rommel zu

bitten. Doch im Gespräch stellte er fest, dass Gause gegen einige Gauleiter aufgebracht war. Auch Gause war gegen Hitler.

Ende Februar fand in Rommels Haus in Herrlingen eine Besprechung zwischen Rommel und Strölin statt. Strölin musste in aller Heimlichkeit nach Herrlingen kommen. Der frühere Polizeipräsident von Stuttgart, Hahn, den Rommel aus der Zeit von 1919 kannte, hatte Strölin gewarnt. Sein Name stände auf der Liste derjenigen Personen, die bei Aufdeckung oder Ausbruch einer Widerstandsbewegung gegen das Regime unverzüglich beseitigt werden sollten. Strölin wusste auch, dass sein Telefon überwacht wurde.

Die Unterredung dauerte fünf bis sechs Stunden. Strölin kann sich noch lebhaft an alle Einzelheiten erinnern. «Ich begann das Gespräch», sagte er, «indem ich die politische und militärische Lage Deutschlands schilderte. Hierbei befanden wir uns in völliger Übereinstimmung. Dann sagte ich zu Rommel: ‚Wenn Sie die Lage genau so beurteilen wie ich, dann müssen Sie auch wissen, was zu geschehen hat.‘ Ich erzählte ihm, einige höhere Offiziere im Osten hätten die Absicht, Hitler gefangen zu setzen und ihn zu zwingen, über den Rundfunk seinen Rücktritt bekanntzugeben. Rommel billigte diesen Plan. *Aber weder damals noch zu irgendeinem anderen Zeitpunkt wusste er etwas von dem Plan, Hitler umzubringen.*»

«Ich erklärte ihm dann weiter», fuhr Strölin fort, «er sei unser grösster und volkstümlichster Heerführer. Man achte ihn im Ausland mehr als irgendeinen anderen. ‚Sie sind der einzige‘, sagte ich, ‚der einen Bürgerkrieg in Deutschland verhindern kann. Sie müssen der Bewegung Ihren Namen zur Verfügung stellen.‘ Ich sagte ihm nicht, dass man vorgeschlagen hatte, ihn zum Reichspräsidenten zu machen, denn dieser Gedanke wurde erst später aufgegriffen, als ich nach meiner Rückkehr aus Herrlingen mit Goerdeler sprach. Ich glaube nicht, dass Rommel vor seinem Tode überhaupt jemals etwas von dem Plan erfahren hat.

Rommel zögerte. Ich fragte ihn dann abermals, ob er noch irgendeine Möglichkeit zur siegreichen Beendigung des Krieges sähe, vielleicht durch den Einsatz der Geheimwaffen. Rommel erwiderte, er wisse über die Geheimwaffen nur, was er darüber in Propagandaberichten gelesen habe. Er persön-

lich glaube nicht mehr an einen Sieg. Militärisch sei der Krieg bereits verloren. Ich fragte: ‚Glauben Sie, dass Hitler weiss, wie schlecht die Lage wirklich aussieht?‘ Rommel sagte: ‚Das möchte ich bezweifeln. Er lebt ja überhaupt von Illusionen!‘ Ich fragte weiter, ob er nicht Hitler um eine Unterredung bitten könne, um ihm die Augen zu öffnen. Rommels Antwort lautete: ‚Das habe ich schon mehrfach versucht. Immer ohne Erfolg. Ich bin durchaus bereit, es nochmals zu versuchen. Aber die Herren im Führerhauptquartier trauen mir nicht mehr. Sie werden gewiss alles daran setzen, dass ich nicht allein mit Hitler sprechen kann. Da ist immer dieser Bursche Bormann. Er lungert ständig um den Führer herum.‘

Strölin berichtete dann weiter: «Wir kamen also überein, dass Rommel nochmals versuchen sollte, falls sich eine günstige Gelegenheit dazu ergab, mit Hitler zu sprechen und ihn zur Vernunft zu bringen. Schlug das fehl, so sollte er ihm schriftlich die ganze Lage auseinandersetzen. Er sollte ihm erklären, dass der Krieg unmöglich zu gewinnen sei und dass er daher die politischen Konsequenzen ziehen müsse. Und wenn das alles nichts nützte, so sollte er selbst handeln. Rommel dachte einige Zeit nach. Dann sagte er: ‚Ich glaube, es ist meine Pflicht. Ich muss etwas zur Rettung Deutschlands unternehmen.‘ Nun waren alle meine Zweifel behoben. Rommel war kein geistiger Mensch. Er verstand von Politik genau so wenig wie von Kunst. Aber er war geradezu der Inbegriff der Ehre. Idi wusste, dass er immer zu seinem Wort stehen würde. Vor allem aber hatte er im Gegensatz zu den meisten Generalen den Mut zum Handeln.»

Im April fand Strölin einen neuen Bundesgenossen, als Generalleutnant Speidel zu Rommels Chef des Stabes ernannt wurde. Speidel hatte bereits Fühlung mit den Männern der Widerstandsbewegung. Von nun an stand Strölin durch Kuriere in fast täglicher Verbindung mit Speidel – und durch Speidel mit Rommel. Speidel wiederum führte Gespräche mit General Karl Heinrich von Stülpnagel, der seit Februar 1942 Militärbefehlshaber in Frankreich war und mit General von Falkenhausen, dem Militärbefehlshaber in Belgien. An einigen dieser Besprechungen nahm Rommel teil. Immer wurde er von Speidel über alles auf dem Laufenden gehalten. Stülpnagel ge-

hörte dem inneren Ring der Widerstandsbewegung an. Gemeinsam mit Speidel arbeitete er die Verhandlungsgrundlagen für einen Waffenstillstand mit Eisenhower und Montgomery aus. Das Waffenstillstandsangebot sollte ohne Beteiligung Hitlers erfolgen – falls Hitler zu diesem Zeitpunkt noch nicht ausgeschaltet war. Für den Westen wurde Räumung aller besetzten Gebiete vorgeschlagen. Im Osten sollte eine verkürzte Front gehalten werden.

Die Alliierten hätten solchen Bedingungen allerdings nicht zustimmen können. Sie hatten sich verpflichtet, keinen Separatfrieden ohne Russland zu schliessen. Überdies hatten sie sich durch die Casablanca-Formel der bedingungslosen Kapitulation einen schweren Bremsklotz angehängt. «Casablanca sammelte die Deutschen unter der Hakenkreuzfahne.» Die Formel der bedingungslosen Kapitulation stärkte die Position Hitlers. Sie führte zu einer Verlängerung des Krieges. Sie kostete vielen Tausenden von Engländern und Amerikanern das Leben. Speidel und Stülpnagel waren jedoch der Ansicht, dass Churchill und Präsident Roosevelt die Aussicht begrüßen würden, die Rote Armee aus Westeuropa fernzuhalten, vorausgesetzt, dass sie nicht mit Hitler oder mit den Nazis zu verhandeln brauchten.

Am 27. Mai erfolgte auf Rommels Ersuchen eine weitere wichtige Besprechung. In Speidels Haus in Freudenstadt. Anwesend waren: Speidel, den Rommel als seinen Vertreter bevollmächtigt hatte, Strölin und Baron von Neurath, der ehemalige Reichsaussenminister und Reichsprotector von Böhmen und Mähren. In Nürnberg wurde Neurath später zu einer Freiheitsstrafe von 15 Jahren verurteilt. Gewiss muss er es als eine Ironie des Schicksals empfunden haben, dass er sich selbst bereits der Gefahr einer weit schwereren Bestrafung durch Hitler ausgesetzt hatte. Es gab mir einen leichten Ruck, als Speidel beiläufig sagte: «Wir haben damals hier um diesen Tisch gesessen. Neurath sass auf dem Stuhl, auf dem Sie jetzt sitzen.»

Mit der deutschen Manie, alles schwarz auf weiss zu haben, hatte Strölin eine besondere Denkschrift aufgesetzt. «Diese Denkschrift», sagte er, «gab eine genaue Darstellung der gegenwärtigen Lage. Sie war als Richtlinie für Rommel gedacht.»

Ich konnte es einfach nicht fassen. «Wollen Sie wirklich ernsthaft behaupten», fragte ich, «dass Sie das alles zu Papier gebracht haben?» Strölin nickte. «Ja», sagte er. «Ich hatte einen Angestellten meines Büros gebeten, das Schriftstück abzuschreiben. Der Arme hatte eine furchtbare Angst. Er verbrannte nachher das Löschpapier. Ich glaube, auch Speidel trug dieses Schriftstück nicht gern mit sich herum. Aber er steckte seine Abschrift ein und ich fuhr mit meinem Exemplar nach Stuttgart zurück.» Genau so gut hätte man sich eine Handgranate mit abgerissener Zündschnur in die Tasche stecken können.

Auch Rommel nahm es mit den «Sicherheitsmassnahmen» nicht so genau. Im Kasino sprach er mit grösster Offenheit über den Krieg und über den Führer. Da er sich auf seine engeren Mitarbeiter verlassen konnte, hätte das nichts weiter ausgemacht, wenn nicht sein persönlicher Ordonnanzoffizier, Hauptmann Helmuth Lang, einen besonderen Übereifer entfaltet hätte. Lang führte das Kriegstagebuch, das in der Ichform geschrieben wurde, als habe es Rommel selbst verfasst. Er hielt es nun für seine Pflicht, nicht nur die Ereignisse des Tages aufzuzeichnen, sondern auch jede Bemerkung, die der Feldmarschall *en passant* zu machen beliebte. Und mit der Erfüllung dieser Pflicht nahm er es äusserst genau. Rommel amüsierte sich, als er auf folgende Eintragung stiess: «07.00 Frühstück (Omelette), 07.30 Beginn der Schlacht bei Caen.» Er lächelte auch, als er las: «Machte einen Spaziergang mit Hauptmann Lang und Feldmarschall von Kluge.» Oder: «Besprach militärische Lage mit Hauptmann Lang, der meinen Ansichten zustimmt.» Rommel war jedoch weit weniger amüsiert, als er beim flüchtigen Durchblättern des Kriegstagebuchs auf die Eintragung stiess: «Hitlers Befehle sind Unsinn, der Mann muss wahnsinnig sein.» Und dann: «Jeder Tag kostet unnötige Opfer an Menschenleben. Sofortiger Friedensschluss ist geboten.» Er sagte zu Hauptmann Lang: «Herr Du meine Güte, Mensch, Sie bringen mich ja noch an den Galgen!» Aldinger erhielt nun den Auftrag, sofort eine überarbeitete Fassung herzustellen. Später verbrannten er und Manfred das Original, das Aldinger allem Anschein nach unter seinen Akten aufzuheben beabsichtigte. Diese typisch deutsche Gewohnheit, al-

les aufzuzeichnen und sogar schwer belastende Schriftstücke aufzuheben, hat vielen der Verschwörer das Leben gekostet.

Bei der Besprechung am 27. Mai schilderte Generalleutnant Speidel zunächst die militärische Lage. Als er seine Ausführungen beendet hatte, erklärte von Neurath: «Mit Hitler wird das Ausland keine politischen Abmachungen treffen. Sie müssen Rommel sagen, dass er bereit sein muss, sich für die Rettung des Reiches zur Verfügung zu stellen.» Dieser Ansicht stimmten auch die anderen zu und mit dieser Botschaft kehrte General Speidel in den Gefechtsstand La Roche Guyon zurück.

Inzwischen war Rommel in seinem Willen zur Tat von einer anderen Seite bestärkt worden. Ernst Jünger, Verfasser des Buches «In Stahlgewittern», der sogar noch nach dem ersten Weltkrieg den Krieg als die edelste Beschäftigung des Mannes pries, hatte sich später in seinem allegorischen Roman «Auf den Marmorklippen» als einer der ersten gegen den Nationalsozialismus gewandt. Sein Buch war unterdrückt worden. Nun hatte Jünger geheim den Entwurf einer Friedensschrift vorbereitet, die ein auf christlicher Grundlage geeintes Europa forderte, Abschaffung der Grenzen und Rückkehr der Massen zu den Lehren des Christentums. Nur auf diesem Wege könnte die Gefahr des Bolschewismus gebannt werden. Diese Gedankengänge Jüngers machten einen nachhaltigen Eindruck auf Rommel. Er fand sie überzeugend und wollte, dass Jüngers Friedensschrift veröffentlicht werden sollte, sobald sich die Gelegenheit dazu ergab. Nun lag es an ihm, diese Gelegenheit zu schaffen.

Von Februar an befand sich Rommel wohl in der seltsamsten Lage, in der sich jemals ein General befunden hat. Man hatte ihn zum Verteidiger des Atlantikwalls auserkoren. Hitler hatte ihm den Kampfauftrag erteilt, die Invasion in einer Strandschlacht abzuwehren. Wieder erschien sein Name in grossen Propaganda-Artikeln der Goebbels-Presse: «Rommel immer vorne ... Rommel hält am Atlantik Wacht.» Und nicht nur das Ausland sah ihn in diesem Licht. Auch für das deutsche Heer war er der Verteidiger des Atlantikwalls. Rommel selbst aber war überzeugt, dass die Abwehr der Invasion unmöglich war. Insgeheim war er entschlossen, bei Gelingen der Invasion Eisenhower und Montgomery einen Waffenstillstand vorzu-

schlagen – falls er Hitler nicht vorher noch zur Vernunft bringen konnte.

Über diese Zwiespältigkeit seiner Lage führte er lange Gespräche mit Vizeadmiral Rüge. «Es ist Wahnsinn, den Krieg fortsetzen zu wollen», sagte er. «Jeder Tag kostet uns eine unserer Städte... und was kommt dabei heraus? Man ebnet nur dem Kommunismus den Weg, damit er dann um so leichter über Europa ziehen und den gemeinsamen Untergang aller Westmächte bewirken kann. Wenn wir die Atombombe haben, glaube ich, dass wir weiterkämpfen sollten. Dann könnte der Krieg noch zu unseren Gunsten entschieden werden. Wer die Atombombe zuerst hat, wird sie auch zuerst benutzen. Doch trotz aller Propagandareden bin ich persönlich der Ansicht, dass wir sie noch nicht haben. Daher sollten wir uns bemühen, Frieden zu schliessen.» Zugleich war er aber auch der Ansicht, dass es keinen Sinn habe, einen Friedensschluss ohne Beteiligung Hitlers anzubahnen, ehe nicht die feindliche Invasion geglückt war. «In Afrika», sagte er, «war ich mein eigener Herr. Die Truppe erwartete alle Entscheidungen von mir. Hier bin ich nichts als eine Art Stellvertreter des Führers.» Die Soldaten und auch die meisten jüngeren Offiziere, die unter dem Bann einer geschickten Propaganda standen und blind auf die neuen Wunderwaffen vertrauten, würden jeden als Verräter bezeichnet haben, der von Kapitulation zu sprechen wagte. Sie würden ihm den Gehorsam verweigert haben. So musste man versuchen, die Invasion abzuwehren und zur gleichen Zeit Vorbereitungen für eine Fühlungnahme mit den Alliierten treffen.

Mit erstaunlicher geistiger Beweglichkeit brachte Rommel es fertig, auf beiden Seilen zugleich zu balancieren. Als Soldat tat er alles, um das müde, verschlafene Heer im Westen aufzurütteln und die Truppen mit dem festen Willen zu beseelen, eine feindliche Landung zu verhindern. Tag und Nacht war er tätig, um die vernachlässigten Befestigungen des Atlantikwalls zu verbessern. Immer wieder betonte er in seinen Befehlen, der Atlantikwall sei bereits uneinnehmbar oder werde bald uneinnehmbar sein. So erhielten auch die alliierten Befehlshaber eine übertriebene Vorstellung von der Stärke der deutschen Küstenbefestigungen. Als die Landung erfolgreich

durchgeführt wurde, kämpfte Rommel zäh und verbissen, um die Landungstruppen wieder ins Meer zu werfen. Hätte er nur dieses eine Ziel vor Augen gehabt, hätte er uneingeschränkt an seine eigenen Worte über die Uneinnehmbarkeit des Atlantikwalls geglaubt, so hätte er nicht mehr tun können als er tatsächlich tat. Kein General hätte unter kühnerem Einsatz seines eigenen Lebens kämpfen können. So hielt er als Soldat dem Führer die Treue. So hielt er der Armee die Treue. Von seinem inneren Kampf war im Kampf gegen den Feind nichts zu spüren. Seine Befehle waren frei von jedem wankelmütigen Zaudern. Immer hatte er es gehasst, Truppen unnötig zu opfern. Nun warf er sie Welle um Welle in die Abwehrschlacht. Man kann sich vorstellen, wie ihm dabei zumute war «Ich habe früher niemals Menschen in den sicheren Tod geschickt», sagte er zu Rüge. Man mag seine Strategie und seine Taktik kritisieren. Niemand auf unserer Seite hat auch nur je den Gedanken geäußert, dass er pulver scheu mit seinen Kräften zurückhielt.

Zur gleichen Zeit hielt er sich genau an die Abmachung, die er mit Dr. Strölin im Februar getroffen hatte. Sein Lagebericht vom 12. Juni war eine deutliche Warnung an Hitler, dass die Lage «äusserst schwierig» sei und dass die alliierte Überlegenheit, vor allem in der Luft, nur wenig Hoffnung zulasse, einen Ausbruch aus den Landeköpfen zu verhindern. Er hatte Dr. Strölin versprochen, nochmals den Versuch zu machen, eine persönliche Aussprache mit Hitler herbeizuführen. Zu dieser Aussprache kam es am 17. Juni in Soissons. Als militärische Alternative zu einem Waffenstillstandsangebot schlug Rommel die Zurücknahme der Caen-Front hinter die Orne vor. Als dies abgelehnt wurde, erhob er gemeinsam mit Rundstedt die Forderung, den Krieg durch Fühlungnahme mit den Westmächten zu beenden. Am 15. Juli sandte er als KR-Blitzfern schreiben seine letzte Botschaft an Hitler. Ehe er eine Antwort erhielt und den endgültigen Schritt unternehmen konnte, sich an Eisenhower und Montgomery zu wenden, wurde er verwundet. Nur in diesem einen Punkt blieb das mit Dr. Strölin vereinbarte Aktionsprogramm unerfüllt.

Und wie die Dinge sich weiter entwickelten, wäre es besser gewesen, wenn Rommel seinen Wunden erlegen wäre. Die

meisten Menschen hätten diese Verletzungen wohl auch kaum überlebt. Aber Rommel erwies erneut seine ungewöhnliche Widerstandskraft und Vitalität. Baron Esebeck, der, seit er Rommel begleitete, zum ersten Mal am 17. Juli in seiner Unterkunft blieb, um eine Abhandlung über ihn auszuarbeiten, sah ihn etwa um den 23. Juli im Lazarett in Vesinet. Er sass auf seinem Bett. «Sie sind es ..begrüsste Rommel ihn. «Ith hatte schon Sorge, es wäre der Arzt. Ich darf nämlich nicht sitzen. Sicherlich denkt er, ich werde sterben», fügte er hinzu. «Aber ich denke gar nicht daran. Bitte, machen Sie eine Aufnahme von mir.» Und dann erhob er sich, zog seinen Waffenrock über den Schlafanzug und liess Esebeck eine Aufnahme machen, die seine unverletzte rechte Seite zeigte. «Jetzt können die Engländer wenigstens sehen, dass sie es doch noch nicht fertig gebracht haben, mich umzubringen.» Er unterhielt sich dann mit von Esebeck, sprach genau wie sonst und wiederholte, was er ihm bereits um den 12. Juni gesagt hatte, nachdem er Hitler seinen Lagebericht erstattet hatte: «Der Krieg ist verloren.» Mit besonderer Bitterkeit, fügte von Esebeck hinzu, sprach er über das völlige Versagen der Luftwaffe. Den Anschlag auf Hitler erwähnte er nicht.

Auch Speidel und Rüge besuchten Rommel einige Tage nach seiner Verwundung. Sie stellten dabei fest, dass es ihm bereits gelungen war, sich selbst zu rasieren! Ein unglückseliger Generalarzt, der Rommel ermahnte, sich ganz ruhig zu verhalten, wurde «angehaucht»: «Sagen Sie mir nicht, was ich tun soll oder nicht tun soll. Ich weiss am besten, was ich tun kann.» Rüge kam nun fast täglich, um Rommel vorzulesen. «Ich las mit ihm», erzählte mir Rüge, «Kellermanns Roman ‚Der Tunnel‘⁴. In diesem Budi wird der Bau eines Tunnels von Europa nach Amerika geschildert. Das Buch interessierte ihn. Es war genau das, was er gern hatte. Meist sprachen wir über die Zeit »nach dem Kriege⁴. Die Wirkung der Gezeiten an der bretonisdien Küste hatte starken Eindruck auf ihn gemacht. Er entwickelte den Plan eines Gezeitenkraftwerks. Die Arbeit an einem solchen Projekt würde ihn interessieren, sagte er. Wenn er von der Zeit nach dem Kriege sprach, dann waren es meist technische und praktische Dinge, die er zu tun wünschte.»

Mit Vizeadmiral Rüge sprach er frei und offen über den 20. Juli. «Man hat die Sache völlig falsch angepackt», sagte er. «Der Kerl ist der Teufel in Person. Aber warum versucht man einen Helden und Märtyrer aus ihm zu machen? Die Armee hätte ihn verhaften und dann vor ein Gericht stellen sollen. Ehe nicht das deutsche Volk die volle Wahrheit erfährt, wird die Hitlerlegende nicht auszurotten sein.»

«Ich war um Rommel besorgt», sagte Rüge. «Ich hoffte, man könnte ihn den Engländern in die Hände spielen. Wir waren gute Freunde. Doch ich konnte einfach den Mut nicht aufbringen, ihm einen solchen Vorschlag zu machen. Auf alle Fälle hatte er nur den einen Wunsch, so rasch wie nur irgend möglich wieder zu seiner Familie zu fahren.»

Am 8. August wurde Rommel auf seinen eigenen Befehl hin, dem die behandelnden Ärzte Prof. Dr. Esch, Chefarzt des Lazarettts le Vesinet bei St. Germain, und Dr. Scheuning, der Arzt der Heeresgruppe B, der schweren Verwundung wegen nur mit den grössten Bedenken Folge leisteten, nach Herrlingen transportiert. «Mein Mann», sagte Frau Rommel, «wollte auf keinen Fall bei einem feindlichen Durchbruch als Schwerverwundeter in die Hand des Feindes fallen.» Beide Ärzte begleiteten Rommel und übergaben dann die weitere Behandlung des Patienten den Professoren der Tübinger Universitätsklinik Dr. Albrecht und Dr. Stock. Prof. Albrecht war Spezialist für Gehirnchirurgie. Als er Rommels Verletzungen untersucht hatte, sagte er: «Nun werde ich meinen Studenten ein anderes Kolleg halten müssen. Mit solchen Verletzungen kann eigentlich niemand am Leben bleiben.» Er fügte dann noch hinzu, er hätte es lieber gesehen, wenn Rommel in seine eigene Klinik nach Tübingen gekommen wäre – «zu seinem eigenen Schutz».

Entgegen allen Erwartungen heilten die Wunden rasch. Sichtlich nahmen Rommels Kräfte von Tag zu Tag zu. Doch zum Befremden von Frau Rommel kümmerte sich niemand von den führenden Männern um ihn. Niemand erkundigte sich nach seinem Ergehen.

Sie ahnte nicht, dass Hitler bereits die Hand zum Würgegriff ausgestreckt hatte. Rommel wäre auf jeden Fall wegen seiner «defaitistischen» Äusserungen verdächtig gewesen. Aber nun

gab es eine Spur, die direkt zu Rommel führte. Am Abend des 20. Juli, als bereits feststand, dass der Anschlag missglückt und Hitler am Leben war, wurde General Karl Heinrich von Stülpnagel von Feldmarschall von Kluge in den Gefechtsstand in La Roche Guyon beordert. Von Kluge war zwar in die Verschwörung eingeweiht, aber nicht aktiv an ihr beteiligt. Wäre sie gelungen, so hätte er sich den Männern vom 20. Juli angeschlossen. Er würde dann als Oberbefehlshaber West bei den Alliierten um einen Waffenstillstand nachgesucht haben. Doch so, wie sich ihm die Lage nun am Abend des 20. Juli darstellte, war er der Ansicht, dass sich nichts mehr machen liesse. Etwa in diesem Sinn äusserte er sich zu Stülpnagel. Dann erfuhr er zu seinem Entsetzen, dass Stülpnagel vor seiner Abfahrt aus Paris Weisung erteilt hatte, die höheren SS- und Polizeiführer in Frankreich zu verhaften. Stülpnagel erwartete, Kluge werde den ursprünglichen Plan weiter verfolgen. Aber der Feldmarschall gab ihm sofort eindeutig zu verstehen, dass er nichts dergleichen zu tun beabsichtige. Nach einer überaus erregten Aussprache gab von Kluge dem Militärbefehlshaber die Weisung, unverzüglich nach Paris zurückzukehren und den SD freizulassen.

Der Höhere SS- und Polizeiführer Frankreichs, Generalmajor Oberg, war bereit, die ganze Angelegenheit zu verstudieren und anzugeben, es habe sich bei Stülpnagels Befehl nur um einen Übungsfall gehandelt. Am nächsten Tag wurde Stülpnagel jedoch fernmündlich von Keitel «zur Berichterstattung» nach Berlin gefordert. Stülpnagel fuhr in seinem Wagen los. Niemand weiss, wann er bei dieser langen Fahrt den Entschluss fasste, seinem Leben ein Ende zu machen. Vielleicht war es, als er sich Verdun näherte. In den blutigen Schlachten vor Verdun hatte er im Weltkrieg mit Auszeichnung gekämpft. Auf alle Fälle wählte er diese Gegend. Er gab dem Fahrer Befehl, den Wagen an die Böschung der Maas zu fahren und ihn dann allein zu lassen. Als er in den Fluss watete, zog er die Pistole und jagte sich eine Kugel durch den Kopf. Doch die Kugel hatte nur den Sehnerv getroffen. Der Fahrer hörte den Schuss. Er fand Stülpnagel im Wasser. Schleppte ihn ans Ufer. Dann fuhr er Stülpnagel, der ohne Bewusstsein war, in das Kriegslazarett Verdun. Eine Operation

wurde vorgenommen. Ein Auge wurde entfernt. Als er aus der Bewusstlosigkeit zu erwachen begann, rief er mehrfach den Namen «Rommel!» Nach Aussage von Oberst Wolfgang Müller hatte der behandelnde Arzt die Gestapo in Paris verständigt. Nach Generalleutnant Speidel stand bereits SS und Gestapo um sein Bett. Wahrscheinlich ist diese Divergenz in den Aussagen nur zeitlich bedingt. Die Gestapo hatte ihre Informationen entweder aus erster oder zweiter Hand. Mit Gestapogeleit setzte Stülpnagel die Fahrt nach Berlin fort. Dort wurde er gefoltert. Niemand weiss, was er bei diesen Folterverhören sagte und ob er überhaupt noch irgendeine Aussage machte. In seinem Delirium im Kriegslazarett Verdun hatte er bereits genug gesagt. Nachdem man ihn gefoltert hatte, wurde er zum Tode durch den Strang verurteilt und gehängt. Speidel sagt, er war ein tapferer und ehrenwerter Mann, «eine ritterliche Persönlichkeit». Schade, dass er mit seiner Pistole nicht besser zielte. Als Feldmarschall von Kluge am 18. August nach Berlin berufen wurde, beschloss er den gleichen Weg zu gehen. Er nahm Gift. Und das Gift wirkte.

In Herrlingen vergingen die Wochen ruhig. Nichts geschah. Von Zeit zu Zeit kam Professor Albrecht zur Visite. Er war mit dem Fortschritt seines Patienten zufrieden. Rommel konnte wieder aufstehen. Er konnte im Garten in der Sonne sitzen. Bald konnte er auch wieder Spaziergänge unternehmen. Während dieser Zeit, da seine Genesung begann, ereignete sich nur ein einziger seltsamer Zwischenfall. Mitte August, kurz nach der Ankunft Rommels in Herrlingen, machte sich einmal nachts eine Person am Stolleneingang zu schaffen, durch den man auch Zutritt zum Haus hatte. Als die verdächtige Person auf Anruf der Wache flüchtete, wurden einige Schüsse abgegeben. Man schenkte diesem Vorkommnis zunächst keine weitere Beachtung. Im Sommer 1944 waren viele seltsame Gestalten in Deutschland unterwegs: Deserteure, durchgebrannte Kriegsgefangene und Fremdarbeiter.

Am 6. September hatte Rommel einen anderen unerwarteten Besuch. Generalleutnant Speidel kam. Er berichtete, dass er am Tage zuvor ganz plötzlich seines Amtes als Generalstabschef der Heeresgruppe B enthoben worden sei. Morgen habe er sich beim Chef des Generalstabes des Heeres, General-

oberst Guderian, zu melden. «Er erzählte uns», berichtet Frau Rommel, «dass Keitel und Jodl meinen Mann als Defaitisten bezeichnet hätten und mein Mann sich vorsehen solle. Mit Rücksicht auf seinen Gesundheitszustand wollte Speidel nicht mehr sagen. Mein Mann dachte, dass nun der ‚Schuldige‘ für die militärischen Ereignisse im Westen gesucht werde. So erklärte er sich jetzt verschiedene Vorkommnisse wie die Berichte in der gesamten deutschen Presse über angeblichen Autounfall, obwohl es sich eindeutig um eine Verwundung durch Feindeinwirkung handelte; sehr späte Bekanntgabe dieses Geschehnisses durch Radio und Presse, obwohl bereits ausländische Sender wenige Tage nach der Verwundung darüber berichteten.»

General Speidel hatte nicht mehr Gelegenheit, sich in Berlin zu melden. Vielleicht hatte man sich in seinem Charakter geirrt und angenommen, er würde genau so wie Kluge, Beck, Stülpnagel und andere den leichteren Ausweg wählen. Um 6 Uhr früh wurde laut an die Tür seines Hauses in Freudenstadt geklopft. Draussen stand ein SS-Offizier mit einer bewaffneten Wache. Generalleutnant Speidel solle sofort mitkommen. So eilig hatte es die SS, dass sie nicht einmal das Haus durchsuchte. Frau Speidel hatte Zeit, ein Bild von Generaloberst Beck zu entfernen, das im Wohnzimmer einen Ehrenplatz einnahm (und auch heute noch einnimmt). Sie konnte auch einige Papiere verbergen. Ihr Mann wurde im Wagen nach Stuttgart gebracht. Von dort ging es mit dem Zuge, natürlich unter scharfer Bewachung nach Berlin. In das Hausgefängnis des Geheimen Staatspolizeiamtes in der Prinz-Albrecht-Strasse. Der Ordonnanzoffizier General Speidels rief noch am gleichen Tage in Herrlingen an und berichtete Rommel über die Verhaftung. Dienstlich wurde Rommel die Verhaftung seines Generalstabschefs nicht mitgeteilt, obwohl er nominell noch immer Oberbefehlshaber der Heeresgruppe B war. Rommel schrieb einen Protestbrief an Hitler, den er an Sepp Dietrich mit der Bitte sandte, ihn an den Führer weiterzuleiten. Der Brief wurde weitergeleitet. Hitler antwortete nicht.

Am gleichen Nachmittag riefen Freunde in Herrlingen bei Frau Rommel an und machten sie darauf aufmerksam, dass

sich zwei verdächtige Personen in unmittelbarer Nähe ihres Hauses zu schaffen machten. Als man auf sie zuing, hätten sie sich sofort in den Wald verzogen. Um 15 Uhr 50 stellte Aldinger fest, dass die beiden Männer, einer davon mit einer blauen Brille, sich direkt oberhalb des Garteneingangs des Rommelschen Hauses auf einer Waldhöhe niedergelassen hatten. Aldinger erfuhr ferner, dass sie ganz neue Pässe hatten, die sie als Ingenieure aus Regensburg auswiesen. Sie behaupteten, in der Rüstungsindustrie tätig zu sein und mit dieser in die Herrlinger Gegend evakuiert worden zu sein. Auch Rommels langjähriger Sekretär, Feldwebel Böttcher, wurde von dem Besitzer des Gasthauses «Zum Kreuz» auf die gleichen Personen aufmerksam gemacht, die ihren Wagen in der Nähe seines Gasthauses abgestellt hatten.

Am Abend erfuhr Dr. Strölin von Speidels Verhaftung. Dennoch wagte er es, von Stuttgart nach Herrlingen zu fahren. Er fand das Haus bewacht. Rommel war niedergedrückt, ja sogar leicht verstört. Er machte Strölin ein Zeichen, leise zu sprechen. Vielleicht habe man irgendein Abhörgerät ins Haus geschmuggelt, meinte er. Auf seinem Tisch lag eine Pistole. «Vor den Engländern und Amerikanern fürchte ich mich nicht», sagte Rommel, «höchstens vor den Russen ... und vor den Deutschen.» Dann zeigte er Strölin eine Kopie seines Schreibens an Hitler. Sie besprachen, ob es irgendeine Möglichkeit gab, Speidel zu helfen. Rommel sagte, er habe bereits beim OKH angerufen, aber keine befriedigende Aufklärung erhalten. Ja, man habe ihm nicht einmal Auskunft darüber gegeben, welche Gründe zur Verhaftung seines Generalstabschefs führten. An diesem Tage sah Strölin Rommel zum letztenmal. Bald darauf rief Frau Rommel bei ihm an und bat ihn, nicht mehr nach Herrlingen zu kommen. Sie fürchtete bereits die Gestapo.

Einige Tage später meldete sich ein anderer Besucher in Herrlingen: Herr Maier, Kreisleiter von Ulm. Er kam scheinbar als Freund. Er fragte Rommel, ob sein Hauspersonal auch zuverlässig sei. Der Leiter des SD Ulm habe ihm gesagt, der Feldmarschall glaube nicht mehr an den Endsieg. Er kritisiere die Führung. Selbst Manfred hatte das Gefühl, dass sein Vater viel zu offen zu Maier sprach. «Sieg», sagte er, «aber werfen

Sie doch nur einen Blick auf die Karte. Hier stehen die Engländer ... hier die Amerikaner – und hier die Russen. Wie kann man da noch von Sieg reden?» Als Herr Maier, Kreisleiter von Ulm, Hitler erwähnte, rief er: «Lassen Sie mich doch mit diesem Wahnsinnigen in Ruhe!» Herr Maier mahnte zur Vorsicht. «Aber, Herr Feldmarschall, das dürfen Sie doch nicht sagen ... Sie hetzen sich ja die Gestapo auf den Hals ... wenn sie nicht schon hinter Ihnen her ist.»

Ein italienischer Journalist veröffentlichte vor kurzem einen Artikel, in dem es heisst: Herr Maier ging nach Hause, schrieb einen dreissig Seiten langen Bericht über sein Gespräch mit Rommel. Am nächsten Tag fuhr er nach Berlin, um diesen Bericht eigenhändig Bormann zu übergeben. Frau Rommel und Manfred halten diese Darstellung für unwahrscheinlich. Maier, der aus Heidenheim stammte, war einige Zeit mit Manfred in einem französischen Kriegsgefangenenlager in Lindau. Er versicherte ihm, er habe niemals auch nur den leisesten Verdacht gehabt, dass man seinen Vater ermordet habe. Er starb später in einem amerikanischen Internierungslager. Herr Maier kann nicht mehr befragt werden. Doch die Geschichte des italienischen Journalisten kann durchaus stimmen. Die Benutzung von Lockvögeln war ein alter Nazitrick.

Ein Monat verging, ehe neue Ereignisse eintraten. Inzwischen war Rommels Gesundheit so fortgeschritten, dass er im Kraftwagen zu den Untersuchungen nach Tübingen fahren konnte. Für den 10. Oktober war wieder eine Fahrt nach Tübingen zu einer eingehenden Untersuchung vorgesehen. Am 7. Oktober kam ein Fernspruch aus dem Führerhauptquartier. Im Auftrag von Feldmarschall Keitel. Rommel sollte zu einer wichtigen Besprechung am 10. Oktober nach Berlin kommen. Ein Sonderzug werde ihn am 9. Oktober abends in Ulm abholen. Rommel setzte sich mit Professor Albrecht wegen Verschiebung der geplanten Konsultation in Verbindung. Professor Albrecht und Professor Stock rieten ihm dringendst von einer so grossen Reise ab. Im Auftrage Rommels versuchte Aldinger, eine Verbindung mit Feldmarschall Keitel herzustellen. Statt Keitel kam General Burgdorf an den Apparat, Chef des Heerespersonalamtes. «Mein Mann sprach selbst mit ihm», berichtet Frau Rommel. «Aldinger und ich waren dabei

im Zimmer anwesend. Er liess dem Feldmarschall mitteilen, dass nach Ansicht der Ärzte sein augenblicklicher Gesundheitszustand diese Reise noch nicht erlaube, fragte an, um was es sich bei dieser Besprechung handele und schlug vor, dass man ihm notfalls einen zuverlässigen Offizier schicken möge. Darauf sagte General Burgdorf, der Führer habe dem Generalfeldmarschall Keitel den Auftrag gegeben, mit meinem Mann über seine spätere Verwendung zu sprechen.» Nach allem, was zwischen ihm und dem Führer vorgefallen war, hatte Rommel nicht mehr mit einer neuen Verwendung gerechnet. Auf alle Fälle würde es noch einige Monate dauern, bis sein Gesundheitszustand eine neue Verwendung wieder zulassen würde. Aldinger hatte den Eindruck, dass Rommel von einer starken inneren Unruhe befallen war. Aber diesmal vertraute sich ihm Rommel ausnahmsweise nicht an. Auch zu seiner Frau sagte er nichts, obwohl sie schon seit der Verhaftung Speidels um ihn besorgt war. Manfred war am Vormittag zu seiner Heimatflakbatterie zurückgekehrt.

Fünf Tage vergingen. Berlin liess nichts mehr von sich hören. Am 11. Oktober kam Vizeadmiral Rüge zum Abendessen nach Herrlingen. Rommel und er sassen nach dem Essen noch viele Stunden beisammen. Bis tief nach Mitternacht. Rommel erzählte Rüge von der Aufforderung, nach Berlin zu kommen.

Er erzählte ihm, dass er mit Rücksicht auf seinen Gesundheitszustand abgelehnt habe. «Ich werde nicht nach Berlin fahren», sagte er dann, «ich würde dort niemals lebendig ankommen.» - «Zunächst erklärte ich ihm, das sei doch Unsinn, nichts als ein Hirngespinnst», erzählte mir Rüge. Aber Rommel fuhr fort: «Ich weiss, dass sie mich unterwegs umbringen und irgendeinen Unfall inszenieren würden.» Sicher hat ihn dieser Gedanke zwei Tage später bei seiner letzten Entscheidung geleitet.

Am 13. Oktober kam ein telefonischer Anruf vom Wehrkreiskommando V in Stuttgart. Rommel und Aldinger waren nicht im Haus. Eine Ordonnanz nahm den Anruf entgegen. Das Wehrkreiskommando teilte mit, am nächsten Tag um 12 Uhr werde General Burgdorf in Herrlingen zu einer Besprechung eintreffen. Er werde von General Maisel vom OKH begleitet sein. nach dem 20. Juli hatte General Maisel den Sonderauftrag, die Akten der Offiziere zu bearbeiten, die der

Teilnahme am Putsch verdächtig erschienen. Als man Rommel den angekündigten Besuch der beiden Generale mitteilte, sagte er kaum ein Wort. Zu Aldinger bemerkte er nur, die beiden Generale kämen sicher, um mit ihm über die Invasion oder eine neue Verwendung zu sprechen. Für den Rest des Tages blieb er ungewöhnlich schweigsam.

Am nächsten Morgen kam Manfred mit dem 6 Uhr-Zug auf Urlaub nach Herrlingen. Er fand seinen Vater bereits aufgestanden. Sie frühstückten zusammen. Dann machten sie einen Spaziergang. Rommel erzählte seinem Sohn von dem angekündigten Besuch. «Und warum kommen sie?», fragte Manfred. «Ist es wegen einer neuen Verwendung?» - «Das ist der Grund, den sie angeben», sagte Rommel. Manfred hatte den Eindruck, dass sein Vater bedrückt war. Aber er wollte sich nichts anmerken lassen. Er sprach mit Manfred über dessen eigene Angelegenheiten. Über Manfreds Zukunft. «Ich möchte, dass Du Doktor wirst... und nicht Soldat.» Um 11 Uhr waren sie wieder im Haus.

Punkt 12 Uhr erschienen General Burgdorf und General Maisel mit einem Ordonnanzoffizier, Major Ehrensperger. Sie kamen in einem kleinen grünen Wagen. Der Fahrer war ein SS-Mann. Die Generale begrüßten Rommel. Dann wurden Frau Rommel und Manfred vorgestellt. Kurz darauf bat Burgdorf, mit dem Feldmarschall allein sprechen zu dürfen. Frau Rommel ging in ihr Schlafzimmer im ersten Stock. Rommel führte Burgdorf in ein anderes Zimmer im Erdgeschoss. Maisel folgte. Während sie in das andere Zimmer gingen, rief Rommel Aldinger zu, er solle doch die Akten bereithalten. Er hatte Aldinger bereits vorher gebeten, alle Befehle und Lageberichte von der Normandie zu ordnen, denn er nahm an, dass man ihn über die Abwehrschlacht ausfragen werde. Aldingers Akten waren natürlich in bester Ordnung. Mit Major Ehrensperger wartete er draussen vor dem Hauseingang. Manfred ging nach oben, um für seinen Vater einige Kartenskizzen zu kolorieren. Nach etwa einer Stunde trat General Maisel vor die Tür. Ein oder zwei Minuten später kam Burgdorf. Rommel war ihnen nicht gefolgt. Er war nach oben zu seiner Frau gegangen.

«Es ist mir nicht möglich auszudrücken», berichtet Frau Rommel, «was in seinem Gesicht zu lesen war, als er zu mir ins Schlafzimmer kam. Auf meine Frage, ‚was ist denn los?‘, sagte er mir geistesabwesend: ‚Ich bin gekommen, um Dir Lebewohl zu sagen... In einer Viertelstunde bin ich tot... Sie verdächtigen mich der Teilnahme am Anschlag auf Hitler. Ich soll auf GoerdelersListe als Reichspräsident vorgesehen sein ... Ich habe Goerdeler in meinem ganzen Leben nie gesehen ... Stülpnagel, Speidel und Oberstleutnant von Hofacker sollen belastende Aussagen gemacht haben... Es ist der übliche Trick ... Ich habe ihnen gesagt: ich kann das nicht glauben. Es kann einfach nicht wahr sein ... Der Führer hat mich vor die Wahl gestellt, mich entweder vergiften zu lassen, oder vor das Volksgericht zu kommen. Sie haben das Gift mitgebracht. Sie sagen, dass es in drei Sekunden tödlich wirkt.» Frau Rommel bat ihren Mann, vor das Volksgericht zu gehen. Er sei doch niemals an einem Anschlag auf Hitlers Leben beteiligt gewesen. Er würde einem solchen Plan doch niemals zugestimmt haben. «Nein», sagte Rommel, «ich scheue mich nicht, vor ein Volksgericht gestellt zu werden. Ich kann alle meine Handlungen in voller Öffentlichkeit verantworten. Aber ich weiss, dass ich niemals nach Berlin kommen werde. Man wird mich vorher beseitigen.»

Als er gerade von seiner Frau Abschied nahm, kam Manfred unbekümmert ins Zimmer, um zu erfahren, was man mit seinem Vater vorhabe. Unten warteten die beiden Generale. Rommel nahm auch von Manfred Abschied. Dann ging er ins Nebenzimmer. Manfred folgte ihm. Rommel klingelte nach seiner Ordonnanz und liess Hauptmann Aldinger rufen. Erklärte auch Aldinger über das Gespräch mit Burgdorf und Maisel auf. Rommel war jetzt ganz ruhig. Völlig gefasst. Doch aus dem Schlafzimmer hörte Aldinger das Schluchzen Frau Rommels. Aldinger war nicht gesonnen, den Dingen einfach ihren Lauf zu lassen. «Ich sagte zu ihm, er müsse doch wenigstens den Versuch machen, zu entkommen. Warum sollten wir nicht versuchen, uns einen Weg nach draussen mit der Waffe zu bahnen? Wir sind schon in schlimmeren Situationen gewesen. Er erwiderte: ‚Nein, lieber Freund, es nützt nichts mehr. An Flucht ist nicht zu denken. Alle Strassen sind durch SS-

Wagen versperrt. Das Haus ist umstellt. Wir könnten uns nie zur Truppe durchschlagen. Ich kann nicht einmal meinen Gefechtsstand anrufen! Ich sagte, wir könnten doch wenigstens Burgdorf und Maisel über den Haufen schießen. ‚Nein‘, sagte er, ‚sie haben ihre Befehle. Und ich muss auch an meine Frau und an Manfred denken!‘ Dann erzählte er mir, man habe ihm zugesichert, der Familie werde nichts geschehen, falls er sich für den Gifftod entscheide. Seine Frau werde eine Pension erhalten. Man habe ihm ein Staatsbegräbnis zugesichert. Man werde ihn in Herrlingen beisetzen. Alle Einzelheiten der Beisetzung seien bereits ausgearbeitet. Man habe ihm alles genau geschildert. Wenn er aber vor das Volksgericht komme und verurteilt werde – und etwas anderes käme ja gar nicht in Frage –, dann würde natürlich alles ganz anders sein. ‚Ich habe mit meiner Frau gesprochen‘, sagte er. ‚Ich habe meinen Entschluss gefasst. Ich lasse mich nicht durch einen Mann wie Hitler hängen. Ich habe keinen Mord geplant. Ich habe nur versucht, meinem Vaterland zu dienen, wie ich es mein ganzes Leben tat. Ich habe jetzt keine andere Wahl. In einer halben Stunde wird man Sie aus Ulm anrufen. Man wird Ihnen mitteilen, dass ich einen Unfall hatte und tot bin.‘ Wenn der Feldmarschall einen Entschluss gefasst hatte, war es unmöglich, ihn davon abzubringen ...»

Einige der wenigen Überlebenden des 20. Juli sind der Ansicht, Rommel hätte darauf bestehen müssen, vor das Volksgericht zu kommen. Er hätte sich vor dem Volksgericht in einer grossen Anklagerede zum letzten Mal für das Wohl Deutschlands einsetzen müssen. Rommels Erscheinen auf der Anklagebank, so erklären sie, hätte das Vertrauen in das nationalsozialistische Regime endgültig erschüttert. Vielleicht hätte Rommel sich anders entschieden, wenn er mehr dem Typ eines Fanatikers entsprochen hätte, wenn er bereit gewesen wäre, Frau und Kind zu opfern, wenn seine Gesundheit besser gewesen wäre, wenn er die Gewissheit gehabt hätte, wirklich nach Berlin zu kommen, wenn er bereit gewesen wäre, sich als Verbrecher brandmarken zu lassen und am Strang zu enden, vielleicht ohne die Möglichkeit, auch nur ein Wort zu seiner Verteidigung zu sagen. Man wird endlos darüber debattieren können, ob Rommel sich für den richtigen Weg ent-

schied. Aber die Entscheidung, ein heroisches Ende zu wählen oder nicht, musste in einer Stunde getroffen werden.

Nachdem sich Rommel entschieden hatte, ging er mit Aldinger und Manfred nach unten. Die beiden Generale hatten sich inzwischen den Garten angesehen. Nun gingen sie zum Wagen. Rommel stieg als erster ein und nahm im Rücksitz Platz. Dann folgten Burgdorf und Maisel. Major Ehrensperger hatte sich bereits entfernt, um die nötigen Anordnungen zu treffen. Der Wagen setzte sich in Bewegung ...

*

Fünfundzwanzig Minuten später läutete das Telefon. Hauptmann Aldinger meldete sich. Am Apparat war Major Ehrensperger. Er sprach aus Ulm. «Aldinger», sagte er, «es ist etwas Furchtbares passiert. Der Feldmarschall bekam plötzlich im Wagen eine Gehirnblutung. Er ist tot.» Aldinger antwortete nicht. «Haben Sie verstanden, was ich gesagt habe», fragte Ehrensperger. «Ja», sagte Aldinger. «Ich habe Sie verstanden.»

- «Wollen Sie dann bitte Frau Rommel ausrichten, dass ich sofort zu ihr kommen werde.» Langsam ging Aldinger nach oben. Zu Rommels Witwe. Er brauchte ihr nichts zu sagen. Eine halbe Stunde später hörte man einen Wagen Vorfahren. Aldinger ging zur Haustür. Draussen stand Ehrensperger. «Ich möchte mit Frau Rommel sprechen», sagte er. Aldinger teilte ihm mit, dass Frau Rommel nicht zu sprechen sei. Ehrensperger bestand nicht auf seinem Wunsch. Schweigend fuhren Aldinger und er nach Ulm. In das Reservelazarett Wagnerschule. Man führte Aldinger in einen kleinen Raum, in dem Rommel aufgebahrt lag. «Ich wäre gern für einen Augenblick allein im Raum gewesen», sagte mir Aldinger. «Aber Ehrensperger ging nicht fort.»

Als mir Aldinger diese Geschichte erzählte, standen Tränen in seinen Augen. Dreissig Jahre war er mit Rommel befreundet gewesen. Er hatte immer zu Rommel aufgeschaut. Nur schwer konnte man sich vorstellen, dass dieser in seinem ganzen Wesen so korrekte, fast schon pedantische Mann, der genau so gut sein ganzes Leben in irgendeiner Amtsstube hätte zubringen können, an so vielen grossen Schlachten im ersten und zweiten Weltkrieg teilgenommen hatte. Etwas abseits

vom Tisch sass Aldingers junge, hübsche Frau über einer Näharbeit. Die Tränen rannen ihr über das Gesicht... In diesem Hause wird man Rommel nicht vergessen.

Während Aldinger fort war, kam der Kommandant von Ulm, Oberst Kuzmany, nach Herrlingen. Er wurde von Frau Rommel empfangen. Der Oberst war tief erschüttert, obwohl er von den wahren Geschehnissen nichts ahnte. Er berichtete, dass die Generale Burgdorf und Maisel unmittelbar nach der Einlieferung Rommels in das Lazarett zu ihm ins Wehrkreis-kommando gekommen seien, um dem Führerhauptquartier und dem OKW den plötzlichen Tod des Feldmarschalls bekanntzugeben. Sofort sei ein Staatsbegräbnis angeordnet worden.

Gegen Abend fuhren Aldinger, Frau Rommel und Manfred nach Ulm. Der leitende Arzt teilte ihnen mit, dass der Feldmarschall um 13 Uhr 25 von den beiden Generalen tot in das Lazarett eingeliefert worden sei. Auf Ersuchen der Generale habe er dem Feldmarschall zwecks Wiederbelebung eine Herzspritze gegeben. «Sie blieb erfolglos», sagte der Arzt mit unterdrückter Stimme. Aldinger hatte den Eindruck, dass er noch mehr sagen wollte, es aber nicht wagte. Er fügte indessen noch hinzu, auf Weisung von oben werde keine Autopsie erfolgen.

«Als ich am Totenbett stand», berichtet Frau Rommel, «fiel mir der Ausdruck ungeheurer Veraditung auf, der sich in den Zügen meines Mannes ausdrückte, ein Ausdruck, den wir im Leben nie bei ihm gekannt hatten.» Auch seine Totenmaske zeigt diesen Ausdruck.

Am nächsten Tag, am Abend des 15. Oktober, holte Frau Rommel ihre Schwägerin, die man aus Stuttgart gerufen hatte, von der Bahn ab. Auf der Fahrt zum Bahnhof wurde vorher noch bei der Kommandantur in Ulm haltgemacht, wo Aldinger eine kurze Besprechung hatte. «Während mein Sohn und ich im Wagen warteten», sagt Frau Rommel, «kam plötzlich General Maisel an den Wagen und brachte es fertig, uns sein Beileid auszusprechen. Ich habe seine ausgestreckte Hand übersehen.» Aldinger erzählte mir dazu, in der Kommandantur habe ihn Maisel gefragt, wo Frau Rommel sei und wie sie den Tod ihres Mannes aufgenommen habe. «Das können Sie sich doch vorstellen», erwiderte Aldinger kurz. «Sie ist übri-

gens draussen im Wagen.» Als Rommels Schwester den Leichnam ihres Bruders sah, fiel ihr wie Frau Rommel am Tage zuvor – der verachtungsvolle Ausdruck in den Zügen des Toten auf. Noch hatte man ihr nicht gesagt, unter welchen Umständen Rommel gestorben war.

Rommels Leichnam wurde nach Herrlingen gebracht. Man bahrte ihn unter einer Hakenkreuzfahne im gleichen Zimmer auf, in dem die Unterredung mit den beiden Generalen stattgefunden hatte. Auf Weisung der Kommandantur in Ulm hielten zwei Offiziere die Ehrenwache.

General Burgdorf und General Maisel kehrten nach Berlin zurück. Nach ihrer Abfahrt entdeckte Aldinger, dass Rommels Mütze und Marschallstab fehlten. Er rief sofort General Burgdorf an und bestand auf Rückgabe. Man solle auch alle Papiere zurücksenden, die man dem Toten abgenommen habe. Mütze und Marschallstab wurden zurückgeschickt. Aldinger wusste, dass Rommel eine Abschrift des Fernschreibens an Hitler vom 15. Juli in seiner Brusttasche gehabt hatte. Diese Abschrift wurde nicht zurückgeschickt. Burgdorf fiel in den letzten Kampf Tagen in Berlin. Maisel ist noch am Leben. Er lebt in der amerikanischen Zone. Vor einer Frankfurter Spruchkammer bekundete er vor zwei Jahren: einige Hundert Meter vom Hause Rommels entfernt, habe man den Wagen auf der Strasse nach Blaubeuren halten lassen. General Burgdorf gab ihm und dem Fahrer Befehl zum Aussteigen, da er mit Rommel allein zu sein wünsche. «Etwa fünf Minuten später sahen wir, dass General Burgdorf den Wagen verlassen hatte. Er ging neben dem Wagen auf der Strasse auf und ab. Nach weiteren fünf Minuten winkte er uns. Als wir näher kamen, sahen wir den Feldmarschall leblos an den Rücksitz angelehnt.» Der SS-Fahrer Dose sagte aus, Rommel sei zusammengesunken und röchelte. Er war so gut wie bewusstlos, offensichtlich in den letzten Zügen. Bei der SS verstand man sich auf diese Dinge. Dose richtete Rommel auf. Die Mütze war zu Boden gefallen. Er setzte sie Rommel wieder auf. Maisel erzählte der Spruchkammer ferner, er habe es einfach nicht glauben wollen, dass Rommel, ein besonderer Günstling Hitlers, irgendetwas mit dem Anschlag auf Hitlers Leben zu tun haben könnte. Aber als Burgdorf von zwei Schreibmaschinenseiten

Aussagen vorlas, die Rommel belasteten, da habe er aus Rommels Reaktion den Eindruck gewonnen, dass die belastenden Aussagen absolut korrekt waren. Wie weit Maisels Bekundungen «korrekt» waren, wurde von der Spruchkammer nicht weiter überprüft. Frau Rommel hatte es abgelehnt, als Zeugin in Frankfurt zu erscheinen, da sie keinerlei Neigung verspürte, General Maisel noch einmal zu sehen. Nicht einmal auf der Anklagebank. Der Fall wurde zwecks weiterer Beweiserhebung vertagt. Im Sommer 1949 wurde General Maisel auf Grund des Entnazifizierungsgesetzes (Anordnung Nr. 38) in die Gruppe II der Schuldigen eingestuft. Er wurde zu einer Freiheitsstrafe von zwei Jahren verurteilt. Da er bereits während der Untersuchung seines Falles über zwei Jahre in Haft gewesen war, wurde ihm die Untersuchungshaft angerechnet. Burgdorf wurde mir als «Trunkenbold» geschildert, als «ein übler Schlachtergeselle, der immer ordinäre Reden führte und den man niemals zum General hätte machen dürfen.» Von Maisel sagte mir ein General, der ihn näher kannte: «Wenn es irgendeine unsaubere Sache gab, die sich im Geheimen abspielte, dann konnte man Gift darauf nehmen, dass Maisel seine Hände im Spiele hatte.»

General Johann Cramer vom Afrika-Korps erklärte: «Ich wollte, ich könnte den Maisel mal richtig unter die Finger kriegen!»

Mit der amtlichen Verlautbarung über den Tod des Feldmarschalls setzte eine Flut von Beileidstelegrammen und Briefen ein. Am 17. Oktober sandte Hitler ein konventionell-dürres Telegramm:

«Zum Tode Ihres Gatten spreche ich Ihnen mein tiefstes Beileid aus. Der Name des Feldmarschalls wird für alle Zeiten mit dem Heldenkampf des Afrika-Korps verbunden bleiben.» Weder die Normandie noch Rommels Verwundung wurden erwähnt.

Auch Dr. Goebbels und Frau Goebbels brachten ihr tiefstes Beileid zum Ausdruck. Joachim von Ribbentrop erklärte, mit grosser Erschütterung habe er erfahren, dass Rommel «an den Folgen der schweren Verletzung gestorben ist, die er in Frankreich erlitten hat.» Er versicherte Frau Rommel, dass die Erfolge ihres Mannes «untrennbar mit der Geschichte die-

ser grossen Zeit verbunden sind.» Kesselring schrieb später: «Es gab Zeiten, da ich nicht immer mit ihm übereinstimmte, genau so wie auch er mich nicht immer verstand ... Dennoch freute ich mich, als ihm ein wichtiges Kommando im Westen übertragen wurde. Ich wusste, dass seine Erfahrung im Kampf gegen Engländer und Amerikaner von grösstem Wert sein würde... Seine Energie, seine anfeuernde Persönlichkeit und sein sicherer Instinkt hätten gewiss manches von dem verhindert, was zu verhindern war.» General Gastone Gambarra, einer der besten italienischen Generale, schrieb, dass er «stets im Herzen und in den Gedanken derer fortleben wird, die wie ich die Ehre hatten, ihn gefasst und furchtlos auf dem Schlachtfeld zu sehen.» Generalfeldmarschall Model, Kluges Nachfolger als Oberbefehlshaber West, erliess einen Tagesbefehl, in dem er Rommel als «einen der grössten deutschen Feldherrn» bezeichnete. «Er hatte eine blitzschnelle Entscheidungskraft ... Er war ein Soldat von grösster Tapferkeit und beispiellosem Wagemut. Immer vorne, feuerte er durch sein eigenes Vorbild die Truppe zu immer neuen Heldentaten an.»

Aber unter den Beileidsbezeugungen fehlten ein oder zwei Namen. Weder damals noch später liessen Keitel oder Jodl von sich hören. Hitlers Adjutant Heinridi Borgmann unterliess es, seinen Kondolenzbrief mit dem üblichen «Heil Hitler» zu schliessen. Einige Tage später trat er von seinem Posten ab.

Himmlers Beileidsbezeugung erfolgte in unüblicher Form. Auch der Inhalt war unüblich. Drei Tage nach dem Tode Rommels sandte er Ministerialdirektor Dr. Berndt nach Herrlingen, um eine persönliche Botschaft zu übermitteln. Es war übrigens der gleiche Dr. Berndt, den wir schon in einem früheren Kapitel erwähnten, als er vom Propagandaministerium zum Afrika-Korps kam. Seine Botschaft besagte, Himmler sei über alles informiert. «Der Reichsführer SS ist nicht beteiligt. Er ist aufs Tiefste erschüttert.» Dr. Berndt stand jetzt bei der Waffen-SS. Er war ins Reichspropagandaministerium zurückgekehrt und von Goebbels herausgeworfen worden, weil er Rommels Äusserung wiederholt hatte, dass der Krieg verloren sei. Dr. Berndt versah die Botschaft Himmlers noch mit einem kleinen eigenen Schnörkel. Auch Hitler sei unschuldig. Alles sei das Werk von Keitel und Jodl. Später schrieb er

einen seltsam ekstatischen Brief von der Front. Bei Rommels Tod, so schrieb er, habe sich ein «höherer Wille» geltend gemacht, aber Hitler sei unschuldig. Bald darauf fiel Dr. Berndt. Sicher glaubte er, was er sagte, denn er gehörte zu denen, die nie in ihrem Glauben an Hitler wankend wurden. Aber wenn Himmler tatsächlich nicht beteiligt war, dann wusste er zumindest, dass Keitel und Jodl es niemals gewagt hätten, Rommel ohne Befehl Hitlers aus dem Wege zu räumen. Überdies kam es wohl kaum vor, dass führende Persönlichkeiten beseitigt wurden, ohne dass man Himmler vorher konsultiert hätte. Vielleicht wird sich nie mit völliger Sicherheit feststellen lassen, wer für die Beseitigung Rommels die Verantwortung trägt. Selbst in Nazideutschland, wo alles mit «System» gemacht wurde, hat man Befehle zur Ermordung von Leuten im Range eines Feldmarschalls wohl kaum zu Papier gebracht. Doch bei Rommels Familie und bei seinen Freunden herrscht kein Zweifel darüber, wer das entscheidende Wort gesprochen hat.

Der Staatsakt fand am 18. Oktober statt. Alles war mit grösster Sorgfalt vorbereitet worden. Wie die Gangster von Chikago hatten auch die Nazis immer einen Sinn für Leichenfeiern. Auch sie sparten nicht am Bahrtuch und am Trauerflor. Vier Bretter und zwei Brettlein genügten ihnen nicht. Sie verstanden sich aufs Schaugepränge. Hitler hatte Nationaltrauer angeordnet. Mit allen militärischen Ehren wurde Rommel zur letzten Ruhe geleitet. Alle Truppen aus der Nachbarschaft waren aufgeboten. Feierlich wurde der Sarg, über den eine gewaltige Hakenkreuzfahne gebreitet war, aus dem Trauerhause getragen. Eine Ehrenkompanie mit Stahlhelmen und weissen Handschuhen präsentierte. Dann wurde der Sarg ins Ulmer Rathaus gebracht. Hier wurde er im grossen Festsaal aufgebahrt. Die Fassade des Rathauses war mit Fahnen und Bannern verhängt. Innen hatte man die Säulen mit goldenen Adlern geschmückt. Mit Fahnen und Lorbeer. Auf der Bahre ruhten der Marsdiallstab Rommels, sein Helm und sein Schwert. Auf einem Samtkissen glitzerten die Orden, die er sich in zwei Kriegen erworben hatte. Vier Offiziere mit dem Ärmelstreifen des Afrika-Korps hielten die Ehrenwache. Als die Stunde für den Staatsakt näherrückte, wurden sie

durch vier Generale des Heeres ersetzt. Auf dem Platz vor dem Rathaus standen zwei Ehrenkompanien des Heeres und eine Kompanie der Luftwaffe. Man hatte mit grösster Feinfühligkeit an alles gedacht und neben diesen drei Kompanien noch eine Kompanie der Waffen-SS aufgestellt. Ein Musikkorps spielte. Tausende von Menschen drängten sich auf dem Platz. Unter ihnen viele Jungens und Mädels. Rommel war immer ihr Held gewesen. Und dann erschienen die hohen Würdenträger. Hohe Offiziere aller drei Waffengattungen. Führende Männer der Partei und des Staates. Vertreter der mit Deutschland verbündeten Regierungen. Zuletzt erschien Generalfeldmarschall von Rundstedt, rangältester Offizier des deutschen Heeres. Als er mit Rommels Familie den Saal betrat, ertönte der Trauermarsch aus der Götterdämmerung. Dann verlas Feldmarschall von Rundstedt die Trauerrede im Namen des Führers, der «uns als Oberster Befehlshaber an diese Stätte berufen hat, um Abschied zu nehmen von seinem auf dem Felde der Ehre gebliebenen Generalfeldmarschall.»

Rundstedt, der merklich gealtert war, schilderte, wie Rommel durch Feindeinwirkung in der Normandie verwundet worden war. «Ein unbarmherziges Schicksal», fuhr er fort, «riss ihn in dem Augenblick von uns, da die Kämpfe ihren Höhepunkt erreichten.» Und dann rühmte er Rommels Verdienste in zwei grossen Kriegen. Ausführlich schilderte er die Feldzüge in Afrika. Er sprach von der Achtung, die der Verstorbene auch bei seinen Feinden genoss. Weniger ausführlich wurde die Normandie behandelt. Rundstedt begnügte sich mit dem Satz, dass er unermüdlich tätig war, um eine Abwehr der Invasion vorzubereiten und dass er sich, als der Kampf begann, ohne Schonung seiner Person einsetzte. Zu den höchsten Höhen der Beredsamkeit und der Ironie verstieg sich der Feldmarschall oder der anonyme Verfasser der Leichenrede, als er erklärte: «Dieser unermüdliche Kämpfer für Führer und Reich war beseelt vom Geiste des Nationalsozialismus.» Dieser Geist, sagte Rundstedt, habe ihm seine Kraft verliehen und sei die Triebfeder seines Handelns gewesen. Rundstedt schloss mit den wahrhaft unsterblichen Worten: «Sein Herz gehörte dem Führer».

«Im Namen des Führers» legte er dann einen prachtvollen Kranz zu Rommels Füßen nieder, während die Musik «Ich hatt' einen Kameraden» spielte. Es gibt wohl kaum einen ergreifenderen soldatischen Abschiedsgruss als dieses Lied. Hitler hatte immer einen Sinn für das Sentimentale.

Vor dem Rathaus wurde der Sarg auf eine Lafette gehoben. Einer der grossen Heerestransportwagen zog die Lafette mit dem Sarg zum Krematorium. Bei Feuerbestattung konnte es später keine Exhumierung mehr geben. Auf dem Transportwagen, der die Lafette zog, sassen junge Soldaten. Kerzengerade. Die Hände gekreuzt. Wieder präsentierten die Ehrenkompanien. Das Musikkorps spielte. In strammer Haltung standen Generale und Parteiführer. Wieder Ansprachen. Das Samtkissen mit Rommels Auszeichnungen wurde dem Trauerzug vorangetragen - unmittelbar hinter dem Kranz des Führers.

Die Kriegsmarine wurde durch Vizeadmiral Rüge vertreten, der im Sonderzug aus Berlin gekommen war. Er wusste nicht, was sich ereignet hatte. Aber Rundstedts Verhalten im Rathaus und der Umstand, dass Rundstedt an der anschliessenden Feuerbestattung nicht teilnahm, erweckten seinen Verdacht. Unter den Trauergästen befanden sich auch Frau Speidel, Dr. Strölin, von Neurath. Ihre Teilnahme am Staatsakt zeugte von Mut. Frau Speidel konnte kaum damit rechnen, ihren Mann noch einmal lebend zu sehen. Nur selten öffneten sich die Tore des Gestapo-Kellers in der Prinz-Albrechtstrasse. Sie und ihre Kinder befanden sich in Lebensgefahr. Strölin hatte sofort die Wahrheit geahnt, als ihm Frau Rommel abends am 14. Oktober den Tod ihres Mannes mitteilte. Seitdem hatte er jeden Tag auf das dumpfe Klopfen an der Tür gewartet, das die Speidels frühmorgens aus dem Schlaf gerüttelt hatte. War es nicht Speidel gewesen, der Rommel auf diesen Weg geführt hatte? Auch von Neurath war schwer belastet. Sicher war auch Gestapo beim Staatsakt anwesend. Ja, da standen die Gestapoleute - diskret und unschuldig im Hintergrund. Natürlich nicht in Uniform. Aber sie hielten ihre Augen offen. Kein Wunder, dass sich Frau Speidel scheute, den Gruss Dr. Strölins zu erwidern.

Doch Verhaftungen passten nicht in den Rahmen des Staatsakts. Der Regisseur hatte beschlossen, dass sich der Vorhang in würdevoller Trauer über den letzten Akt der Tragödie senken müsse. Seine Regieanweisung lautete: «Dem verstorbenen Generalfeldmarschall alle Ehre.»

Am nächsten Tag wurde Rommels Asche nach Herrlingen gebracht, in dieses still verträumte Dorf im engen Tal zwischen bewaldeten Hügeln, das er so geliebt hatte. Er liebte die schmucken weissen Häuser mit ihren roten Ziegeldächern und den Blumenkästen vor jedem Fenster. Mitten durch das Dorf fliesst ein Bach mit klarem, perlendem Wasser. Am schönsten ist Herrlingen im Frühling, wenn die Gärten in Blüte stehen, oder im Herbst, wenn sich die Blätter goldbraun verfärbt haben. Mitten im Dorf steht die alte Kirche mit ihrem spitzen und verwitterten Schieferdach, das fast wie das Dach einer Scheune aussieht. Auf dem viereckigen Turm ruht eine blassgrüne Kuppel. Der erste König von Württemberg hat schon diese alte, schöne Kirche, in der sich Grabmäler aus dem 14. Jahrhundert befinden, Anno 1816 restaurieren lassen. Rings um die Kirche kuscheln sich kleine, freundliche Häuser. Der Kirchhof neigt sich terrassenförmig zur Strasse. Wohl ist die Kirche katholisch. Aber auf dem Friedhof ruhen einträchtig Katholiken und Protestanten nebeneinander. Im Frühjahr sind die Gräber ein Meer von Stiefmütterchen und leuchtendem Goldlack. Vor vielen Grabsteinen stehen kleine hölzerne Kreuze, Nachbildungen der Kreuze, wie man sie auf den Soldatenfriedhöfen sieht. Man hat sie zum Gedächtnis an die jungen Männer von Herrlingen errichtet, die irgendwo fern an der Front gefallen sind. In Afrika, bei Cassino, bei Riga, bei Bjelgorod oder noch häufiger einfach «im Osten». Um den Friedhof zieht sich eine weisse Mauer, vor die man Ziersträucher gepflanzt hat.. und hier, in einem Winkel der Mauer liegt das Stückchen Erde, das für Rommel bestimmt war. Von hier aus sieht man nur die Kirche, die Wipfel der Bäume auf der anderen Seite der Strasse und zur Linken die Wiesenhänge eines Hügels, der so steil ist wie der Monte Matajur. Auf diesem friedlichen Fleckchen Erde wurden in Gegenwart seiner Familie und seiner Freunde die sterblichen Überreste Erwin Rommels beigesetzt.

Auf diesem Friedhof staud ich mit Frau Rommel. Es ist nicht leicht, eine Frau, die am Grabe ihres ermordeten Mannes steht, nach ihren Gefühlen zu fragen. Doch ich kannte Frau Rommel nun gut genug. «Waren Sie nicht versucht», fragte ich, «in aller Öffentlichkeit beim Staatsakt die Mörder anzuklagen?» – «Ja, es war schwer, es nicht zu tun», sagte sie. «Als Feldmarschall von Rundstedt im Rathaus sprach, wollte ich aufschreien: Das ist ja alles Lüge, Lüge, was hier gespielt wird. Aber was für einen Sinn hätte es schon gehabt? Irgendwie hätten sie dann doch alles vertuscht oder sie hätten den Namen meines Mannes öffentlich in den Kot gezerrt. Mein Mann war tot... und idi musste nun an Manfred denken. Um mich war ich nicht mehr besorgt. Nur um Manfred. Was haben sie nicht selbst mit entfernten Angehörigen der Männer getan, die nach dem 20. Juli hingerichtet wurden. Sie hätten auch Manfred getötet. Sie wussten, dass ich schweigen musste. Sie rechneten damit. Alles war vorbedacht. Nein, ich konnte nicht aufschreien. Mein Mann handelte, wie er beschlossen hatte. Nachdem er von uns gegangen war, durfte ich seinen Beschluss nicht ändern.»

So verlief alles plangemäss. Nur ein überkritischer Zuschauer hätte sich fragen können: Ja, warum stockte Feldmarschall von Rundstedt so oft beim Ablesen seiner Rede, als hätte er den Text erst vor einigen Minuten erhalten? Warum machte er nicht einmal den Versuch, ein paar persönliche Worte an Frau Rommel zu richten? Warum sah er Strölin und Neurath so seltsam an, als er an ihnen vorüberging? «Er wusste oder ahnte, was geschehen war», sagte mir Strölin, «und ihm war die Rolle zuwider, die er nun spielen musste.» Auch der Text seiner Rede muss ihn angewidert haben. Rundstedt war ein Soldat und ein Ehrenmann. Seit langem schon verachtete er Hitler und die Partei. Auch ein Soldat ganz anderen Schlages hatte bei diesem Staatsakt seine Zweifel. Ein SS-Offizier aus Strölin's Bekanntenkreis fragte: «Sagen Sie, was war eigentlich bei diesem Staatsakt los? Irgendwie hatte ich das Gefühl, da stimmt was nicht!»

Doch dieses «da stimmt was nicht» war keineswegs die allgemeine Stimmung. Ausserhalb des inneren Ringes der Partei und des Oberkommandos glaubte man allgemein, dass Rom-

mel seinen Verletzungen erlegen sei. Trotz der schweren eigenen Sorgen wurde Rommel von den breiten Massen der Bevölkerung ehrlich betrauert. Ich fragte Hauptmann Hartmann aus Heidenheim, ob er irgendwie Verdacht geschöpft hätte. «Anfangs überhaupt nicht», sagte er. «Doch ein paar Tage nach dem Staatsakt ging ich mit einem Freund spazieren. Plötzlich fragte er mich, ob ich irgendetwas wüsste? Alles sei so sonderbar gewesen. Ich dachte darüber nach. Ich hatte Rommel noch auf dem Totenbett gesehen. Er sah so friedlich aus. Man sah keine Spuren von Gewaltanwendung. Keine Schusswunden. Nichts dergleichen. Doch ich war drei Wochen vor seinem Tod einen ganzen Tag mit ihm in Herrlingen zusammen gewesen. Er war fast völlig von seiner Verwundung genesen. Audi geistig wirkte er völlig frisch. Wir spradien über den ersten Krieg. Er konnte sich an alle Namen erinnern. An jedes Datum. Er schien nicht mehr mit seiner weiteren Verwendung zu rechnen, da Göring und das OKH gegen ihn waren. Er war auch überzeugt, dass der Krieg verloren war. Doch mit keinem Wort deutete er an, dass er um seine eigene Sicherheit besorgt war.» Hartmann fragte sich auch weiterhin, ob die Sache mit Rommels Tod wirklich ganz geheuer war. Doch erst im April 1945 erfuhr er von Frau Rommel den wirklichen Sachverhalt.

Inzwischen ging das Leben in dem einsamen Haus auf der Anhöhe weiter. Frau Rommel trug ihr Schicksal so tapfer, wie es eben ging. Noch eine Änderung erfolgte im Haushalt. Seit längerer Zeit half ihr ein alter Soldat bei Arbeiten im Hause. Er war schwer kriegsversehrt. Ein Fuss war ihm fast ganz abgesdiossen worden. Durch einen Granatsplitter hatte er eine schwere Brustverletzung erlitten. Zu seinen Pflichten gehörte es hin und wieder audi, das Telefon zu bedienen. Am 13. Oktober hatte er die Meldung entgegengenommen, dass General Burgdorf und General Maisel kommen würden. Kurze Zeit nach dem Staatsakt wurde Frau Rommel angewiesen, ihn wieder zu seinem Regiment zurückzuschicken. Sie protestierte und erklärte, dass er ja kaum laufen könne. Es half nichts. Man schickte ihn wieder an die Front. In die Nähe von Prag. Frau Rommel rief nun einen einflussreichen Freund im OKH an. Es gelang ihr, den Soldaten zurück-

zubekommen. Doch kaum war er wieder in Herrlingen, kam eine neue Weisung, dass er sich wieder bei seiner Truppe melden müsse. Kurze Zeit später traf die Meldung ein, er sei an der Front gefallen. Vielleicht hing es wirklich mit dem Mangel an Wehrkräften zusammen. Vielleicht auch damit, dass Frau Rommel ja nur noch die Witwe eines Feldmarschalls war und als solche nicht mehr Anspruch auf einen Burschen erheben konnte. Doch Frau Rommel findet es noch heute höchst seltsam, dass man «höheren Orts» ein so auffälliges Interesse an einem einfachen kriegsversehrten Soldaten bekundete.

Sonst aber liess man Frau Rommel in Ruhe. Die beiden SS-Männer, die sie eines Abends in ihrem Garten entdeckte, mögen keine dunklen Absichten verfolgt haben. Jedenfalls entfernten sie sich, als Frau Rommel sie fragte, was sie denn im Garten zu suchen hätten. «Ich hatte keine Angst», sagte mir Frau Rommel, «obwohl ich darauf gefasst war, dass man mich eines Tages holen würde, vor allem als der Krieg zu Ende ging und man so viele Leute umbrachte, die zu viel wussten. Doch ich war in ständiger Sorge um Manfred. Wie leicht hätte man erklären können, er sei im Einsatz gefallen.»

Manfred legte seine Hand auf ihre Schulter. «Ich war um Dich besorgt und um mich», sagte er. «Auch ich wusste zu viel, sie hätten leicht annehmen können, ich sei noch zu jung, um dicht zu halten. Der Kommandeur des Bataillons, zu dem man mich von meiner Flakbatterie versetzt hatte, war ein eifriger Nazi. Ich hatte immer das Gefühl, dass er ein Auge auf mich hatte. Vielleicht war das nur Einbildung. Jedenfalls fasste ich im April den Entschluss, mich gefangennehmen zu lassen, sobald die Amerikaner in Ulm waren. Denn dann wusste ich ja, dass meine Mutter in Sicherheit war.»

Er hatte Glück, dass er dabei nicht ums Leben kam. Als er sich zu den Franzosen bei Riedlingen an der Donau durchschlagen wollte, lief er einer SS-Streife in die Arme. Die SS führte damals einen ihrer letzten Aufträge durch. Sie hatte die Ehre, die Pflicht und gewiss auch das Vergnügen, alle Wehrmachtsangehörigen aufzugreifen, die sich ohne stichhaltigen Grund abseits der Front herumtrieben und sie dann ohne viel Federlesen am nächsten Baum aufzuknüpfen. Un-

sere Truppen müssen sich über die vielen uniformierten Leichen gewundert haben, die im Schwarzwald und sonstwo von den Bäumen herunterbaumelten. Diese aufgehängten Soldaten waren eines der letzten Wahrzeichen der Nazi-Herrschaft. Manfred wurde angehalten und verhört. Doch er hatte sich bereits eine Ausrede ausgedacht. Vor wenigen Minuten, sagte er, sei er um ein Haar den Franzosen in die Hände gefallen, aber er habe noch eben entschlüpfen können. Nun müsse er eiligst zu seinem Kompanieführer zurück. Er müsse ihm melden, dass das Dorf da drüben von Franzosen besetzt sei. Die SS liess ihn laufen. Bald darauf gelang Manfred der Sprung in die Gefangenschaft. Er wurde gut behandelt. Als General de Tassigny hörte, dass er der Sohn von Feldmarschall Rommel sei, liess er ihn als Dolmetscher beschäftigen und bemühte sich, ihm Nachricht über seine Mutter zu beschaffen.

Aldinger, der mindestens so viel wusste wie jeder andere, wurde seltsamerweise in Ruhe gelassen. Aber auch er machte noch vor der Kapitulation einige bange Stunden durch. Dr. Strölin entging ebenfalls der Verhaftung. Bisweilen schlief auch der Nachrichtendienst der Gestapo. Die Spuren führten nicht direkt zu Strölin. Vielleicht hielt man es auch wegen seiner Popularität in Stuttgart und wegen seines Ansehens im Ausland für ratsam, ihn ungeschoren zu lassen. Vielleicht hatte auch sein Freund, der ehemalige Polizeipräsident, seine Hände im Spiel. Für Strölin selbst wird es immer ein Rätsel bleiben, dass er mit dem Leben davonkam.

General Speidels Rettung war fast schon ein Wunder, soweit etwas ein Wunder sein kann, was man selbst durch scharfe Intelligenz und eiserne Selbstbeherrschung bewirkt. Seine Rettung zeigt, wie stark die Waffen des Philosophen im Kampf gegen Macht, Willkür und brutale Instinkte sind. Als ihn die Gestapo in der Prinz Albrechtstrasse verhörte, war sie von seiner Schuld überzeugt. Sicher hatte sein Name auf Goerdeler's Liste gestanden. Wir wissen, dass Goerdeler unter der Folter mürrisch wurde. Er gab viele Namen preis. Wie kam es also, dass Speidel nicht auf der Stelle gehängt wurde? «Ich glaube», sagte er, «es lag daran, weil ich völlig ruhig blieb und ohne jede Gefühlsaufwallung nach den Methoden der Logik mit ihnen verhandelte. Ich suggerierte ihnen, dass es

mir ja gar nicht um mein eigenes Schicksal ging, sondern nur um die Logik der Tatsachen. Es war ein heikler Augenblick, als man mich Oberstleutnant von Hofacker vom Stabe General Stülpnagels gegenüberstellte. Ich hatte gehört, dass man ihn durch Drogen oder Folter zum Reden gebracht hatte. Doch es gelang mir, seinen Blick für eine Sekunde aufzufangen. Er riss sich zusammen. Er sagte, man müsse seine Aussage ungenau protokolliert haben.»

General Speidel überlebte zwei Hauptvernehmungen in der Prinz Albrechtstrasse und eine Reihe kleinerer Verhöre. Auch nicht einen Augenblick stand er «Gewehr bei Fuss». Er war immer auf dem Qui vive. Unmöglich kann er die Gestapo von seiner Unschuld überzeugt haben. Aber er war ihnen geistig so überlegen, dass nun zumindest gewisse Zweifel an seiner Schuld bei ihnen aufstiegen. Ja, durch die Logik seiner Beweisführung liess er ihre eigenen Argumente absurd erscheinen. So rettete er sein Leben. Wenigstens für den Augenblick. Fast wäre es ihm sogar geglückt, die Gestapo davon zu überzeugen, «es sei völlig ausgeschlossen, dass Rommel auch nur das Geringste mit den Vorgängen vom 20. Juli zu tun hatte.» Es war ein Exerzitium in Dialektik, das er der Gestapo vorführte. Völlig leidenschaftslos. Anscheinend frei von jeder Angstpsychose. Doch er konnte Rommel nicht retten. Der Feldmarschall hatte Hitlers Hass und Groll entfacht. Wie es den Anschein hat, wollte Hitler Rommels Tod weniger, weil er ihn für einen Verräter hielt, sondern weil er es ihm nicht verzeihen konnte, dass Rommel mit seiner Beurteilung der Lage in Afrika und in der Normandie recht behalten hatte und dass er selbst, Keitel und Jodl unrecht hatten. Aus diesem Grunde hatte er Rommel zu hassen begonnen. Sein Hass kannte nur eine einzige Ausdrucksform. Speidel jedoch hatte Hitlers Hass nicht auf sich gezogen. Vielleicht war Hitler auch der Ansicht, die Hinrichtung von Rommels Generalstabschef würde Verdacht erregen. Man würde dann vielleicht die Komödie des mit allen Schikanen vorbereiteten Staatsakts durchschauen, den er inszeniert hatte, um den Mord an Rommel zu tarnen.

So machte General Speidel oder vielmehr der Philosoph Dr. Speidel der Nazijustiz einen Strich durch die Rechnung. Natürlich wurde er nicht freigelassen. So leicht gab die Ge-

stapo ihre Opfer nicht frei. Gewiss hoffte sie immer noch, dass eines Tages unwiderlegbare Beweise gegen Speidel auftauchen würden. In den letzten Kriegswochen befand sich Speidel mit anderen «verdächtigen Personen» in Urna am Bodensee.

Die Bewachungsmannschaft stand unter dem Befehl eines SS-Offiziers. Speidel hatte kaum einen Zweifel, dass der Offizier Befehl hatte, sie nicht lebend in die Hände der Alliierten fallen zu lassen. Nun war es nicht mehr der Philosoph Dr. Speidel, sondern der Generalstäbler, der einen Ausweg finden musste. Der Kommandant des Gefängnisses war den Häftlingen wohlgesinnt. Mit seinem stillschweigenden Einverständnis fälschte Speidel ein Telegramm, das vorgab, direkt von Himmler zu kommen. In diesem Telegramm wurde der SS-Offizier angewiesen, die Gefangenen an einen sicheren Ort zu bringen. Er solle Himmlers Hauptquartier zwecks Entgegennahme weiterer Instruktionen anrufen. Das Telefon im Gefängnis war ausser Betrieb. So musste der SS-Offizier versuchen, draussen irgendwo eine Verbindung zu bekommen. Während er fort war, liess der Kommandant Speidel und über zwanzig andere Gefangene entkommen. Sie fanden Unterschlupf bei einem katholischen Priester. Ehe man sie in ihrem Versteck aufstöbern konnte, war das Gebiet von alliierten Truppen besetzt.

Und so endet die Geschichte Rommels. Doch ehe ich sie völlig abschliesse, muss ich noch einige Wochen zurückgreifen. Ich muss noch über ein Ereignis berichten, das mir als das seltsamste Kapitel in dieser seltsamen Geschichte erscheint. Anfang März 1945, als Hitlers Welt bereits krachend einstürzte, erhielt Frau Rommel einen Brief vom Generalbaurat für Gestaltung der deutschen Kriegerfriedhöfe. Der Brief war datiert vom 7. März 1945. Er lautete:

«Der Führer hat mir die Erstellung des Ehrenmals für Ihren verstorbenen Herrn Gemahl, Generalfeldmarschall Erwin Rommel, übertragen und auf seinen Wunsch habe ich mehrere Bildhauer aufgefordert, mit mir gemeinsam Entwürfe für dieses Ehrenmal zu schaffen. Da nun gegenwärtig das Ehrenmal wegen seiner Grösse nicht aufgebaut und auch nicht transportiert werden kann, so wird es nur als Modell ausgeführt werden.

Ich habe es für richtig gehalten, den Heldenmut und die Grösse des Generalfeldmarschalls durch die Gestalt eines Löwen darzustellen. Professor Thorak hat die Gestalt eines sterbenden Löwen modelliert, während Professor Breker einen brüllenden Löwen und Bildhauer Löhner einen Löwen in Kampfstellung gewählt haben. Die letztere Form habe ich für das Relief auf der Grabplatte gewählt... Es kann aber auch, wenn Sie es wünschen, die Gestalt des sterbenden Löwen auf der Grabplatte angebracht werden ...

Diese Grabtafel kann sofort ausgeführt werden, da ich mir hierfür von Reichsminister Speer die besondere Erlaubnis erwirkt habe, da gegenwärtig im Allgemeinen Grabdenkmale in Stein auch für Soldaten und sogar Ritterkreuzträger nicht erlaubt sind. Ich habe mir aber für besondere Fälle die Erlaubnis zur Ausführung und Aufstellung geben lassen

Frau Rommel hat diesen Brief nie beantwortet.

ANHANG*)

DIE AUFZEICHNUNGEN ROMMELS

Als dieses Buch gedruckt war und bereits gebunden werden sollte, hörte ich von Manfred Rommel, dass es ihm gelungen war, Aufzeichnungen seines Vaters wiederzuerlangen. Sie waren wegen der darin geübten scharfen Kritik an Hitler und dem deutschen Oberkommando noch vor dem Tode des Feldmarschalls versteckt worden, damit sie nicht in die Hände der Gestapo fallen sollten. Ich flog am nächsten Tag nach Deutschland und konnte in Herrlingen eine grosse Zahl von Tagebüchern, Schlachtberichten und militärischen Aufzeichnungen durcharbeiten. Rommel hatte sie in den gelegentlichen Ruhepausen des Krieges, während seines Aufenthaltes auf dem Semmering 1942 und in der Zeit zwischen der Aufgabe seines Kommandos in Tunis und der Übernahme des Befehls über die Heeresgruppe B, niedergeschrieben oder diktiert. Die Auszüge, die ich hier dank dem Entgegenkommen der Familie Rommel und den in elfter Stunde unternommenen Anstrengungen meines Verlegers wiedergeben kann, stellen nur einen sehr kleinen Teil dessen dar, was ich durchsah und einen noch kleineren Teil der gesamten Aufzeichnungen Rommels. Abgesehen von ihrem sachlichen Wert zeigen sie, dass Rommel die Gabe unmittelbaren, klaren und kraftvollen Ausdrucks besass, eine Gabe, die gut mit seinem Charakter als Befehlshaber übereinstimmt. Ganz offensichtlich sind diese Aufzeichnungen von grosser Bedeutung für alle, die sich mit dem nordafrikanischen Feldzug beschäftigen, und es ist zu hoffen, dass sie bald veröffentlicht werden. Ich würde mich sehr freuen, wenn die auszugsweise Veröffentlichung im Rahmen meines Buches dazu beitragen könnte, die Aufmerksamkeit auf diese Aufzeichnungen zu lenken. D. Y.

*) Das in diesem Anhang enthaltene Material wird durch das Register nicht erfasst

DIE REGELN DES WÜSTENKRIEGES

Aus der Einleitung zu einer Darstellung des Krieges in Afrika.

Eine meiner ersten Erkenntnisse im motorisierten Kriege war, dass hier die Schnelligkeit der Operation und die Reaktionsgeschwindigkeit der Führung ein entscheidender Faktor ist. Die Truppe muss in grösster Eile in vollendetem Zusammenhang operieren können. Man darf sich hier mit keiner Norm zufrieden geben, sondern muss immer wieder Höchstleistungen verlangen und anstreben, denn derjenige, der sich mehr anstrengt, ist schneller und der schnellere gewinnt die Schlacht. Führer und Unterführer müssen deshalb immer wieder in diesem Sinne erzieherisch auf die Truppe einwirken.

Meiner Meinung nach beschränken sich die Aufgaben eines Befehlshabers nicht nur auf seine Tätigkeit im Stabe. Er muss sich vielmehr auch um Details in der Führung kümmern, sich oft in der Kampflinie bewegen und das aus folgenden Gesichtspunkten heraus:

- a) Die richtige Ausführung der Pläne des Befehlshabers und seiner Mitarbeiter ist von grösster Wichtigkeit. Man unterliegt einem Irrtum, wenn man annimmt, dass jeder Kommandeur alles aus der Lage herausholt, was herauszuholen ist. Die Masse unterliegt vielmehr bald einem gewissen Ruhebedürfnis. Es wird dann einfach gemeldet, es ginge aus den oder jenen Gründen nicht, wie sich alles sehr leicht formulieren lässt. Solche Leute müssen die Autorität des Befehlshabers spüren und durch den letzteren aus ihrer Apathie gerissen werden. Der Befehlshaber muss der Motor des Kampfes sein. Dauernd muss man mit seiner Kontrolle rechnen.
- b) Der Befehlshaber muss fortlaufend trachten, neueste taktische Erkenntnisse und Erfahrungen in der Truppe bekanntzumachen und durchzusetzen, dass nach diesen gehandelt wird. Er muss dafür sorgen, dass seine Untergebenen modernsten Anforderungen entsprechend geschult werden. Die beste Truppenfürsorge ist eine hervorragende Ausbildung, denn sie erspart unnötige Opfer.
- c) Auch für den Befehlshaber selbst ist der Eindrud der Front und die genaue Kenntnis um die Sorgen der Unterführer äusserst vorteilhaft. Nur so kann er seine Ansichten laufend modernisieren und sie den gegebenen Verhältnissen anpassen, während er unweigerlich in der Theorie und der Verehrung eigener Ansichten erstarren wird, wenn er die Schlacht führt, als ob er Schach spiele. Denn die besten Ergebnisse erzielt der Truppenführer, dessen Ideen sich frei aus der gegebenen

Umwelt entwickeln, ohne durch irgendeine Schematik bereits in bestimmte Bahnen gelenkt zu werden.

- d) Der Befehlshaber muss Kontakt mit der Truppe haben. Er muss mit ihr fühlen und denken können. Der Soldat muss Vertrauen zu ihm haben. Hierbei mache man sich eines zum Grundsatz: Man heuchle niemals den Soldaten gegenüber Gefühle, die man nicht hat. Die Landser haben einen verblüffend guten Sinn für alles Echte und Unechte.

ALLIIERTE LUFTHERRSCHAFT

Bemerkungen nach, der Schlacht von Alam el Haifa, als die wachsende Luftüberlegenheit der Alliierten zu einer Drohung für die Achsentruppen wurde.

Der Gegner wird den Abnützungskampf aus der Luft führen. Seine Bomben werden vor allem gegen die deckungslos in der offenen Wüste stehenden motorisierten Verbände wirken, deren Fahrzeuge, Kanonen und Panzer auf dem Marsch, in der Bereitstellung zum Angriff sowie im Angriff selbst ein hervorragendes Ziel für Bomben und Tieffliegerangriffe darstellen. Der Gegner wird in der Lage sein, im Laufe einiger Zeit unsere Verbände derartig zusammenzuschlagen, dass sie praktisch nicht mehr einsatzfähig sind, ohne die Kraft seiner Truppen dabei gross verschwendet zu haben.

Rein führungsmässig aber werden ihm folgende Vorteile zur Verfügung stehen:

- a) Durch seine völlige Luftherrschaft hat nur er lückenlose Aufklärungsergebnisse.
- b) Er kann viel freier und gewagter operieren, da er im Notfall jederzeit die Möglichkeit hat, durch seine Luftwaffe Anmarsch, Bereitstellung, überhaupt jede Operation des Gegners zu zer schlagen oder so lange zu verzögern, bis er wirkungsvolle Gegenmassnahmen getroffen hat.
- c) Ganz allgemein kommt die Verlangsamung der gegnerischen Operation der Schnelligkeit der eigenen zugute. Da Schnelligkeit einer der wichtigsten Faktoren im motorisierten Kriege ist, kann man sich die Auswirkung vorstellen.

Ausserdem ist derjenige, der die Luftherrschaft besitzt, in der Lage, die gegnerischen Nachschubkolonnen derart zu dezimieren, dass dadurch bald grosse Mangelerscheinungen eintreten. Er kann durch ständige Überwachung der Frontstrassen den Nachschubverkehr des Gegners bei Tage überhaupt verhindern und diesen zwingen, nur noch bei Nacht zu fahren, was den Ausfall von unersetzlicher Zeit mit sich bringt.

Für uns ergaben sich daher entscheidende Konsequenzen. Grundlegend wäre es notwendig gewesen, durch Einsatz stärkerer Fliegerkräfte das Gleichgewicht in der Luft oder zum mindesten einen dem Gleichgewicht ähnlichen Zustand herzustellen.

Derjenige, der selbst mit modernen Mitteln gegen einen in der Luft völlig überlegenen Gegner ankämpfen muss, kämpft wie ein Buschnegger gegen moderne europäische Truppen, mit denselben Chancen und unter den gleichen Bedingungen.

Wir mussten nunmehr versuchen, die Verteidigung gegen den zu erwartenden britischen Angriff in einer Form durchzuführen, in der die britische Luftüberlegenheit so wenig wie möglich ins Gewicht fallen wird. Denn die erste und ernsteste Gefahr drohte jetzt von der Luft her. Demzufolge konnten wir uns nicht mehr in der Abwehrschlacht auf den beweglichen Einsatz unserer motorisierten Verbände stützen, da diese, wie erwähnt, viel zu luftempfindlich waren. Wir mussten vielmehr versuchen, dem Gegner in Erdstellungen zu widerstehen, die in ihrem Ausbau modernsten Anforderungen entsprechen mussten.

Wie bereits erwähnt, mussten wir uns damit abfinden, dass künftig der Gegner in der Lage sein wird, durch starke Angriffe seiner Luftwaffe bei Tage und bei Beleuchtung durch Magnesiumschirme bei Nacht unsere Operationen nach Belieben zu verzögern. Denn es kann von keinem Menschen verlangt werden, während eines feindlichen Luftangriffes im Fahrzeug zu bleiben und weiterzufahren. Unseren Erfahrungen im 6-Tagerennen gemäss war daher jeder Zeitplan überflüssig geworden. Die Stellungen mussten also derartig stark gemacht werden, dass sie durch die örtlich eingesetzten Verbände ohne Unterstützung durch operative Reserven längere Zeit selbständig gehalten werden können, bis Verstärkungen trotz Verzögerung durch britische Luftangriffe angekommen sind.

Die Tatsache der britischen Luftüberlegenheit warf alle unsere bisher mit so grossem Erfolg angewandten taktischen Regeln über den Haufen. Eine Ideallösung gab es nicht, um ohne starke eigene Fliegerkräfte die gegnerische Luftüberlegenheit auszugleichen. Die Stärke der anglo-amerikanischen Luftwaffe war in allen kommenden Kämpfen der entscheidende Faktor.

DIE SCHLACHTEN VON 1942

Rommels Darstellung über die Kämpfe im Frühjahr und Sommer 42 ist zu umfangreich, um sie hier ungekürzt als zusammenhängenden Bericht wiedergeben zu können. Ich habe daher diejenigen Stellen ausgewählt,

die sein militärisches Denken, sein Verhältnis zum deutschen Oberkommando, seine Beurteilung des Gegners und seine von Hitler verworfenen Pläne, mit denen er die Katastrophe in Nordafrika abwenden wollte, beleuchtet. Diese Stellen werden hier nicht in kurzer Zusammenfassung, sondern mit Rommels eigenen Worten wiedergegeben. Gelegentliche Einschaltungen sind durch Klammern bezeichnet. Es ist zu sehen, dass die Ansichten, die ich Rommel im Buche selbst zuschrieb, durch seine eigenen Aufzeichnungen bestätigt werden.

Die britischen Positionen in der Marmarica

Der britische Grundplan zur Verteidigung der Marmarica war von dem Bestreben gekennzeichnet, dem Angreifer eine Form der Kriegsführung aufzuzwingen, die der britischen Führung besser lag als das Manövrieren in der offenen Wüstenschlacht. Die technische Ausführung dieses Planes war hervorragend. Die Briten sind allerdings von falschen Voraussetzungen aus an die Lösung des Problems herangegangen. Bei allen Stellungen mit offener Südflanke in der nordafrikanischen Wüste musste ein starres Verteidigungsprinzip zur Katastrophe führen. Die Defensivschlacht konnte erfolgreich hier nur offensiv geschlagen werden. Selbstverständlich konnten auch befestigte Stellungen von ausserordentlichem Wert sein, wenn sie dem Gegner bestimmte Operationen verwehrten. Ihre Besetzung durfte aber auf keinem Fall auf Kosten der zur beweglichen Abwehr bestimmten Truppe erfolgen.

Unter all diesen Gesichtspunkten ist der folgende Plan zu verstehen, den meine Mitarbeiter und ich ausgearbeitet hatten. Diese Konzeption muss als die Lösung angesehen werden, die im besten Falle möglich war. Das Schicksal meiner Armee war in keiner Weise mit dem Gelingen gerade dieses Planes verkettet, sondern ich rechnete meinen Prinzipien entsprechend von vornherein mit dem Fall, dass nicht alles nach Wunsch verläuft. Aber auch so konnte die Situation für die Eröffnung der Schlacht nach menschlicher Voraussicht keineswegs ungünstig sein. Auf unsere taktisch hervorragend geschulte und an Improvisationen gewohnte Truppe vertrauend sahen wir der Schlacht voller Optimismus entgegen.

Der Angriffsplan der Panzerarmee

Der Auftakt der Offensive sollte durch einen Frontalangriff der in der Gazalstellung befindlichen italienischen Infanteriedivisionen auf die 50. britische Division und auf die Südafrikaner gegeben werden. Starke Artillerieverbände waren hier zur Unterstützung des

Angriffs bestimmt. Am Tage und in der Nacht sollten Panzerbereitlegungen hinter dem Abschnitt des dortigen Angriffstreifens vorge-tauscht werden. Zu diesem Zweck sollten dort Panzer und Fahrzeuge im Kreise herumfahren.

Im Nord- und Mittelteil der Gazalastellung sollte die britische Führung unseren Hauptstoss erwarten. Wir wollten erreichen, dass die britischen Panzerverbände in diesem Abschnitt hinter den Infanteriestellungen aufschliessen. Ein deutsch-italienischer Frontalvorstoss gegen die Gazalafrent musste auch der britischen Führung als nicht allzu abwegig erscheinen, denn es lag durchaus im Bereich des Möglichen, dass wir einen solchen dem riskanten Rechtshakea um Bir Hacheim vorziehen. Falls wir die britische Führung nicht veranlassen konnten, dort die gesamten Panzerverbände aufzustellen, hofften wir immerhin auf die Entsendung eines Teils der Panzerbrigaden in diesen Raum und damit auf eine Zersplitterung der britischen Offensivkräfte.

Bei Tageslicht sollten noch alle Bewegungen der motorisierten Truppen in Richtung auf die Angriffsstelle der italienischen Infanterie erfolgen. Nach Einbruch der Dunkelheit sollte die Mot. Gruppe in ihren Bereitstellungsraum rollen. Sie bestand aus dem DAK mit der 15. und 21. Panzerdivision, dem XX. italienischen mot. Korps mit Trieste und Ariete und der 90. leichten Division, der die drei Aufklärungsabteilungen beigegeben waren. Für 22 Uhr war der Beginn des Vormarsches im umfassenden Vorstoss um Bir Hacheim angesetzt. Von hier aus sollte das DAK und das XX. italienische mot. Korps mit der Panzerdivision Ariete und der mot. Division Trieste über Acroma an die Küste stossen, um die englischen Divisionen in der Gazalastellung sowie die dort versammelten britischen Panzer-einheiten von ihren Verbindungslinien abzuschneiden und zu vernichten.

Der 90. leichten Division wurde befohlen, zusammen mit den drei Aufklärungsabteilungen in den Raum el Adern Bel Hammed zu stossen und dort das Ausweichen der Besatzung Tobruks sowie das Heranführen von Verstärkungen in den Raum Acroma zu verhindern. Auch sollten die Briten von ihren umfangreichen Versorgungslagern getrennt werden, die sie im Raume östlich Tobruk angelegt hatten. Um an dieser Stelle den Anmarsch massierter Panzer-einheiten vorzutauschen, war die 90. leichte Division mit mehreren Staubwirblern ausgerüstet. (Auf Lastwagen montierte Flugzeugmotoren mit Luftschaube, die durch starke Staubentwicklung das Herannahen eines Panzerverbandes vortauschen sollten.) Wir wollten veranlassen, dass die dort befindlichen britischen Kräfte nicht

in die Schlacht von Acroma eingreifen, solange unsere Panzerverbände dort die Entscheidung suchen.

Im Anschluss an die Vernichtung der Briten in der Marmarica war die rasche Eroberung der Festung Tobruk geplant. Meine Operationsfreiheit war vom Duce bis zur ägyptischen Grenze beschränkt.

Noch vor Offensivbeginn sollte Malta durch italienische und deutsche Fallschirm- und Landungsverbände genommen werden, aber unbegreiflicherweise liessen unsere vorgesetzten Stellen dieses Vorhaben fallen. Meine Bitte, den Stab der Panzerarmee mit dieser schönen Aufgabe zu betrauen, war leider schon im Frühjahr abgelehnt worden. So setzten wir in Anbetracht des ständigen Anwachsens der britischen Kraft den Angriffstag auf den 26. Mai 1942 fest.

Das Ringen um die Initiative

(Kämpfe um die Gazalastellung vom 26. Mai bis zum 15. Juni 1942).

Während dieser drei Wochen tobte die Abnützungsschlacht in der westlichen Wüste in ihrer härtesten Form. Die Schlacht begann für uns sehr ungünstig, doch konnten wir im hin und her wogenden Kampf teils im Angriff mit begrenztem Ziel, teils in der Abwehr trotz aller Tapferkeit des Gegners die Briten nacheinander zusammenschlagen.

Der Weltöffentlichkeit kam dieser Sieg meiner deutsch-italienischen Truppen in Anbetracht der britischen Überlegenheit völlig unerwartet. Die Massnahmen meines Gegners, des Generalleutnants Ritchie, unterlagen harter Kritik. War tatsächlich der Fehler des britischen Führers Ursache für die Niederlage?

Mir fiel nach der Schlacht ein Artikel des britischen Militärkritikers Liddell Hart in die Hände, der die Mängel der britischen Führung während des afrikanischen Feldzuges aus den starken Bindungen der britischen Generale an den Infanteriekrieg ableitete. Den gleichen Eindruck hatte auch ich. Die britische Führung hatte aus der Niederlage 1941/42 nicht die Konsequenzen gezogen, die sich eigentlich ergeben hätten.

Die Voreingenommenheit Neuerungen gegenüber ist eine typische Erscheinung, die einem Offizierkorps anhaftet, das in einem bewährten System aufgewachsen ist. Die preussische Armee unterlag aus diesem Grunde Napoleon. Eine gleiche Meinung zeigte sich während des Krieges in deutschen sowie britischen Offizierskreisen, die wegen komplizierten Theorien die Fähigkeit verloren, sich der Realität anzupassen. Man hatte dort ein militärisches Dogma bis ins geringste Detail durchkonstruiert und hielt dies für die Spitze aller

militärischen Weisheit. Nach ihrer Meinung ist nur der nach ihren genormten Denkgesetzen gedachte militärische Gedanke akzeptabel. Alles ausser der Regel Liegende halten sie für Hazardspiel, wird es ein Erfolg, dann durch Glück und Zufall. Diese Einstellung schafft Vorurteile, deren Folgen unabsehbar sind. Denndem technischen Fortschritt sind auch die militärischen Gesetze unterworfen. Was 1914 galt, gilt heute nur noch dort, wo der Grossteil der Verbände auf beiden Seiten oder zum mindesten beim angegriffenen Gegner aus nichtmotorisierter Infanterie besteht. Hier spielt die Panzertruppe noch die Rolle der Kavallerie, der es bestimmt ist, die Infanterie zu überholen und abzuschneiden. In einer Schlacht, die auf beiden Seiten von vollmotorisierten Gegnern getragen wird, gelten andere Gesetze. Ich habe dies eingangs angedeutet.

So wertvoll auf dem Gebiet der soldatischen Ethik die Anknüpfung an Traditionen ist, so sehr ist eine solche in der militärischen Führung abzulehnen, denn es bleibt in unseren Tagen nicht nur den militärischen Führern überlassen, neue Methoden zu ersinnen und damit andere wertlos zu machen, sondern die Möglichkeiten der Kriegsführung werden laufend vom technischen Fortschritt verändert. So ist auch vom modernen Heerführer Freiheit von übertriebenen Routinemethoden und umfassendes technisches Verständnis zu verlangen, denn er muss in der Lage sein, seine Auffassungen vom Kriege den jeweiligen Gegebenheiten und Möglichkeiten anzupassen. Er muss sein gesamtes Gedankengebäude umkrepeln können, wenn die Umstände dies notwendig machen sollten. Ich glaube, dass auch mein Gegner, General Ritchie - so wie viele Generale älterer Schule - die Folgerungen, die sich aus der beiderseitig vollmotorisierten Kriegsführung und dem offenen Gelände in der Wüste ergaben, nicht voll erkannt hat. Trotz der guten, detaillierten Ausarbeitung seiner Pläne waren sie zum Scheitern verurteilt, denn sie waren im Grossen ein Kompromiss.

*

Trotz der misslichen Lage am Abend des 27. Mai, die uns vor schwierige Probleme stellte, sah ich dem weiteren Verlauf der Schlacht voller Hoffnung entgegen. Denn Ritchie hatte seine Panzerverbände getrennt zu verschiedenen Zeiten in den Kampf geworfen und uns damit die Möglichkeit gegeben, ihnen jeweils mit einer halbwegs angemessenen Menge eigener Panzer entgegenzutreten. Diese Teilung der britischen Panzerbrigaden war unbegreiflich. Irgendein operativer oder taktischer Sinn lag meiner Ansicht nach nicht in dem Aufopfern der 7. britischen Panzerdivision südlich und südöstlich Bir el Harmat, denn es wäre gleichgültig gewesen, ob meine Panzer-

divisionen hier oder am Trigh el Abd, wo schliesslich die übrigen britischen Panzerverbände in die Schlacht eingriffen, gestellt worden wären. Die Hauptsache für die Briten wäre gewesen, zur gleichen Zeit sämtliche verfügbaren Panzerverbände zum Einsatz zu bringen. Niemals hätten sie sich vor der Schlacht oder während unseres Scheinangriffes auf die Gazalstellung zur Aufsplitterung ihrer Kräfte verleiten lassen dürfen. Die Vollmotorisierung ihrer Einheiten hätte die schnellste Überquerung des Schlachtfeldes gestattet, wenn von irgendwoher Gefahr gedroht hätte. Die Bewegungsschlacht in der offenen Wüste wurde oft richtigerweise mit einer Seeschlacht verglichen. Auch auf der See ist es falsch, zersplittert anzugreifen, indem man einen Teil der Schiffe während der Schlacht im Hafen lässt.

(Hier folgt ein eingehender Bericht über die Ereignisse bis zum Abend des 29. Mai.)

Der britische Soldat

(Bei der Schilderung der Operationen während der nächsten Tage geht Rommel auch auf seinen Gegner ein.)

Die Gardebrigade hatte an diesem Tage Knightsbridge geräumt, nachdem dieser Ort den ganzen Morgen mit aller dort zur Verfügung stehenden Artillerie beschossen worden war. Diese Truppe war beinahe eine Verkörperung der positiven und negativen britischen Soldateneigenschaften: Ausserordentliche Tapferkeit und Zähigkeit paarte sich mit steifer Unbeweglichkeit. Der Grossteil der Panzerverbände, die der britischen Garde beigegeben waren, wurde im Laufe des Tages beziehungsweise bei ihrem Rückzug nachts vernichtet.

(Nach der Beschreibung der Einnahme Tobruks, geht Rommel auf seinen Entschluss ein, entgegen dem ursprünglichen Befehl des Duce nach Ägypten vorzustossen.)

Dies war ein Plan, der vielleicht gelingen konnte, ein Versuch. Die Existenz der Armee wurde durch diese Operation keineswegs aufs Spiel gesetzt. Wir hätten uns der Lage nach in jeder möglichen Situation behaupten können.

Später wurde dieser Vormarsch teilweise kritisiert. Es wurde darauf hingewiesen, dass der weite Nachschubweg von Bengasi nach Alamein von den in Nordafrika vorhandenen Nachschubkolonnen auf die Dauer nicht zu schaffen gewesen wäre, dass aber die Briten, was den Transport der Nachschubgüter von Port Said zur Front anbe-

langt, durch den kurzen Weg sehr im Vorteil gewesen wären. Dagegen ist folgendes einzuwenden:

- a) Die britische Überlegenheit hätte sich in der Sollumstellung noch stärker ausgewirkt als in der Alameinstellung. Denn dort hätten die Engländer unsere Verbände tief ausholend umgehen können und unsere motorisierten Divisionen mit ihren zurzeit der Alameinschlacht nicht nur wie früher quantitativ, sondern vor allem auch qualitativ weitaus überlegeneren Brigaden zusammenschlagen können. Die Aussichten für eine Rückführung unserer nichtmotorisierten Infanterie wären hier aber noch schlechter gewesen, als in der Alameinstellung. Die letztere, die ja während der Alameinschlacht das Gros meiner Armee darstellte, hätte hier überhaupt keine Wirkungsmöglichkeit gehabt, da ihre Stellungen hier nicht durchbrochen werden mussten, sondern mühelos umgangen werden konnten. Sie wären nichts anderes als eine leichte britische Beute oder Ballast beim Rückzug geworden.
- b) Eine nennenswerte Besserung unserer Nachschubverhältnisse wäre auch in der Sollumstellung nicht eingetreten, denn dann wären eben nicht die Häfen Marsa Matruh und Tobruk, sondern Tobruk und Bengasi in der absoluten Reichweite britischer Bombenflugzeuge gewesen. Dadurch wäre auch Bengasi praktisch für Schiffe grösserer Tonnage gesperrt gewesen, was eine Ausdehnung des Transportweges nach Tripolis bedeutet hätte. Aber dafür hätte unser Kolonnenraum genau so wenig gereicht. Für die Briten wäre die Stellung an der Grenze nachschubmässig nur kaum ins Gewicht gefallen, denn Eisenbahn, ausreichender Kolonnenraum für Strassentransporte sowie eine gut organisierte Küstenschiffahrt standen ihnen zur Verfügung.

(Der Vorstoss nach Ägypten war durch schwere und unübersichtliche Kämpfe gekennzeichnet.)

Die neuseeländische Division unter General Freyberg, alte Bekannte aus früheren Feldzügen, zog sich tatsächlich in der Nacht zusammen und brach nach Süden aus. Ein toller Feuerzauber entstand, bei dem auch mein Gefechtsstand, der im Süden der Festung lag, in Mitleidenschaft gezogen wurde. Die Kampfstaffel Kiehl und Teile der Littorio griffen in den Kampf ein. Das Feuergefecht zwischen meinen Verbänden und den Neuseeländern schwoll zu ausserordentlicher Stärke an. Binnen Kurzem war mein Gefechtsstand von brennenden Fahrzeugen umgeben und deshalb dauerndem britischen Feuer ausgesetzt. Nach einiger Zeit hatte ich genug und befahl,

mit dem Stab nach Südosten auszuweichen. Man kann sich nicht vorstellen, was für eine Verwirrung in dieser Nacht geherrscht hat. Man sah die Hand nicht vor den Augen. Während die RAF eigene Truppen bombardierte, beschossen sich eigene Truppen gegenseitig, da nach allen Seiten die Leuchtspuren der Geschosse liefen.

Vor el Alamein

In bewundernswerter Schnelligkeit organisierten die Briten die Zuführung frischer Truppen in die Alameinstellung. Ihre oberste Führung hatte klar erkannt, dass hier die nächste Schlacht die Entscheidung für eine lange Zeit bringen wird und betrachtete die Lage mit aller Nüchternheit. Die Not der Stunde brachte die Briten zu ausserordentlichen Kraftanstrengungen, wie ja immer im Moment äusserster Gefahr Dinge geleistet werden können, die bis zu dieser Zeit für unmöglich gehalten wurden, denn die Not zwingt dringend zur Ablegung von Vorurteilen.

Die Front war nun erstarrt. Führungsmässig waren die Briten hier in ihrem Element, denn ihre Stärke war eine Kampfführung, die sich in den modernen Formen des Infanteriekampfes und Stellungskrieges abspielt, örtliche Angriffe unter dem Schutz von Infanteriepanzern und Artillerie vorzutragen war ihre besondere Spezialität. Die Alameinstellung stiess im Norden ans Meer und mündete im Süden in der Katarrasenke, eine Triebsandfläche, die von Salzsümpfen durchsetzt und deshalb für KFZ nicht zu überschreiten war. Da aus diesem Grunde die Alameinstellung nicht umgangen werden konnte, war der Krieg in eine Form geraten, in der beide Teile über grosse Erfahrungen und theoretische Kenntnisse verfügten und niemand mit revolutionären Methoden aufwarten konnte, die dem anderen völlig neu gewesen wären. In diesem Stellungskrieg entschied, wer mehr Munition verschossen konnte.

Ich wollte deshalb in den letzten Tagen aus dem starren Stellungskrieg heraus, in dem die Briten Meister und für den ihre Infanteristen und Panzermänner gedrillt worden waren und die freie Wüste vor Alexandria gewinnen, wo ich unsere unbedingte taktische Überlegenheit in der offenen Wüstenschlacht ausnützen wollte. Dies war mir nicht gelungen. Die Briten hatten meine Verbände zum Stehen gebracht.

Rückblick

Die grosse Sommerschlacht hatte mit diesem Kampf ihren Abschluss gefunden. Begonnen hatte sie mit einem phantastischen Siege. Nach der Eroberung von Tobruk zeigte sich wieder die ausserordentliche

Stärke des britischen Empires. Nur wenige Tage konnten wir hofen, Alamein zu überwinden und das Gebiet um den Suezkanal zu besetzen. Während wir alle Schlachten mit denselben Verbänden schlagen mussten, waren die Engländer in der Lage, frische Verbände in voller Kampfstärke und Bewaffnung in den Kampf zu werfen und die in der Marmarica und in Westägypten schwer angeschlagenen Divisionen aus der Alameinfront herauszuziehen und aufzufrischen. Meine Truppen blieben im Kampf. Immer mehr sanken die Kopfstärken, während gleichzeitig die Verluste an Toten, Verwundeten und Kranken immer grösser wurden. Immer wieder fuhren die gleichen Bataillone auf zum Grossteil erbeuteten Lastwagen auf die britischen Stellungen zu, sprangen von den Fahrzeugen und stürmten durch den Sand feindwärts. Immer wieder fuhren die gleichen Panzerverbände in die Schlacht und die gleichen Artilleristen schoben ihre Geschütze in die Stellungen. Die Taten, die Offiziere und Mannschaften in diesen Wochen vollbrachten, reichten an die Grenzen menschlicher Leistungsfähigkeit heran.

Ich hatte ausserordentlich viel von meinen Verbänden verlangt und weder die Mannschaft, noch die Truppenführer oder mich selber geschont. Es war mir klar, dass der Fall von Tobruk und der Zusammenbruch der 8. Armee der einzige Moment des afrikanischen Krieges war, in dem der Weg nach Alexandria offen da lag und nur noch von geringen britischen Truppen geschützt wurde. Meine Mitarbeiter und ich wären Narren gewesen, wenn wir nicht alles getan hätten, um diese einmalige Chance auszunützen. Wäre der Erfolg, wie es in solchen Situationen im Altertum gewesen ist, nur vom stärkeren Willen der Truppe und ihrer Führer abhängig gewesen, hätten wir Alamein überrannt. Doch unsere materiellen Quellen versiegten dank der Untätigkeit und Desorganisation der Nachschubstellen auf dem Festland.

Dann brach die Widerstandskraft vieler italienischer Verbände zusammen. Es ist eine Pflicht der Kameradschaft, besonders für mich als Oberbefehlshaber auch der Italiener, eindeutig festzustellen, dass die Schlappen, die italienische Verbände in den ersten Julitagen vor Alamein erlitten, keineswegs Schuld der italienischen Soldaten waren. Der italienische Soldat war willig, selbstlos und kameradschaftlich und hatte für seine Verhältnisse weit über dem Durchschnitt Stehendes geleistet. Man muss sagen, dass die Leistungen aller italienischer Einheiten, besonders aber der motorisierten Verbände, weit alles übertrafen, was von der italienischen Armee seit hundert Jahren geleistet wurde. Viele italienische Generale und Offiziere genossen unsere menschliche und militärische Bewunderung.

Der Grund für die Niederlagen der Italiener war eine Folge des ganzen Systems des italienischen Militärs und Staates, der schlechten militärischen Ausrüstung und des geringen Interesses, das viele hohe Italiener, Führer und Staatsmänner diesem Kriege entgegen gebracht hatten.

El Alamein

(Bevor Rommel nach Deutschland zurückkehrte, um sich in ärztliche Behandlung zu begeben, entwarf er einen Plan, um dem erwarteten englischen Angriff begegnen zu können.)

Ausbildungs- und führungsmässig waren wir, wie alle vorangegangenen Kämpfe gezeigt hatten, den britischen Truppen in der offenen Wüste erheblich überlegen. Wenn es auch anzunehmen war, dass die Briten taktisch aus den vielen Schlachten und Gefechten, die wir ihnen geliefert hatten, gelernt hatten, so konnten sie die Konsequenzen doch nicht völlig gezogen haben, da die Mängel nicht in erster Linie an der Führung, sondern in der hyperkonservativen Struktur der Armee lagen, die keineswegs für die offene Wüstenschlacht, aber in ausgezeichneter Weise für den Kampf in festen Fronten geeignet war.

Trotz alledem konnten wir es nicht verantworten, das Hauptgewicht des Abwehrkampfes auf Operationen in der offenen Wüste zu verlegen und zwar aus folgenden Gründen:

- a) Das Kräfteverhältnis der motorisierten Divisionen war zu ungleich geworden. Während der Gegner laufend Zuwachs an motorisierten Einheiten bekam, erhielten wir nur nichtmotorisierte Verbände, die in der Wüste so gut wie wertlos sind. Wir mussten also eine Form des Kampfes wählen, in der auch sie ins Gewicht fielen.
- b) Die britische Luftüberlegenheit, die neue Lufttaktik der RAF und die daraus resultierenden taktischen Beschränkungen für den Einsatz von motorisierten Verbänden, die bereits eine eingehende Erläuterung erfahren haben.
- c) Unser chronischer Treibstoffmangel. Ich wollte mich nicht nochmals in die Verlegenheit bringen, dass ich eine Schlacht abbrechen muss, weil wir ohne Benzin dasitzen. Wenn eine Verteidigungsschlacht beweglich geführt wird, bedeutet Treibstoffmangel die Katastrophe.

Zurück nach Afrika

Endlich kam kurz nach Mitternacht ein Anruf des Führers. Die Lage bei Alamein hätte sich nun doch so entwickelt, dass er mich bitten

müsse, nach Afrika zu fliegen und dort das Kommando zu übernehmen. Ich startete sofort am anderen Morgen. Ich wusste, dass in Afrika keine Lorbeeren mehr zu holen sind, denn wie erwähnt, hatte ich durch Mitteilungen meiner Offiziere erfahren, dass das von mir geforderte Mindestmass der Versorgung bei Weitem nicht erfüllt worden war. Wie sich aber bald zeigte, machte ich mir keine Vorstellung, wie schlecht die Versorgungslage in der Wirklichkeit war.

Als ich mit meiner Maschine gegen 11 Uhr in Rom ankam, erwartete mich auf dem Flugplatz General von Rintelen, Militärattaché und deutscher General bei der italienischen Wehrmacht. Er informierte mich über die neuesten Ereignisse auf dem afrikanischen Kriegsschauplatz. Der Gegner hatte nach starker Artillerievorbereitung Teile der Stellungen südlich der Höhe 31 in Besitz genommen und einige Bataillone der 164. Division und der Italiener völlig aufgerieben. Der britische Angriff war noch immer im Gang, General Stumme noch immer vermisst. Ferner teilte mir General von Rintelen mit, dass sich zurzeit nur 3 Sätze Benzin für die Armee auf dem afrikanischen Kriegsschauplatz befinden. Es sei in den letzten Wochen nicht möglich gewesen, mehr Treibstoff nach Afrika zu schaffen, teils weil die italienische Marine die Transporte nicht durchführte und teils wegen der Versenkungen durch die Briten. Diese Lage war katastrophal, denn für 300 km Benzin (bei einem Verbrauch in gut befahrbarem Gelände) zwischen Tripolis und Front war derart wenig, dass ein langes Durchstehen der Schlacht nicht zu erwarten war, weil wir aus Benzinmangel ja gar nicht die taktisch eigentlich richtigen Entschlüsse fassen konnten und uns damit ungemeine Beschränkungen der Entschlussfreiheit auferlegt waren. Ich war darüber ausserordentlich erbittert, denn bei meinem Abgang waren wenigstens noch 8 Sätze für die Armee in Libyen und Ägypten gewesen, was im Vergleich zu den unbedingt notwendigen 30 Sätzen ein ganz lächerlicher Bestand war. Erfahrungsgemäss brauchte man zum Durchstehen eines Schlachttages durchschnittlich einen Satz Benzin für die Truppe. Hatte man diesen nicht, so war man gelähmt und der Gegner konnte operieren, ohne dass es einem möglich war, taktisch zu reagieren. General von Rintelen bedauerte diesen Zustand und sagte, er wäre leider im Urlaub gewesen und hätte sich nicht genügend um den Nachschub kümmern können.

In dem Gefühl, dass wir diese Schlacht nur mit geringer Hoffnung auf einen Abwehrerfolg würden schlagen können, flog ich über das Mittelmeer und erreichte bei Einbruch der Dunkelheit mit dem Storch

Meinen Gefechtsstand. Die Leiche General Stummes war inzwischen um die Mittagszeit geborgen worden und wurde nach Derna gebracht.

General Stumme war entlang der Alarmpiste auf das Gefechtsfeld gefahren und wurde in der Gegend Höhe 21 plötzlich von britischer Infanterie mit MG und Pak beschossen. Oberst Büchting, der ihn begleitete, bekam sofort einen tödlichen Kopfschuss. Sofort drehte der Fahrer, Obergefreiter Wolf, den Wagen um. General Stumme war herausgesprungen und hielt sich aussen hängend am Fahrzeug fest, während Wolf in rascher Fahrt aus dem Feuer herausfuhr. Plötzlich musste General Stumme einen Herzschlag bekommen haben und vom Wagen gefallen sein. Der Fahrer merkte nichts. Am Sonntag vormittag wurde der General bei der Alarmpiste tot im Gelände gefunden.

Wir alle bedauerten seinen raschen Tod sehr. Er hatte sich die grösste Mühe gegeben, die Armee gut zu führen und sich Tag und Nacht an die Front begeben. Noch vor seiner Abfahrt am 24. Oktober hatte er Westphal gegenüber geäussert, dass es ihm zweckmässig erscheinen würde, meine Rückkehr zu erbitten, da er sich mit seinen geringen eigenen Erfahrungen auf dem afrikanischen Kriegsschauplatz in Anbetracht der ungemeinen britischen Stärke und der katastrophalen Versorgungslage nicht ganz sicher fühle, ob er die Schlacht erfolgreich sdilagen könne. Ich war auch für meine Person nicht optimistischer.

(Nach einer eingehenden Beschreibung des Schlachtverlaufes veröffentlicht Rommel einen Funkspruch, der ihn am Abend des 1. November erreichte und der zeigte, wie in Rom die Lage missverstanden wurde.)

«Für Feldmarschall Rommel.

Der Duce beauftragt mich, Ihnen für den gelungenen und von Ihnen persönlich geführten Gegenangriff seine tiefe Anerkennung auszudrücken. Der Duce drückt Ihnen ausserdem sein vollstes Vertrauen darüber aus, dass die im Gange befindliche Schlacht unter Ihrer Führung siegreich beendet wird. Ugo Cavallero.»

Es sollte sich bald zeigen, dass das FIIQ keine besseren Kenntnisse von der afrikanischen Situation hatte. Manchmal ist es unvorteilhaft, einen gewissen militärischen Ruf zu besitzen. Man selbst kennt seine Grenzen, während die anderen von einem Wunder verlangen und einem jede Niederlage als Böswilligkeit auslegen.

(Nach einer Schilderung der abschliessenden Kampftage fasst Rommel zusammen.)

Zusammenfassender Rückblick auf die Alameinschlacht

Wir hatten die Entscheidungsschlacht im afrikanischen Feldzug verloren. Es war deshalb eine Entscheidungsschlacht, weil die Niederlage den Verlust eines Grossteils unserer Infanterie und unserer motor. Verbände begründet hatte. Erstaunlich war, dass deutsche und italienische Stellen die Fehler nicht im Versagen des Nachschubes, in unserer Luftunterlegenheit, in dem Befehl, vor Alamein zu siegen oder zu sterben suchten, sondern bei der Führung und Truppe. Die militärische Karriere der meisten Leute, die derartige Anklagen gegen uns erhoben, war bezeichnenderweise durch konstantes Wegbleiben von der Front gekennzeichnet nach dem Prinzip: «Weit vom Schuss gibt alte Krieger.»

Man behauptete sogar, wir hätten die Waffen weggeworfen, ich wäre ein Defaitist und Schwarzseher in der Niederlage und deshalb an vielem Schuld. Ich liess mir besonders die konstanten Vorwürfe gegen meine tapfere Truppe nicht gefallen und deshalb gab es in der folgenden Zeit manchen Streit und heftige Auseinandersetzungen. Besonders die alten Neider fanden durch die Niederlage den Mut, gegen uns zu stänkern, während sie früher zum Schweigen verurteilt waren. Diesem Gestänker fiel die Armee zum Opfer, die nach meiner Ablösung in Tunis vollzählig in britische Hände fiel, während hochqualifizierte Schreibtischstrategen noch an Operationen nach Casablanca dachten.

Es gab eben Männer an wichtigen Stellen, denen nicht etwa der Verstand zum Erkennen der tatsächlichen Verhältnisse gefehlt hätte, sondern die vor allem nicht den Mut gehabt haben, nüchtern zu sehen und aus den realen, unabänderlichen Verhältnissen die Konsequenzen zu ziehen. Sie zogen es vor, Vogel-Strauss-Politik zu betreiben, in einer Art militärischem Opiumrausch zu leben und Sündenböcke zu suchen, die sie meist in der Truppe und den Frontbefehlshabern fanden.

Ich kann mich nach allen Erfahrungen nur zu einem Fehler bekennen, und der ist, dass ich nicht schon 24 Stunden früher den Befehl Sieg oder Tod umgangen habe. Dann wäre die Armee aller Wahrscheinlichkeit nach noch in einem halbwegs kampfkraftigen Zustand samt ihrer Infanterie gerettet worden.

Um für die künftige Geschichtsschreibung keinen Zweifel über die Bedingungen und Umstände zu lassen, denen Führung und Truppe

bei ihrem Kampf vor Alamein unterworfen waren, schliesse ich folgende Zusammenfassung an:

Eine ausreichende Bevorratung an Waffen, Benzin und Munition ist die Voraussetzung für jede Armee, die eine Schlacht erfolgreich durchstehen will. Die Schlacht wird vor den eigentlichen Kampfhandlungen von den Quartiermeistern geschlagen und entschieden. Der tapferste Mann nützt nichts ohne Kanone, die beste Kanone nützt nichts ohne viel Munition und Kanone und Munition nützen im Bewegungskrieg nicht viel, wenn sie nicht durch Fahrzeuge mit genügend Benzin bewegt werden können.

Der Schlacht auf der Erde wird künftig die Schlacht in der Luft vorausgehen. In dieser wird entschieden, wer unter den oben aufgezeigten operativ-taktischen Nachteilen zu leiden haben wird und damit in seiner Lösung von vornherein zum Kompromiss gedrängt wird.

Beide angeführten Voraussetzungen waren bei der Armee keineswegs erfüllt und unter den Folgen hatten wir erheblich zu leiden. Durch die britische Luft- und deshalb auch Seeherrschaft im mittleren Mittelmeer und aus anderen, bereits aufgezeigten Gründen war die Armee so schlecht versorgt, dass sie kaum in ruhigen Tagen ihr Leben fristen konnte. Von einer Bevorratung für eine Abwehrschlacht konnte man mit dem besten Willen nicht reden. Die Materialmengen, die die Briten zur Verfügung hatten, übertrafen unsere schlimmsten Befürchtungen weitaus. Noch nie war bis zu diesem Zeitpunkt auf irgendeinem Kriegsschauplatz eine derartige Menge von schweren Panzern, Bombenflugzeugen und Artillerierohren mit unerschöpflicher Munition auf so engem Raum eingesetzt worden wie vor el Alamein.

Die britische Luftherrschaft war eine völlige. Es gab Tage, an denen die Briten über 800 Einsätze mit Bombenflugzeugen und über 2'500 Einsätze mit Jagdbombern, Tieffliegern und Jagdmaschinen flogen. Wir dagegen konnten höchstens 60 Einsätze mit Stukas und 100 Einsätze mit Jagdmaschinen fliegen. Diese Zahl wurde jedoch immer kleiner.

Die Grundsätze der britischen Führung hatten sich im Grossen nicht geändert. Nach wie vor war für die britische Taktik Methodik und Schematismus bestimmend. Diesmal verhelfen die britischen Prinzipien der 8. Armee zum Erfolg und zwar auf Grund folgender Tatsachen:

- a) Es kam zu keiner offenen Wüsten schiacht, da unsere mot. Verbände durch die frontal gebundenen Infanteriedivisionen an die Front gedrängt wurden. Der Kampf spielte sich in den Formen der Materialschlacht ab.

- b) Die Briten verfügten über eine derartige qualitative und quantitative Überlegenheit an Waffen, dass sie jede Operation durchzwingen konnten.

Die Methode der britischen Führung zur Vernichtung meiner Verbände ergab sich aus der unbedingten materiellen Überlegenheit. Sie stützte sich auf:

- a) Artilleriefeuer äusserster Konzentration
- b) Rollende Bombenangriffe mittels starker Bomberverbände
- c) örtlich begrenzte Angriffsoperationen, die mit grossem Materialaufwand durchgeführt wurden und einen ausserordentlich hohen, den Erfahrungen und Verhältnissen in jeder Beziehung Rechnung tragenden Ausbildungsstand verrieten.

Sonst lag der britischen Führung bei der Planung das Prinzip unbedingter Berechenbarkeit zugrunde, ein Grundsatz, der nur bei völliger materieller Überlegenheit beachtet werden kann. Eigentlich operierten die Engländer überhaupt nicht, sondern liessen einzig und allein Artillerie und Luftwaffe auf uns wirken. Nach wie vor kennzeichnete die britische Führung der Mangel an Reaktionsgeschwindigkeit. Als wir in der Nacht vom 2. auf den 3. November zum Rückzug ansetzten, dauerte es lange Zeit, bis die britischen Verbände zum Nachstoss antraten. Wäre nicht der unglückselige Befehl dazwischen gekommen, wären wir sehr wahrscheinlich samt der Masse unserer Infanterie nach Fuka entkommen. Nach wie vor war in der britischen Führung die alte Vorsicht und ein geringes Mass an durchgreifender Entschlusskraft zu bemerken. So liessen die Briten immer wieder ihre Panzerverbände getrennt angreifen und warfen nicht etwa 900, die sie ohne Gefahr im Nordteil hätten einsetzen können, in die Schlacht, um dort mühe- und verlustlos innerhalb von kürzester Zeit die Entscheidung zu erringen. Allerdings genügte schon die Hälfte dieser 900 Panzer, um meine Verbände, die oftmals unbeweglich auf dem Schlachtfelde lagen, unter dem Schutz von Artillerie und Luftwaffe aufzureiben. Jedoch erlitten die Briten dadurch selbst ausserordentlich hohe Verluste. Wahrscheinlich wollte die britische Führung ihre Panzer in zweiter Linie zurückhalten, um mit ihnen die Verfolgung aufzunehmen, da anscheinend ihre Angriffsverbände nicht so schnell zum Nachstoss umgliedert werden konnten.

Die Erfahrungen aus den vorangegangenen Kämpfen mit den Achsentruppen hatte die britische Führung in hervorragender Weise in der Ausbildung ihrer Panzer- und Infanterieverbände verwertet. Allerdings wurden für die neuen Methoden, die hier entstan-

den, erst durch die grosse Fülle von Material, Munition und neuem Kriegsgerät die materiellen Voraussetzungen geschaffen.

Die britische Artillerie zeigte wieder ihre bekannt hervorragende Qualität. Besonders bemerkenswert war ihr sehr beweglicher Einsatz und ihr ausserordentlich schnelles Reagieren auf die Belange der Angriffsgruppe. Augenscheinlich führten die britischen Panzertruppen Artilleriebeobachter mit sich, die schnellstens die Anforderungen der Front an die Artilleriegruppen übermitteln konnten.

Neben dem überaus reichlichen Munitionsvorrat kam den Briten die grosse Reichweite ihrer Kanonen sehr zustatten. So waren sie in der Lage, die italienischen Artilleriestellungen mit Feuer zu belegen, während die italienischen Kanonen, die teilweise nur 6 km weit schossen, die britischen Geschütze nicht erreichen konnten. Da der weitaus grösste Teil unserer Artillerie aus veralteten italienischen Kanonen bestand, war dies ein besonders betrüblicher Umstand.

Bewundernswert während dieser Schlacht war die Tapferkeit, die die deutschen und italienischen Truppen auch im grössten Unglück auszeichnete. Hinter der Armee stand eine Geschichte von P/2 Jahren, die in ihrer Grossartigkeit selten einer Truppe beschieden war. Jeder meiner Soldaten verteidigte in dieser Schlacht nicht nur seine Heimat, sondern auch die Tradition der Panzerarmee Afrika. Der Kampf meiner Armee wird trotz der Niederlage ein Ruhmesblatt in der Geschichte des deutschen und italienischen Volkes sein.

ZURÜCK NACH TUNESIEN

Im November 42 arbeitete Rommel noch während des Rückzuges einen neuen Plan für die weiteren Operationen in Nordafrika aus. Seine Vorschläge wurden Gegenstand langer Beratungen mit Bastico, Caualero, Kesselring, Göring und Hitler. Der folgende Abschnitt ist eine Skizze dieser Gedankengänge.

«Ich habe Teile meines Planes bereits angedeutet, will ihn aber der Übersicht wegen hier zusammenhängend anführen. Er gliederte sich in folgende Punkte:

- a) Unter den bestehenden Versorgungsverhältnissen, die weder die seit Monaten notwendige Wiederauffüllung an Panzern, Fahrzeugen und Waffen, noch eine zum Durchstehen einer Bewegungsschlacht notwendige Benzinbevorratung erlaubten,

konnten wir nicht hoffen, an irgendeiner Stelle Tripolitaniens gegen einen starken britischen Angriff halten zu können. Denn alle hier in Frage kommenden Stellungen konnten im Süden umgangen werden und deshalb musste hier das Hauptgewicht der Abwehr auf motorisierten Verbänden liegen.

Deshalb muss man sich von vornherein auf die Räumung Tripolitaniens einstellen, um als letztes Ziel die im Südwesten an das Schott Dscherid angelehnte Gabessteilung zu beziehen und dort endgültig zu halten. Bei der rückläufigen Bewegung von Marsa el Brega nach Tunesien kam es einmal darauf an, soviel Zeit als möglich zu gewinnen, andererseits aber, diese Operation mit den geringsten Verlusten an Menschen und Material durchzuführen.

Das Problem unseres Rückzuges waren die nichtmotorisierten Italiener. Die langsame Truppe, wenn man diese nicht im Stich lassen will, bestimmt die Geschwindigkeit des Rückzuges der ganzen Armee. Dies ist ein katastrophaler Nachteil gegenüber einem vollmotorisierten und überlegenen Angreifer. Es war aus diesem Grunde notwendig, diese italienischen Divisionen schon vor Beginn des britischen Angriffes nach Westen in andere Stellungen zu verbringen, mit den mot. Truppen bei Marsa el Brega zu verbleiben, um die Briten hinzuhalten, die Strassen zu verminen, den gegnerischen Spitzen bei taktisch günstigen Gelegenheiten Schläge zu versetzen. Der britische Führer hatte sich als übervorsichtig gezeigt. Er riskierte nichts Zweifelhaftes und jede kühne Lösung war ihm gänzlich fremd. Unsere motorisierten Verbände sollten also den Engländern laufend den Eindruck unserer Aktivität vermitteln und sie zu immer grösserer Vorsicht verleiten, alles auf Kosten ihrer Geschwindigkeit. Es war mir klar, dass Montgomery niemals wagen wird, uns einfach zügig nachzustossen und zu überrennen, was er ohne jedes Risiko vermocht hätte und was, in der Gesamtheit betrachtet, ihn weit weniger Verluste gekostet hätte als sein methodisches Suchen nach vielfacher Überlegenheit für jede einzelne taktische Handlung, durchaus auf Kosten der Schnelligkeit.

Auf jeden Fall sollte der Rückmarsch nach Tunis in mehreren Etappen durchgeführt werden, das heisst, die Briten sollten möglichst oft zu neuem Aufmarsch gezwungen werden. Dies war ebenfalls eine Spekulation auf die Vorsicht des britischen

Führers, die sich als durchaus gerechtfertigt erweisen sollte. Als erste Stellung war die Buerat-, als zweite die Tarhuna-Homs-Position vorgesehen. Auch hier sollte niemals ein britischer Angriff angenommen werden, sondern die Infanterie vorher abrücken und die mechanisierten Verbände die Briten elastisch auffangen und deren Vormarsch bremsen. In Gabes, das südlich wie die Alameinposition nicht umgangen werden konnte, sollte dann endgültig gehalten werden.

- b) In der Gabessteilung konnte die Infanterie das Hauptgewicht des Kampfes tragen. Sie bot keine Angriffsmöglichkeiten für mot. Verbände und war deshalb nur durch eine Materialkonzentration grösseren Ausmasses zu brechen. Montgomery, der nach meiner Meinung nichts Zweifelhaftes riskieren wird, braucht daher einige Monate, bis er soviel Material durch ganz Libyen transportiert hat, um für einen neuen Angriff auf das Wadi Akarit sichere Aussicht auf Erfolg zu haben. Inzwischen sollten sich die mot. Verbände mit Material, das schon während des Rückzuges nach Tunis zu verbringen gewesen wäre, auffrischen und auffüllen. Zusammen mit den inzwischen in Tunis gelandeten Truppen der 5. Panzerarmee hatten wir dann die Möglichkeit der Schwerepunktbildung. Die grosse Gefahr für uns war die weit offene Westfront von Tunesien, da sie den dort befindlichen Anglo-Amerikanern gute Angriffsmöglichkeiten bot. Deshalb musste dort zuerst geschlagen werden. Überraschend mussten wir sie mit unseren gesamten mot. Verbänden überfallen, einen Teil von ihnen vernichten und die übrigen anglo-amerikanischen Einheiten nach Algerien zurücktreiben. Montgomery konnte inzwischen nicht hoffen, ohne grössere Vorräte an Artilleriemunition gegen die Gabessteilung etwas ausrichten zu können.

Nachdem die Anglo-Amerikaner in Westtunesien geschlagen und dadurch ihrer Offensivkraft beraubt wurden, wäre schnellste Umorganisation zum Angriff auf Montgomery notwendig gewesen, um ihn nach Osten zu werfen und seinen Aufmarsch zu verzögern. Natürlich war eine solche Operation wegen dem ungünstigen Gelände mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden.

- c) Auf die Dauer war natürlich weder Libyen noch Tunesien zu halten, denn wie ich bereits erwähnt habe, entschied die Schlacht auf dem Atlantik den afrikanischen Krieg. In dem Moment, wo sich das Übergewicht der amerikanischen Industriekapazität auf einem Kriegsschauplatz auswirken konnte,

war an einen Dauererfolg nicht mehr zu denken. Hätten wir ganz Afrika im Besitz gehabt mit Ausnahme eines kleinen Landstreifens, der dem Gegner gute Operationsmöglichkeiten geboten hätte, und wären die Amerikaner in der Lage gewesen, dorthin ihr Material zu transportieren, hätten wir ganz Afrika verloren.*) Taktische Geschicklichkeit konnte nur den Zeitpunkt des Zusammenbruches dieses Kriegsschauplatzes hinauszögern, niemals aber dessen Schicksal wenden. Auch in Tunis musste Zeitgewinn und die Rettung möglichst vieler kampferprobter Soldaten auf den Kontinent zum Ziel gesetzt werden. Da nach allen Erfahrungen keine Hoffnung bestehen konnte, eine Heeresgruppe in Tunesien zu bevorraten und auszurüsten, war es anzustreben, die Kampftruppe auf wenige, aber gut ausgerüstete Verbände zu reduzieren. Bei einem entscheidungsuchenden alliierten Angriff wäre es notwendig gewesen, die Front immer mehr zu verkleinern und immer mehr Truppen mittels Transportflugzeugen, Prähamen und Kriegsschiffen abzutransportieren. Die erste Etappe sollte das von Enfidaville ausgehende Bergland um Tunis, die zweite die Halbinsel Cap Bone sein. Wenn die Amerikaner schliesslich Tunis erobert haben, sollten sie nichts oder nur sehr wenig an Gefangenen vorfinden und genau wie wir bei Dünkirchen das Nachsehen haben.

- d) Mit den nach Italien zu verbringenden Mannschaften sollte eine Offensivtruppe aufgestellt werden. Diese Verbände waren ausbildungs- und erfahrungsmässig das Beste, was wir den Briten und Amerikanern entgegenstellen konnten. Ausserdem bestand ein derartiges Verhältnis zwischen meinen Leuten und mir, dass sie schon deshalb in meiner Hand weit mehr als ihre eigentliche Stärke wert waren.

*) Diese Feststellung scheint im Widerspruch zu Rommels früheren Ansichten zu stehen und Haider recht zu gehen. Tatsächlich blieb Rommel aber überzeugt, dass bei genügender Unterstützung in der ersten Hälfte 1942 der Mittlere Osten in seine Hand gekommen wäre. Doch sah er ein, dass sich Amerikas Produktion als entscheidend erweisen musste.

NAMEN- UND SACHREGISTER

- Abrial, Jean-Marle Charles d', Admiral, 74
 Afrika-Korps, 102, 103, 106, 110, 116, 128,
 132, 138, 139, 142,144,145,146, 147, 151,
 152, 155, 156, 162,163, 164, 165,168, 168,
 173, 174, 175, 181,196,201,205, 208, 209,
 210, 230, 233, 257,283,284,285
 Albrecht, Prof. Dr., 270, 272, 275
 Aldinger, Hauptmann, 45, 46, 53, 73, 74, 100, 110,
 112, 113, 120, 155, 157, 160, 165, 171, 172, 258, 265,
 274, 275, 276, 277, 278, 280, 281, 282, 292
 Alexander, General (später Feldmarschall), 24,
 181, 192, 197, 203, 213, 215, 217
 Allenby, Viscount, Feldmarschall, 24
 Archer-Shee, Major, 145
 Arnim, Jürgen Sixt von, Generaloberst, 187,
 211
 Auchinleck, General Sir Claude (später
 Feldmarschall), 23, 24, 101, 102, 114, 117, 120, 122,
 123, 129, 131, 134, 135, 136, 138, 139, 140-43, 148,
 150, 152, 159, 187, 191, 192, 196
 Australische Truppen, 16, 142, 163, 165,
 166, 171, 172, 191, 204
 Badoglio, Pietro, Marschall von Italien,
 92, 150, 164, 219, 221
 Balbo, Italo, Marschall, 210
 Bastico, Ettore, General (später Marschall),
 151, 164, 168, 169, 171
 Bayerlein, Fritz, General, 105-7, 123,
 127, 131, 142, 144, 145, 147, 149, 150, 151,
 152, 153, 161, 164, 188, 175, 192, 198 202,
 203, 205, 206, 207, 237
 Beck, Ludwig, Generaloberst 62, 70, 97,
 161, 247, 259, 260, 273
 Berganzoli, General, 17
 Berndt, Alfred-Ingemar, Ministerialdirektor,
 28, 284
 Bismarck, Fürst Otto von, (ältester Sohn von
 Herbert von Bismarck) 97
 Bismarck, Oberst von, 86
 Bittrich, Willi, Generalmajor, 248
 Blaskowitz, Johannes, Generaloberst, 226, 228
 Blumentritt, General, 241
 Bock, Fedor von, General (später Feld-
 marschall), 246
 Eorgmann, Heinr., Oberstleutnant im
 Generalstab, Hitlers zweiter Adjutant, 284
 Bormann, Martin, Leiter der Parteikanzlei, 26,
 100, 257, 263, 275
 Böttcher, Feldwebel, 274
 Boucher, Brigadegeneral, 147
 Bradford, Brigadegeneral, 34
 Brauchitsch, Walter von, Generalfeldmarschall, 92,
 97, 98, 99
 Briggs, General, 146, 147
 Buller, Sir Redvers, General, 24
 Burgdorf, General, 275, 276, 277, 278, 279,
 280, 281, 282, 290
 Campbell, Generalmajor, 24, 119, 128, 161, 187
 Canaris, Wilh., Admiral, Chef der Auslands-
 nachrichten u. Abwehrabt., 117
 Capuzzo, 110, 112, 124, 125, 128, 130, 134, 151
 Carentan, 238, 240, 241
 Carnegie, Dale, 67
 Carver, Oberstleutnant, 135
 Cavallero, Graf Ugo, General (später Feld-
 marschall), 164, 165, 166, 167, 168, 170, 171,
 172, 186, 196
 Cavan, Lord, 41
 Churchill, Winston, 89, 91, 120, 191, 219, 264
 Ciano, Galeazzo, 90, 151, 164, 165, 186,
 167, 168, 169, 170-72, 196, 199
 Clifton, Brigadier, 181, 182
 Collins, General, 86
 Combe, Oberstleutnant, 20
 Cowan, Sir Walter, Admiral, 223, 224
 Cramer, Johann, General, 169, 173, 201, 283
 Cripps, Sir Stafford, 141
 Cruewell, General, 132, 145
 Cunningham, Admiral, 140
 Cunningham, General, 125, 128, 129, 131,
 132, 133, 164, 170
 Cyprien, 114
 Daniel, Oberfeldwebel, 249, 250
 Danzig, 31, 32, 49, 51, 70
 Damand, Joseph-Aime, 91
 Dentz, Henri, General, 113, 246
 Dietrich, Sepp, Obergruppenführer, 50,
 221, 242, 243, 248, 273
 Dimbleby, Richard, 20
 Dose, SS-Fahrer, 282
 Dünkirchen, 73, 81, 238, 239, 246
 Ehrensperger, Major, 277, 280
 Eisenhower, Dwight David, General,
 187, 188, 194, 195, 215, 254, 257, 264, 286, 268
 Esch, Prof. Dr., 250, 270
 Eisebeck, Baron von, 68, 155, 156, 158, 163, 269
 Eisebeck, von, General, 103, 104, 107, 112, 116,
 120
 Falkenhausen, Alexander von, General der
 Infanterie, 263
 Feuchtinger, Generalmajor, 240
 Fortune, Generalmajor, 82, 84, 85
 Franco, General, 91
 Freyberg, General, 24, 39, 105, 134, 149, 161
 Fritsch, Werner, Freiherr von, General-
 oberst, 62, 99
 Füller, Generalmajor, 127, 129, 159
 Gambarra, Gastone, Generalleutnant, 284
 Gambier-Parry, Generalmajor, 19
 Gariboldi, Italo, General, 164, 166, 168
 Gause, General, 106, 145, 222, 245, 261,
 262
 Gestapo, 91, 255, 258, 272, 274, 275, 287,
 292, 293, 294
 Godwin-Austen, Generalleutnant, 124,

- Goebbels, Dr. Joseph, 27, 28, 60, 70, 266, 283, 284
 Goerdeler, Carl Friedrich, Dr. jur.,
 259, 261, 262, 278, 292
- Göring, Hermann, Reichsmarschall, 26,
 50, 91, 100, 196, 207, 209, 210, 211, 229,
 235, 257, 290
 Gott, General, 24, 149, 161
- Graziani, Rodolfo, Marschall, 17, 89,
 91, 92, 93, 111, 170
 Grigg, Sir James, 245
- Guderian, Heinz, Generaloberst, 106,
 207, 246, 273
- Günther, Rommels Ordonnanz, 154, 156
 Guingand, de, Generalmajor, 215, 216
 Hahn, Polizeipräsident, 52, 262
 Haig, Earl, Feldmarschall, 24
- Haider, Franz, Generaloberst, 91, 92, 95, 56, 97,
 100, 107, 108, 151, 194, 195, 218, 231
 Hargest, Brigadier, 186
- Hart, Liddell, Hauptmann, 159, 194, 227, 241
 Hartmann, Hauptmann, 43-46, 55, 290
 Haseldon, John, 119, 120
 Hassell, Ulrich von, 64, 70, 97
- Hess, Rudolf, Stellvertreter des Führers, 26
 Himmler, Heinr., Reichsführer der SS, 60,
 100, 175, 222, 229, 259, 284, 285, 294
- Hindenburg, Paul von, Reichspräsident, 60, 259
 Hitler, Adolf, 21, 27, 50, 58-60, 61-71,
 75, 81, 89, 90-95, 97-100, 102, 107, 108,
 115, 116, 142, 151, 153, 165, 169, 170, 174,
 178, 179, 180, 199, 200, 201, 205, 206, 208,
 209, 211, 215, 216, 217-19, 222, 227, 231,
 232, 238, 239, 240, 241, 243-46, 247, 251,
 252, 253, 255, 257, 258, 259, 260, 262, 263,
 264, 265, 266, 267, 268, 269, 270, 271, 273,
 274, 275, 276, 278, 279, 282, 283, 285, 286,
 287, 289, 293, 294
 Hitlerjugend, 63-05, 240, 252,
- Hofacker, Dr. César von, Oberstleutnant, 278,
 293
- Holke, Obergefreiter, 249, 250
 Hossbach, Oberst, 99
 Indische Truppen, 191
 «Infanterie greift an», 33, 41, 56, 57, 66
 Jackson, A. N. S., 34
- Jodl, Alfred, Generaloberst, 62, 90, 91,
 97, 98, 100, 116-118, 151, 174, 188, 219,
 240, 241, 245, 257, 273, 284, 285, 293
 Juden, Verfolgung der, 258
 Jünger, Ernst, 42, 266
- Keitel, Wilhelm, Feldmarschall, 62, 90,
 91, 97, 98, 99, 116, 117, 174, 217, 240, 241,
 245, 250, 257, 271, 273, 275, 276, 284, 285, 293
- Keitel, Freund Rommels, 30, 31
 Kennedy, Brigadegeneral, 45
 Kennedy-Shaw, Major, 119
- Kesselring, Albert, Feldmarschall, 115,
 130, 151, 169, 196, 199, 221, 257, 284
 Keyes, Geoffrey, Major, 119, 120
 Keynes, J. M., 49
- Kleist, Paul Ludwig Ewald von, Feldmarschall,
 246
 Klopfer, General, 149, 150
- Kluge, Günther von, Feldmarschall, 250,
 252, 253, 265, 271, 272, 273, 284
 Koenig, General, 148
 Konjew, Marschall, 75
 Kriegsgefangene, 174, 175, 220
 Kuzmany, Oberst, 281
- Lang, Helmuth, Hauptmann, 248, 249, 250, 265
 Lazarettsschiffe, 185, 186
 Lettow-Vorbeck, General, 92
 Lloyd George, David, 70
 Loeffler, Dr., 213
- Ludendorff, Erich, Generalquartiermeister, 48
 Luz, Karl von, 29
 Maier, Kreisleiter Ulm, 64, 274, 275
 Maisel, General, 276, 277, 278, 279, 280,
 281, 282, 283, 290
 Maletti, General, 18
 Malta, 94, 96, 113, 115, 116, 140-42, 186, 196
 Manstein, Fritz Erich von, Feldmarschall, 92
 Märtel, Sir Gifford, Generalleutnant, 127, 128
 Meissner, Otto, Dr. jur., Chef der Präsidial-
 kanzlei, 28
 Messe, Giovanni, General (später Mar-
 schall), 211
 Messervy, General, 147, 157
 Meyer, Kurt, 64, 240
 Milch, Erhard, Feldmarschall, 116
 Model, Walter, Feldmarschall, 284
- Mollin, Lucie Maria, (später Frau Rommel) 31, 32,
 37, 55
 Monte Matajur, 30, 40, 41, 288
 Montemuro, Major, 166, 168, 169
- Montgomery, General (später Feldmarschall), 19,
 24, 32, 46, 83, 102, 108, 122, 189, 192, 197, 198, 199,
 202, 204, 206, 207, 212, 213, 214, 217, 230, 231, 232,
 238, 239, 240, 264, 266, 268
- Moorehead, Alan, 46, 102, 103, 126, 146, 198,
 231
- Morgan, Brigadegeneral, 54
 Morshead, General, 149
 Müller, Wolfgang, Oberst, 272
 Mussolini, Benito, 17, 22, 92, 93, 94, 115,
 150, 151, 155, 164, 165, 167, 170, 171, 174, 219
 Napoleon, 25, 54, 65, 154, 161, 162
 Neame, Philip, Generalleutnant, 20
 Nehring, General, 145, 198
 Neuhaus, Major, 249
 Neumann-Silkow, General, 133
- Neurath, Konstantin, Freiherr von, 264, 266, 287,
 289
 Neuseeländische Truppen, 126, 128, 131,
 133, 134, 163, 168, 169, 173, 181, 183, 184
 Nicolson, Harold, 49
- Norrie, Willoughby, Generalleutnant, 124, 125
 Noske, Gustav, Reichswehrminister
 (1919/1920), 50
- Nye, Sir Archibald Edward, General, 141
 Oberg, Karl Albrecht, Höherer SS- und Polizei-
 führer Frankreich, Generalmajor der Polizei,
 201

- O'Connor, Sir Richard, Generalleutnant, 19, 20
 Otto, Oberstleutnant, 120
- Patton, George S., General, 74, 207, 232
- Pétain, Henri Philippe, Marschall, 86
 Pienaar, Generalmajor, 133,
- Plumer, Viscount, Feldmarschall, 24
 Plunkett, Randall, 189
- Queen Elizabeth, H.M.S., 115
- Raeder, Erich, Grossadmiral, 89, 90, 115
- Ravenstein, von, General, 103, 104, 105,
 107, 112, 114, 117, 118, 127, 128, 130, 131,
 132, 162, 186, 187, 240
- Reid, Dennis, Generalmajor, 126
- Ribbentrop, Joachim von, Reichsaussen-
 minister, 91, 283
- Rintelen, Enno von, General, deutscher
 Militärattaché in Rom, 110, 201
- Ritchie, Neil Methuen, Generalleut-
 nant, 101, 131, 134, 143, 144, 146, 147, 148, 150
- Roatta, Mario, General, 219
- Röhm, Ernst, 20, 50, 59, 62'
- Rommel, Erwin (Vater des Feldmarschalls), 29
 Rommel, Gerhardt (Bruder), 29
- Rommel, Manfred (Sohn), 56, 66, 69, 73, 75, 77, 84,
 115, 165, 172, 181, 216, 217, 257, 265, 274, 275, 276,
 277, 278, 279, 280, 281, 289, 291, 292
- Rommel, Lucie Maria (Frau), 55, 58, 59,
 60, 69, 71, 73, 75, 77, 84, 100, 115, 118,
 156, 181, 182, 200, 209, 210, 216, 256, 257,
 261, 270, 273, 275, 276, 277, 278, 279, 280,
 281, 283, 287, 289, 290, 291, 292, 294, 295
- Roosevelt, Präsident, 264
- Rothenburg, Oberst, 76, 84
- Rüge, Vizeadmiral, 222, 224, 225, 226, 228
 230, 231, 241, 267, 268, 269, 270, 276, 287
- Rundstedt, Karl Rudolf Gert von, Feld-
 marschall, 207, 227, 228, 236, 237, 239, 240, 241,
 242, 244, 245, 250, 251, 252, 286, 287, 289
- Rust, Bernhard, Reichsminister für Erziehung,
 65
- SS, 26, 48, 60, 64, 91, 175, 219, 220, 221, 222,
 244, 255, 258, 272, 282, 291, 292
- Scheuening, Dr., 270
- Schirach, Baldur von, Reichsjugendführer der
 NSDAP, 64, 65
- Schlachten:
 Alam-el-Halfa, 102, 196, 197, 198, 214
 Cambrai, 34, 72, 73, 79, 106
 El Alamein, 63, 75, 83, 92, 94, 101, 102,
 106, 109, 120, 122, 137, 152, 168, 172, 191,
 196, 201, 202, 205, 207, 258
 Enfidaville, 217
 Frankreich (1940), 26, 72, 73, 87, 91,
 92, 224, 225
 Gazala, 101, 113, 128, 140, 143, 144, 146
 Halfaya-Pass, 27, 104, 110, 112, 125, 130,
 138, 225
 Kasserine-Pass, 212, 213, 214
 Medenine, 214, 215
 Operation Battleaxe, 112, 113
 Operation Crusader, 120, 137
- Sidi Barrani, 18, 93, 152, 179
- Sidi Rezegh, 124-127, 128, 131, 133, 134,
 149, 168, 178, 187
- Tobruk, Fall von, 20, 101, 103, 107, 109,
 110, 111, 113, 116-18, 123, 124, 126, 127,
 128, 130, 131, 134, 142, 148, 149, 150, 152,
 153, 105, 171, 178
- Tunesien, 96, 102, 166, 170, 193, 207, 211,
 213, 215, 216
 Wadi Akarit, 217
- Schmundt, General, Chefadjutant von Hitler,
 99, 100, 257
- Seelöwe, Operation, 89
- Seeckt, Hans von, Generaloberst, 53, 54, 58, 174
 Shulman, Milton, 193
- Sidi Rezegh, v. Schlachten
- Slim, Sir William Joseph, Generalleutnant,
 24, 206
- Smuts, Jan Christiaan, General, 63
 Soden, von, General, 56
- Sollum, 104, 110, 113, 124, 125, 128, 130,
 138, 151, 193, 225
- Speidel, Dr. Hans, Generalleutnant, 47, 166,
 245, 246, 247, 251, 255, 256, 263, 264, 265, 266,
 269, 272, 273, 274, 278, 292, 293, 294
- Sponeck, Graf, General, 217
- Sprösser, Major, 39, 40
- Stock, Prof. Dr., 270, 275
- Strölin, Dr. Karl Emil, Oberbürgermeister von
 Stuttgart, 256, 260, 261, 262, 263, 264, 265, 268,
 274, 278, 287, 289, 292
- Stülpnagel, Karl Heinrich von, General der
 Infanterie, Militärbefehlshaber Frankreich (seit
 Februar 1942), 263, 264, 271, 272, 273, 293
- Stülpnagel, Otto von, Militärbefehlshaber
 Frankreich (Dezember 1940 bis Februar 1942),
 247
- Stumme, General, 75, 201, 202, 211
 Tassigny, de, General, 292
- Thoma, von, General, 74, 75, 91, 92, 93, 106,
 150, 200, 205, 206
- Thomas, Georg, General, Chef des Wehrwirt-
 schaft- und Rüstungsamtes, 69
- Todt, Organisation, 226
- Tschechoslowakei, 62, 70, 260
- Tschimpke, Oberleutnant, 27
- Tuker, Sir Francis, Generalleutnant, 232
 Valiant, H. M. S., 115
- Versailles, Vertrag von, 49, 54
 V 1 und V 2, 231, 234
- Warlimont, Walter, Generalleutnant,
 stellvertretender Chef des Wehr-
 machtführungsstabes, 62
- Wavell, Archibald Percival, General
 (später Feldmarschall), 18-22, 26, 101, 106, 109,
 110, 111, 117, 140, 173, 217
- Wellington, Herzog von, 24, 120, 161
 Wessels, Maler, 102, 103
- Westphal, Oberstleutnant, 130, 131, 179, 180,
 181
- Widerstandsbewegung, französische, 91
- Williams, Brigadier, 108, 109
- Wilson, Präsident, 49
- Wingate, Orde, 39